Edgar S. Brightman
April 4, 1925

Grundzüge
einer
personalistischen Werttheorie

unter besonderer Berücksichtigung
wirtschaftlicher Wertprobleme

von

Dr. Folkert Wilken



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1924

Die Preise sind in Goldmark angegeben. Preisänderungen, besonders für Einbände, bleiben vorbehalten. Nach dem Ausland erfolgt Berechnung in Dollar.

Kapital und Kapitalzins. Von **Eugen von Böhm-Bawerk,** Prof. an der Universität Wien, k. k. Minister a. D. Vierte, unveränderte Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Friedrich Wieser, Wien. In 3 Bänden. 1921 Gmk 26.—, geb. 32.—

Erste Abteilung: **Geschichte und Kritik der Kapitalzins-Theorien.** XXVI, 546 S. gr. 8⁰ 1921 Gmk 10.—, geb. 12.—

Zweite Abteilung: **Positive Theorie des Kapitals.**
I. Band: Buch 1—4. XXIV, 488 S. gr. 8⁰ 1921 Gmk 9.—, geb. 11.—
II. Band: Exkurse. VIII, 350 S. gr. 8⁰ 1921 Gmk 7.—, geb. 9.—

Böhm-Bawerks „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorie" (1. Abtlg.) ist ein abgeschlossenes Meisterwerk, das dazu bestimmt ist, als eines der klassischen Werke der ökonomischen Wissenschaft erhalten zu bleiben. Die ökonomische Wissenschaft besitzt keine zweite dogmengeschichtliche Darstellung, die an ihre Höhe heranreicht. Seine „Positive Theorie des Kapitals" (2. Abtlg. I u. II) andrerseits ist heute das einzige und beste Lehrbuch für die theoretische Volkswirtschaftslehre, das wir haben.

Eugen Dührings Wertlehre. Nebst einem Exkurs zur Marxschen Wertlehre. Von Dr. **Gerhard Albrecht.** IV, 66 S. gr. 8⁰ 1914 Gmk 1.80

Inhalt: 1. Die Bedeutung der ökonomischen Werttheorie. — 2. Der Produktions- und Verteilungsgesichtspunkt (die „theoretische" und die „politische" Betrachtung). — 3. Das subjektive Bedürfnis als primäre Wertschätzungsursache. — 4. Die Beschaffungskosten. — 5. Der Wertinhalt. — 6. „Produktionswert" und „Positionswert". — Exkurs: Zur Marxschen Wertlehre.

Die Wertungslehre. Versuch einer exakten Beschreibung der ökonomischen Grundbeziehungen. Von Dr. **Wilhelm Keilhau,** Dozent an der Universität Kristiania. XII, 243 S. gr. 8⁰ 1923 Gmk 6.—

Inhalt: I. Voraussetzungen. 1. Logische und psychologische Grundbegriffe. 2. Ereignisse, Ursachen und Zustände. 3. Handlung und Beschluß. 4. Zweck und Wirksamkeit. — II. Der ökonomische Beschluß. 5. Konsumtion und ökonomische Wirksamkeit. 6. Persönliche Motivierung ökonomischer Zweckbeschlüsse. 7. Beeinflußte Motivierung ökonomischer Zweckbeschlüsse. 8. Vergleich mit der allgemeinen Lehre. III. Das ökonomische Handeln. 9. Erwerb. 10. Familien, Gewerbe und Betriebe. 11. Wirtschaftsfaktoren. 12. Ausbildung. 13. Das ökonomische Opfer. — IV. Die ökonomische Wertung. 14. Vergleich und Wertung. 15. Wertung und Beschluß. 16. Die Identitätswertung. 17. Werte. 18. Die ökonomischen Identitätswertungen und die ökonomischen Werte. 19. Die Kalkulation. 20. Die Statuswertung. 21. Die Erfolgswertung. 22. Erkenntnis und Wertung. — Register der Fachausdrücke.

Der soziale Gehalt der Marxschen Werttheorie. Von **Franz Petry,** Doktor der Staatswissenschaften. VIII, 70 S. gr. 8⁰ 1916 Gmk 2.—

Diese Untersuchung setzt sich zur Aufgabe, die Marxsche Werttheorie mit erkenntnistheoretischen Mitteln zu analysieren und deren heute noch viel umstrittene Methode als eine im Geist der idealistischen Philosophie aufgebaute zu erkennen. Es fällt damit ein neues Licht auf viele bisher dunkle Partien der Marxschen Oekonomie, besonders auch auf seine Geldlehre, was für das zentrale theoretisch-ökonomische Problem wie auch für die wichtigste politische Frage der Gegenwart, die Auseinandersetzung und Ueberwindung der materialistischen Bestandteile in der Marxschen Weltauffassung von hohem Wert ist. — Sehr eingehende, sachliche Kritiken wurden der Schrift gewidmet von Rudolf Stammler, Berlin (in „Jahrb. für Nationalökon." Bd. 108, Heft 2), Rudolf Hilferding (in „Archiv für die Geschichte des Sozialismus" Bd. 8, Heft 2/3), Conrad Schmidt (in „Sozialistische Monatshefte" 1916, Heft 7).

Philosophie der Volkswirtschaftslehre. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Von **Theo Surányi-Unger,** Dr. oec. publ. et phil., rer. pol. et iuris austr. et hung. Zwei Bände.

Band I: (Plato. Aristoteles. Machiavelli. Quesnay. Smith.) VIII, 400 S. gr. 8⁰ 1923 Gmk 10.—

Band II: *in Vorbereitung.*

Grundzüge
einer
personalistischen Werttheorie

unter besonderer Berücksichtigung
wirtschaftlicher Wertprobleme

von

Dr. Folkert Wilken



Jena
Verlag von Gustav Fischer
1924

Vorwort.

Die Abfassung der auf den folgenden Blättern entwickelten Grundzüge einer personalistischen Werttheorie ist äußerlich veranlaßt worden durch die Beschäftigung mit den wirtschaftlichen Wertproblemen. Der Verfasser aber mußte im Laufe der Jahre, in denen er sich den Fragen der wirtschaftlichen Wertprobleme widmete, erkennen, daß man das Wesen einer Sondergestalt des Lebens nur aus der Ganzheit der allgemeinen Lebenserscheinung, in die sie sich eingliedert, zu begreifen vermag. Das Wertwesen als Ganzes aber führt in seiner Problematik weit über die Grenzen der Wirtschaft hinaus, und zu seiner Erkenntnis hat man sich alles dessen zu bedienen, was die Psychologie und Philosophie für die Erkenntnis des im Werte sich darstellenden unsinnlichen Seins geleistet haben. Selbst diese beiden Wissenschaften aber sind in Sachen der Werterkenntnis in vielem von einer befriedigenden Erklärung des Wertwesens noch weit entfernt. Dem Verfasser war es nicht möglich, eine der mannigfaltigen Formen, in denen die Werttheorie psychologisch oder philosophisch aufzutreten pflegt, als Ausgang zu benutzen. Doch verdankt er es gerade dem Studium all der Werttheorien, die jede in einer besonderen Weise das einzigartige Problem des Wertes zu begreifen suchen, daß er zu jener Wendung der Anschauung in den Fragen der Werterkenntnis geführt wurde, für die er den Namen der personalistischen Werttheorie wählte. Diese auf den folgenden Blättern dargestellte Werttheorie ist über den ursprünglichen engeren Fragenkreis der wirtschaftlichen Wertprobleme weit hinausgewachsen und wendet sich ganz besonders an die psychologische und philosophische Forschung.

Auch kann vielleicht die Beschäftigung mit der personalistischen Werttheorie für manchen eine wertvolle Anregung in seiner persönlichen Lebensorientierung werden. Ja, nur in diesem Falle würde auch ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit eine Zukunft haben.

Folkert Wilken.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Wert als Gegenstand.

Dem gewöhnlichen Sprachverständnis wird es ungewohnt erscheinen, wenn man den Wert als einen Gegenstand bezeichnet. Denn unter Gegenständen versteht die alltägliche Sprache eigentlich nur diejenigen Dinge, die der Außenwelt angehören und sich als solche der menschlichen Persönlichkeit in einer gewissen Weise entgegenstellen. Es gibt eine moderne philosophische Richtung, die nicht nur die Naturdinge sich entgegenstellt, sondern alles, was überhaupt seiend ist, so betrachtet, als ob es dem erkennenden Ich wie ein „Gegenstand" sich gegenüberstelle, — gehöre es nun dem Gebiete der Gefühle, der Gedanken an, ja, mag es sich selbst um Ideen von übersinnlichen Welten handeln. Bei einer solchen Auffassung wird es dann möglich, selbst widersinnig konstruierte Gebilde, wie viereckige Kreise oder ausgedehnte Punkte, als „Gegenstände" zu betrachten. Der „Gegenstandstheorie" ist es besonders darum zu tun, die ganze Welt des Seienden dadurch zu erklären, daß sie jeden ihrer Teile in eine klare Gegenständlichkeit auflöst. Vieles, was nur als unklare Bewußtheit im gewöhnlichen Denken und Erleben erscheint, wird mit Hilfe experimenteller Methoden oder durch Ausbildung einer kritischen Selbstbeochtung überhaupt erst einmal in eine scharfe Gegenständlichkeit gehoben [1]).

Die Analyse der Dinge läßt in der gegenstandstheoretischen Betrachtung einen recht verwickelten Aufbau erkennen. Denn immer kann das, was die Bedingung der Erkenntnis eines jeden

[1]) A. von Meinong, Über Annahmen, 2. Aufl. 1910; Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften, Leipzig 1907; Über die Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens, Berlin 1906; Über Gegenstände höherer Ordnung und deren Verhältnis zur inneren Wahrnehmung, Ztschr. f. Ps. und Phys. der Sinnesorgane, Bd. 21, Leipzig 1899, S. 182 ff. Ferner von Meinong und seinen Schülern: Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie, Leipzig 1904. — E. Husserl, Logische Untersuchungen, Bd. I u. II, Halle 1913 ff. Auch Driesch, Ordnungslehre, Jena 1912.

Gegenstandes ist, wiederum wie ein selbständiger Gegenstand angesehen werden. Durch diese Art der Betrachtung ergibt sich die Eigentümlichkeit, daß jedes Merkmal, jede Beziehung gleichwertig behandelt wird. In dem solchermaßen nivellierten Begriff des Gegenstandes verwischen sich zunächst alle Unterschiede in der Bedeutung, welche doch den verschiedenen Merkmalsgruppen und Gegenstandsklassen in unterschiedlicher Weise anhaftet. Nehmen wir ein Ding der Naturwelt, einen Baum. Soweit wir seine Merkmale nach Farbe, Gestalt, Wachstum, ferner die Anordnungsbestimmtheit, das so-bestimmte Bei-einander und Zusammen der Einzelbeschaffenheiten, kurz den gesamten anschaulichen Inhalt des Baumes beschreiben, steht er als Objekt, als „Sosein", als „Gegenständlichkeit" vor uns.

Vergegenwärtigen wir ihn uns aber als Wahrnehmung oder als Vorstellung oder als Begriff, so tritt er uns hier in den verschiedenen Formen seines „Gegebenseins", des Gegebenseins seines Soseins, seiner Gegenständlichkeit vor die Seele. Der Baum ist uns in anderer Weise in der Wahrnehmung gegeben als in der Vorstellung (wenn wir die Augen geschlossen halten); und er ist wieder ein anderer als bloß gedachter, in der Idee vergegenwärtigter, wo das Bildhafte der Vorstellung in Wegfall gekommen ist[2]). Wir meinen dann nur noch etwas derartiges, ohne es uns ausdrücklich vorzustellen. Alle diese Charaktere des Gegebenseins werden gegenstandstheoretisch wie selbständige Gegenstände behandelt.

Man kann dem realen Gegebensein sinnlicher Gegenstände in Wahrnehmung, Vorstellung und Begriff noch ein phänomenales voranstellen, im Sinne des schlichten Gegebenseins in der Anschauung. Das Empfindungsgebilde der Anschauung bedeutet erkenntnistheoretisch für das anschauende Subjekt etwas Passives, eine reine Perzeption des sich ihm einprägenden Sinneseindruckes. Der Terminus „Erlebnis" kennzeichnet diese Art von Gegebensein. Was die Wahrnehmung der Anschauung gegenüber auszeichnet, ist ein spezifischer Aktcharakter, ein apperzeptives Moment. Die Wahrnehmung ist eine bestimmt aufgefaßte Anschauung. Sie ist

---

[2]) Über den phänomenologischen und sonstigen Unterschied von Wahrnehmungen (Empfindung) und Vorstellungen vgl. C. Stumpf in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 1918. Meinong spricht in Polemik gegen die Verwendung des Existenzbegriffes für die in der Vorstellung gegebenen Gegenständlichkeiten von Pseudoexistenz (Existenz nur für den Vorstellenden). Vgl. Über die Erfahrungsgrundlagen unseres Wissens a. a. O., S. 56.

wie die Vorstellung und der Begriff zerlegbar in Form und Inhalt, was von der Anschauung nicht gilt. In Wahrnehmung, Vorstellung und Begriff bezieht sich ein subjektiv Aktuelles auf eine Gegenständlichkeit, auf ein Sosein. Form und Inhalt treten zusammen und in einer bestimmten Identität von Subjektivem und Objektivem bildet sich der Gegenstand, so wie er dem erkennenden Bewußtsein gegeben ist. Was Husserl und F. Brentano[3]) als „Akterlebnisse" bezeichnen und in scholastischer Sprechweise Intention auf eine Bedeutung oder intentionale Inexistenz eines Bedeuteten in der Anschauung nennen, was eine moderne Richtung der Transzendentalphilosophie[4]) als konstitutive Kategorie begreift, das zeigt an, inwiefern in der Wahrnehmung der anschaulich gegebene Inhalt durch eine außer ihm liegende, ihm identisch angepaßte geistige Form bereichert und zum Gegenstande entwickelt wird. Wahrnehmung, Vorstellung und Begriff sind Gradabstufungen in den Erscheinungsweisen der Gegenstände, auf deren Unterschiede an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Es sollte nur geklärt werden, wie in den Gegebenseinsformen von Soseinsinhalten die Gegenstände erzeugt werden, insofern sie für ein erkennendes Subjekt existent sind. Wahrnehmung, Vorstellung und Begriff erheben die anschaulich gegebenen Inhalte zu Gegenständen. Dies ist die gleichartige Leistung der sonst unterschiedenen drei Formen des aktuellen Gegebenseins. Das inaktuelle Gegebensein in der Perzeption des anschaulichen Eindrucks erzeugt noch keinen Gegenstand. In dieser phänomenalen Sphäre handelt es sich nur um ein Gegebensein des Soseins. Doch ist es schwer, auf dieses vor-gegenständliche Stadium den Begriff des Gegebenseins anzuwenden, da die Scheidung von Subjektivem und Objektivem in der Anschauung nicht ausgeprägt ist.

Im „Gegebensein" des Gegenstandes liegt ein erkenntnistheoretisches Problem, welches die Beziehung des Gegenstandes

---

[3]) F. Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkt. I. Band, Leipzig 1874. Husserl, Log. Unters. II. Band.

[4]) Windelband, Vom System der Kategorien. Philos. Abh., Sigwart gewidmet, Tübingen 1900. Ders., Die Prinzipien der Logik in Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. Tübingen 1912. — Lask, Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre. Tübingen 1911. So sehr wir Lask im Allgemeinen der philosophischen Anschaunug, speziell in der platonisch gehaltenen Theorie vom Geistigen zustimmen, um so mehr bedauern wir es, daß seine so stark rationalisierende Denkweise, die er mit allen Transzendentalphilosophen gemein hat, ihm die Erkenntnis und Anerkenntnis der seelischen Wirklichkeiten und ihrer Seinsbedeutung verschließt. Er bleibt in einer Zweiweltentheorie haften.

zu einem Subjekt, dem er gegeben ist, zum Inhalt hat. Für dieses Subjekt wird der Gegenstand existent. Die weitere Frage entsteht, ob der Gegenstand auch ohne ein solches Gegebensein für sich existent sein kann, ob er einem Wirklichkeitsbereiche angehört, in dem er ein eigenes Dasein führt und dadurch ein Individuum für sich bildet. Beim Gegebensein handelt es sich um die Existenz, die Gegenwärtigkeit, die Individualisierung des Objektes durch und für ein Bewußtsein; beim Dasein handelt es sich um eine unabhängige für sich seiende Individualisierung des Objektes durch eine von einem subjektiven Bewußtsein unabhängige Wirklichkeit, es handelt sich um seine reine Existenz, um seine Selbstexistenz.

An jedes Sosein kann man die Existenzfrage in diesem Sinne stellen. Der naive Realismus, der morgens die Umwelt so wieder findet, wie er sie abends aus seinem Bewußtsein ausschloß, nimmt die selbständige Existenz der Außenwelt ohne weiteres an. Dasselbe tut der kritische Realismus. Jede philosophische Richtung hat das Realitätsproblem von ihrem Standpunkte aus zu lösen versucht. Wir gehen darauf nicht ein. Wir weisen nur auf die drei Realitätswelten hin, in denen die Dinge ihr Dasein haben und sich individualisieren: die Körperwelt oder Naturwirklichkeit, die Seelenwelt oder Seelenwirklichkeit, die Geistwelt oder Geistwirklichkeit. Der Baum existiert mit seinem Sosein an sich in der Naturwirklichkeit; in seinem Gegebensein als angeschauter, wahrgenommener, vorgestellter oder gedachter in der Seelenwirklichkeit; in seinem Wesen, seiner idealen Bedeutung in der Geistwirklichkeit.

Wenn Sosein, Dasein und Gegebensein Bestimmungen des Gegenstandes sind[5]), so besteht für das Denken die Möglichkeit, sich sowohl das Dasein wie auch das Gegebensein als ein Sosein (Gegenständlichkeit) zum Gegenstande des Denkens zu machen, zum Gegebensein zu bringen[6]). Abstrahiert man von einem Gegenstande die Gegenständlichkeit und das Gegebensein, dann ist es gelungen, „die Gegenstandsbestimmtheit des Daseins in ihrer Selbstgegenwart zu erfassen und damit den Existentialbegriff in der

---

[5]) Vgl. O. Selz, Existenz als Gegenstandsbestimmtheit. Münchener philos. Abh., Leipzig 1910, S. 255 ff. Er sagt statt Sosein: „Wiebestimmtheit". Der Ausdruck Sosein wird von Meinong und Driesch bevorzugt.

[6]) Indem Driesch die Soseinsmerkmale endgültig bestimmen will, gerät er sofort in Schwierigkeiten. Vgl. Ordnungslehre S. 82. Er schwankt, ob er Raum und Zeit ihnen zurechnen soll, er läßt schließlich die Zeit fallen, aber die Bestimmungen durch Raum und Zahl stehen dann neben „Solchheit" und „Anordnungsbestimmtheit". Wir halten das für Willkür.

Anschauung erfüllt zu sehen[7])." Die Gegenstandsbestimmtheit umfaßt die Gegenständlichkeit, das Gegebensein und das Dasein (letzteres wird von Selz Selbstgegenwart genannt). Es können somit auch die Daseins- und Gegebenseinsbestimmungen einer Gegenständlichkeit selbst wiederum zu Gegenständlichkeiten mit eben jenen Seinsbestimmungen (Dasein und Gegebensein) erhoben werden, wodurch ihnen die Erkennbarkeit zuteil wird. So wird es möglich, das Erkennen zu erkennen und auch das vom Erkennen unabhängige Dasein der Gegenstände zu erkennen. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese philosophischen Probleme hier aufzurollen, sondern wir wollen uns der in ihnen liegenden Wahrheiten bedienen und vor allem an der Hierarchie der drei Wirklichkeitsreiche des Körperlichen, Seelischen und Geistigen festhalten, innerhalb deren Gegenstände als für sich seiende Individualitäten existieren[8]).

---

[7]) Selz, a. a. O., S. 267.

[8]) Wenn Selz (a. a. O., S. 271) behauptet: „Allgemeine Gegenstände, wie die geometrischen Figuren, können ihrem Begriffe nach nie existierende, individuelle Gegenstände nur existierende Gegenstände sein," so ist hier im Grunde der Maßstab für den Charakter der Existenzialität einseitig von der Realität der naturwirklichen Individuen genommen, die ja bei allen Untersuchungen über das Existentialproblem im Vordergrunde stehen. Vgl. auch A. Dyroff, Über den Existenzialbegriff. Freiburg 1912. Er beschäftigt sich auch mit der Psychogenese desselben. Die allgemeine Existenzfrage spitzt sich aber dahin zu, ob es ein Wirklichsein, ein Dasein nicht-naturwirklich-räumlicher Gegenstände gibt. Für die Seele wird eine solche Wirklichkeit schon leicht von denen zugestanden, die die Geistwirklichkeit nicht anerkennen, und umgekehrt eine Geistwirklichkeit von denen, die in den seelischen Wirklichkeiten kein Problem sehen. Nur schwer kann eigentlich von dem abstrakten Apriorismus der Kantischen Erkenntnislehre ein Zugang zu der Realität des Geistigen gefunden werden, wie es etwa beim Platonismus möglich ist. Mit der Geistwirklichkeit sind noch nicht gleichzusetzen die Gedanken über erschlossene Erkenntnisvoraussetzungen, die vor aller Erfahrung liegen, sondern es ist damit gemeint, eine für sich seiende Realität, wie sie auch in die physische Welt herein wirkt in dem, was man Bedeutungserfassung nennt. Hierfür sei verwiesen auf die logischen Untersuchungen Husserls, ferner auf Hegels kleine Logik in der Encyclopädie, auch auf die Vorreden zur Rechtsphilosophie und Phänomenologie; in neuerer Zeit auf die Logik des Ursprungs bei Cohen u. a. m. Hier und auch noch bei Lotze im Begriff des Geltens finden wir noch ein stärkeres Realerleben der Geistwirklichkeit transzendentaler Realitäten. Dieses hat sich bei Denkern, wie Rickert (transzendentales Sollen), Windelband und Lask zu einem aus logischer Konsequenz gebildeten abstrakten Gedanken verflüchtigt.

Es soll durchaus nicht bestritten werden, daß der Allgemeinbegriff z. B. von einer geometrischen Figur als reine Abstraktion gedacht werden und so im wahren Sinne der „Philosophie des Als Ob" als Fiktion bezeichnet werden kann. Aber man kann dieses nominale Begriffsbild bei geänderter Denkhaltung auch in der Realität seiner geistigen Hintergründe beleben. Alles dasjenige, was früher als intellektuelle

Auch der „Wert“ ist ein Gegenstand und gibt das gegenstandstheoretische Problem seiner Gegenstandsbestimmtheit auf. Auch beim Werte fragt es sich, wie er als so-seiender beschaffen ist, welcher Seinswirklichkeit er angehört und welches die Bedingungen seiner subjektiven Bewußtwerdung, seines Gegebenseins sind. Durch sein Gegebensein wird er in Beziehung zu einem erkennenden Subjekt gebracht, so daß es möglich wird, ihn in seinem Sosein zu erfassen und auch in seinem Dasein, in dem er ohne ein solches erkennendes Subjekt existiert und in einer bestimmten Seinsart als naturwirklicher, oder seelenwirklicher oder geistwirklicher Gegenstand sich individualisiert. Es wird auch möglich sein können, daß er in seiner Gegenstandswirklichkeit auf mehr als ein Seinsgebiet sich erstreckt. In diesem Falle müßte er aus heterogenen, verschiedenen Seinsgebieten angehörigen Soseinsbeschaffenheiten zusammengesetzt sein.

Es wird bisweilen behauptet, den Gegenständen, etwa der äußeren Welt, komme ein Wert an sich zu, es wohne ihnen die Bedeutung, Nutzen zu stiften inne oder dergleichen. Eine solche Behauptung betrifft die Soseins- und Existenzfrage des Wertes unmittelbar. Wenn erkannt würde, daß der Wert ein psychischer oder ein idealer Gegenstand sei, so wäre damit gleichzeitig ausgemacht, daß er gewiß kein immanentes Merkmal eines körperlichen Gegenstandes sein könnte, sondern diesem nur als Prädikat unter bestimmten Voraussetzungen zuordbar wäre.

Anschauung, als Selbstsetzung (Fichte), heute als Intuition (Bergson), Wesensschauung (Husserl) verkündet wurde und eine bestimmte Erkenntnisform benennen sollte und soll, das bleibt zu beachten als eine notwendige Reaktion auf den rationalen erkenntnistheoretischen Agnostizismus in geistigen Wirklichkeiten.

Es ist gewiß eine ernste Frage, die an diese Erkenntnismethoden gestellt werden muß: wie sie mit Gewißheit erweisen können, daß jenseits von dem Gegebensein für ein Subjekt, das Dasein von Gegenständen für sich selbst als körperlicher, seelischer oder geistiger Wirklichkeiten Wahrheit ist, ja daß man auch von einem individuell bewußten Aufleuchten des Gegenstandes in sich selbst in gewissen Fällen sich ein Wissen verschaffen kann, nämlich vor allem dann, wenn es sich um die Erkenntnis des Wesens des menschlichen Ich handelt. Dem überwiegenden Rationalismus gegenüber muß es immer wieder ausgesprochen werden, daß die genannten Erkenntnismethoden die Möglichkeit zu unmittelbarer Erkenntnis geistiger Wirklichkeiten, wie der Existenz von Universalien, bieten. Der Allgemeinbegriff der geometrischen Figur kann sowohl als ein abstrakter Name bewußt sein, der keinerlei Hinweis auf die geistige Realität der Idee oder des Wesens enthält, er kann aber auch sich in größerem oder geringerem Grade zu dieser geistigen Anschauung wirklich beleben. — Wir deuten diese Probleme an dieser Stelle erstmalig an. In den späteren Untersuchungen zur Werttheorie werden wir immer wieder auf sie treffen und dabei Gelegenheit finden, sie zu verdeutlichen.

Aber in noch ganz anderer Weise spielt das Existenzialproblem in die Wertverhältnisse hinein. Ehrenfels[9]) sagt: „Wert schreiben wir denjenigen Dingen zu, welche wir entweder tatsächlich begehren oder doch begehren würden, falls wir nicht von ihrer Existenz überzeugt wären.“ Meinong erblickt den Wert als solchen in der Fähigkeit eines Existierenden, unter ausreichend günstigen Umständen Werthaltungen, die sich auf ihn beziehen, zu veranlassen[10]). Die Werthaltung gibt sich nach ihm darin kund, wie man durch seine Gefühle zur Wirklichkeit als solcher Stellung nimmt. Diese Wertgefühle sollen den Begehrungen besonders noch voraufgehen. Ferner weist er darauf hin, daß man vieles schätzt und wertet, was man nicht begehrt[11]). Seiner These: „Werthaltung ist Existenzgefühl“ macht Meinong späterhin den Einwand, daß es auch solchen Dingen gegenüber, die nicht existieren, ein Wertgefühl gibt[12]). Auf noch weitere Unterscheidungen drängen folgende Bemerkungen[13]): „Nirgends ist der Umstand, daß dies oder jenes existiert, Sache ästhetischen Verhaltens, vielmehr stets umgekehrt dies, daß etwas, das auch ein Existierendes sein kann, so und so beschaffen ist, indes sich das Wertgefühl allemal dem Umstand zuwendet, daß ein gewisses so und so Beschaffenes existiert.“ Dieser Gedankengang kann vom Standpunkte der Nationalökonomie noch dahin erläutert werden, daß der sogen. „Gebrauchswert“ auf das Sosein von Gegenständen sich bezieht (also für die Gefühlswerttheorie bestimmte Inhaltsgefühle postulierte); daß aber der „Tauschwert“ auf die Existenz von Gegenständen abzielt. Der Tausch ist dabei als spezielles Mittel gedacht, eine Existenz im Sinne der individuellen Besitzmöglichkeit zu verwirklichen. Nicht Existenz überhaupt. Eine solche wird auch durch den Produktionsprozeß verwirklicht.

Unschwer wird man auch herausfühlen, daß das Herantragen der Wertfrage an das Sosein der Gegenstände und an ihre Existentialität in dieselbe Richtung weist, wie die in der Nationalökonomie so wichtig gewordene Wertbestimmung durch die Begriffe Nutzen und Seltenheit. Beide beziehen sich ganz offenbar

[9]) v. Ehrenfels, System der Werttheorie, Bd. 1, S. 26; S. 6, 18: Das Begehren geht „auf die Existenz oder Entstehung eines Dinges . . . . oder auf die Nichtexistenz oder Vernichtung eines Dinges“.

[10]) Meinong, Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie, S. 25; Über Werthaltung und Wert, Arch. f. syst. Ph. 1, S. 332 ff., S. 340 ff.

[11]) Meinong, Über Annahmen, a. a. O., S. 332 ff.

[12]) Ebenda S. 330.

[13]) Ebenda S. 320.

auf verschiedene Sphären des komplexen Wertungsvorganges. Während der Nutzen eine Soseinsbeschaffenheit von Gegenständen meint, bezieht sich die Seltenheit ganz offenbar auf die Existentialität solcher Gegenstände. Die Werttheorie wird eine klare Beziehung schaffen müssen zwischen der den Gegenständen zukommenden Wertqualität und dem Sein dieser Gegenstände. Einem gedachten Gegenstande, einem Nahrungsmittel etwa kann Wert zugesprochen werden. Aber dieser Wert wird seine Funktion, die dem Wertwesen inhärent ist, nicht durch diesen Gegenstand erfüllen können, da dazu erforderlich wäre, daß dieser Gegenstand in realer Seinsweise aufträte und noch dazu in bestimmter Lokalisation innerhalb des räumlichen Seins existent würde. Werthaltung und Wertverwirklichung sind die zwei großen Seiten aller Wertungsvorgänge, denen so viele werttheoretische Begriffspaare, wie Aufwand und Erfolg, Nutzen und Kosten, Lust und Unlust usw. ihre Entstehung verdanken. Immer liegt hier der Gegensatz von Werthaltung und Wertverwirklichung, von Sosein und Existentialform zugrunde.

Bastiat beginnt in seinem Werke über die Harmonies économiques das Kapitel über den Wert mit Worten, die nicht zu Untersuchungen, wie den nachfolgenden ermuntern können: „Dissertation, ennuie; dissertation sur la valeur, ennuie sur ennuie.“ Langeweile entsteht immer da, wo man keinen Wert mit den Dingen verbinden kann. Und in der Tat gibt es wohl viele Untersuchungen über den Wert, die in keiner Weise irgendwie fruchtbar gemacht werden können. Solche Untersuchungen bieten meistens auch dem, der nur erkennen möchte, nicht die Wahrheiten, die er sucht. Das Problem des Wertes ist nun aber ein solches, das wie kaum ein zweites, in solch vielseitigem Umfange sich in alle Gebiete der menschlichen Persönlichkeit hinein erstreckt, daß eine Klarheit über dasselbe sofort verlorengeht, wenn man nicht von den allerweitesten Gesichtspunkten an dasselbe herantritt. Das ist durch die nationalökonomischen Werttheoretiker in keinem Falle getan worden, weshalb die Theorie auf diesem Gebiete gerade wie in einem Zirkel festgelaufen erscheint. Hiermit soll nicht ein Vorwurf gegen die Theorie ausgesprochen werden, denn das, was trotzdem geleistet worden ist, besitzt, wenn man alles zusammennimmt, einen unvergänglichen Wert. Was die nachfolgenden Untersuchungen bezwecken, ist vor allem darin zu sehen, daß sie das Denken über den Wert in der Wirtschaft über die unmittelbaren Einsichten des gesunden Menschenverstandes hinausführen wollen, der gerade

bei diesem Problem das nicht zu leisten vermag, was das Evidenzbedürfnis aller Theorie erfordert. Wir sind davon überzeugt, daß der theoretische Nationalökonom in Zukunft immer tiefer in das Studium der psychologischen und philosophischen Probleme hineinwachsen muß, wie der Ingenieur in die Fragen der betriebswirtschaftlichen Organisation seines Werkes.

Die Bedeutung solch umfassender Untersuchungen über das Wertproblem, wie wir ihnen im folgenden obliegen, reicht noch über die Spezialfragen der Wirtschaft hinaus. Diese Untersuchungen werden wesentlich auch dazu beitragen, den Wissenschaftstypus zu bestimmen, der die Wissenschaften vom Charakter der Nationalökonomie grundsätzlich von den sogen. Naturwissenschaften und Geschichtswissenschaften unterscheidet, und nicht mit den Kriterien dieser Wissenschaften irgendwie in seinem Wesen beschrieben werden kann.

Zweites Kapitel.

Die Analyse des Wertungsvorganges und des Wertbewußtseins.

I. Wenn man sich gegenstandstheoretisch auf das Sosein des Wertes besinnt, in dem Sinne wie es im voraufgehenden Abschnitt am Beispiele des Baumes gezeigt wurde, so wird man alsbald zu einer eigenartigen Wortbildung geführt, bei der es nicht feststeht, ob das, was sie meint, dem Werte oder der Wert diesem zugrunde liegt. Man spricht nämlich von Wertung, auch von „werten" und deutet damit auf eine subjektive Tätigkeit hin, die offenbar wertbildender Art ist. Von einem Baume lassen sich entsprechende Tätigkeitsbegriffe nicht bilden. Aber selbst wenn man von Pflanzung und „pflanzen" spricht, so meint man damit eine nicht aus der physischen Welt fließende schöpferische Tätigkeit, sondern einen aus der menschlich persönlichen Welt stammenden formbildenden Anteil an ihr. In dieser Weise deuten schon die Sprachformen darauf hin, daß der den Dingen zukommende Wertgehalt — gesehen in der menschlichen Perspektive — nicht aus wertbildenden Instanzen in den Dingen selber stammt. Wenn deshalb Gegenstände für den Menschen Wert gewinnen, so setzt das voraus, daß irgend etwas Menschlisches zu ihnen in Beziehung gebracht worden ist.

Wenn es eine erkenntnistheoretische Selbstverständlichkeit ist, daß die Bedingungen des Wertgegebenseins, also das Anschauen, Wahrnehmen, Vorstellen und begriffliche Denken von Werten subjektive Vorgänge sind, so gilt dasselbe offenbar auch für die Gegenständlichkeit, das Sosein des Wertwesen, so daß sein Ursprung und seine wie immer beschaffene Stofflichkeit nur in einem menschlichen Subjekt vorgefunden werden kann. Daraus würde folgen, daß jedwede Wertdignität, die einem Gegenstande zugeschrieben wird, immer nur ein irgendwie vermittelter subjektiver, dem Objekt hinzugesetzter seelischer oder geistiger Charakter sein kann, der mit der objektiven Gegenständlichkeit desselben

zu einer begrifflichen Einheit verschmolzen und dann als „Wertobjekt“ bezeichnet wird[1]). Der Wert des Wassers ist kein materielles Merkmal des Wassers. Er ist, wenn man ihn auf die menschliche Persönlichkeit als wertschöpferische Instanz bezieht, ein subjektiver: seelenwirklicher oder geistwirklicher Gegenstand, was noch zu untersuchen sein wird.

Nun aber kann man sagen, daß Wasser seinen Wert, den Durst zu löschen, auch dann behält, wenn im Augenblick niemand Durst verspürt und nach diesem Wasser Verlangen hat. Der nationalökonomische Begriff des Gebrauchswertes schließt durchaus diesen Zustand der Wertmöglichkeit im Sinne von „Wert“ ein. Ehrenfels trägt ihm durch den Begriff der Begehrbarkeit im Sinne von Wert Rechnung, ebenso Urban mit Ausdrücken wie: „desirability of the object, although not necessarily the fact of actual desire;“ „the utility = instrumental desirability[2]).“ Meinongs Begriff des Gegebenheits-Potentialwertes liegt auch in dieser Richtung, da er besagt, daß das Subjekt am Objekt Daseinsfreude hat, sofern ein bestimmter Anlaß vorliegt (der in unserem Falle die Durstempfindung wäre)[3]). Es liegt sozusagen eine Art Wertvoraussicht, im Rahmen der Wirtschaft eine Wirtschaftsvoraussicht allen allgemeinen, über die Aktualität des Augenblicks hinausgehenden Werthaltungen zugrunde. Im Grunde handelt es sich doch in allen diesen Beispielen von „Wertverobjektivierungen“ um einfache Verallgemeinerungen auf Grundlage der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit aktueller Wertungen. Das Wasser ist in bezug auf die Allgemeinheit seiner Wertbedeutung (Gebrauchswertes) hypothetisch behandelt, wenn man ihm in abgekürzter Redeweise schlechthin Wert zuschreibt. Das darf über das Wesen des Wertes und seine Entstehung nicht hinwegtäuschen.

Wenn man die Entstehung des Wertes durchaus in das menschliche Subjekt verlegt und das Wertwesen selber in seiner Substantialität (Sosein) als ein Stück Subjektivität vorläufig beschreibt, so wird man sich doch den Blick offen halten müssen

---

[1]) Windelband, Einleitung in die Philosophie, Tübingen 1914, S. 244: „Schon die geringste Skepsis zeigt, daß solche Wertprädikate nicht als Eigenschaften den Dingen oder Verhältnissen an sich selbst allein zukommen, sondern daß sie ihnen erst zuwachsen durch die Beziehung auf ein wertendes Bewußtsein.“

[2]) W. M. Urban, Valuation, its nature and laws, London, Sonnenschein 1909, S. 78 und passim.

[3]) Meinong, Für die Psychologie und gegen den Psychologismus in der allgemeinen Werttheorie, Vortrag auf dem Philosophenkongreß in Bologna 1911. Sonderdruck, S. 7; auch abgedruckt in der Zeitschrift Logos.

dafür, daß es subjektive Wertinstanzen geben mag, die der menschlichen Persönlichkeit übergeordnet sind und von denen die menschliche Wertschöpfung wiederum auch Impulse und Richtlinien empfangen kann. Schon in der Transzendentalphilosophie mit ihrem Begriff des überpersönlichen Geltens der Werte des Wahren, Guten und Schönen ist auf solche Wertinstanzen ganz offenbar Bezug genommen[4]).

Doch sehen wir zunächst von den überpersönlichen Wertwirklichkeiten und Wertentstehungen ab und beschränken uns schon um des wirtschaftstheoretischen Endzieles dieser ganzen Untersuchungen willen auf die Fragen der persönlich subjektiven Wertbildung. In die Beantwortung dieser Fragen werden sich die überpersönlichen Wertprobleme an den Stellen, wo sie maßstäblich der menschlichen Persönlichkeit gegenübertreten, von selbst einfügen.

So vergegenwärtigen wir uns denn zunächst den Wertungsvorgang, so wie er in der menschlichen Seele entsteht, sein Dasein in ihr hat und sich in seiner Gegenständlichkeit von anderen Gebilden der menschlichen Seele abhebt. In diesen drei Hinsichten müssen wir uns das Wesen des Wertes verdeutlichen und uns dabei der Methoden bedienen, die für die Erkenntnis seelischer Tatsachen zur Verfügung stehen. Auf die moderne experimentelle Untersuchung des Wertungsvorganges verzichten wir. Was mit ihrer Hilfe für das Wertproblem zu leisten ist, das ist durch Th. Häring geschehen, dessen Arbeit wir aus diesem Grunde zum Gegenstand einer eingehenden Besprechung im Anhang gemacht haben. Unter Ausschaltung der Methode der Fremdbeobachtung verbleiben nur

---

[4]) Siehe den Begriff des transzendentalen Sollens bei Rickert: Gegenstand der Erkenntnis, 2. Aufl.

Weiter vergleiche man den Begriff der Übergegensätzlichkeit bei E. Lask: Die Lehre vom Urteil, Tübingen 1912, S. 125: „Nur positiver Wert und Unwert, aber nicht der Wert überhaupt, kann in der nachbildlichen Region seinen Ursprung haben, und der in ihr vorkommende Wert kann nicht der Wert, sondern nur ein nachbildlicher und abgeleiteter Wert sein. Nicht Gelten und Wert überhaupt, sondern nur Geltung und Wertgegensätzlichkeit bilden das Spezifikum der nachbildlichen Region, wovon es in der urbildlichen keine Spur gibt. So muß der Unterschied von Gegensatzlosigkeit und Gegensätzlichkeit auch in das Geltungs- und Wertproblem eingeführt werden. . . . . Wenn man sich recht besinnt, so findet man vielmehr, daß die Geltungs- und Wertgegensätzlichkeit so auf ein Jenseits hinweist, daß dieses geltungs- und wertartig überhaupt sein muß.“ Diese von platonischem Geist getragenen Gedanken dürfen auch als eine Bestätigung der im ersten Kapitel vertretenen Gegenstandstheorie der Realität des Allgemeinen genommen werden.

die zwei weiteren der fremden Selbstbeobachtung und der eigenen Selbstbeobachtung. Die Ergebnisse der fremden Selbstbeobachtung liegen in den Veröffentlichungen der Philosophen und Psychologen über das Wertproblem vor, die wir stets eingehend berücksichtigen werden.

II. Wenn wir von der Entstehung von Werten oder Wertungen sprechen, so müssen wir diesen Ausdruck in doppeltem Sinne verstehen. Einmal kann unter Entstehung hier der Prozeß der Seinswerdung des Wertgebildes verstanden werden, andererseits kann man damit aber auch nur die Ursache meinen, die wirksam sein muß, damit es zu jenem Prozeß der Wertbildung überhaupt kommt. Der Begriff der Entstehung vom Werte weist in dieser letzteren Form auf eine irgendwie auslösende Ursache hin, die der Anlaß wird zur Selbstentfaltung eines seelischen Charakters, in dem sich das Sein eines Wertwesens bildet. Solche Anlässe für die Entstehung von Werten können entweder im Subjekt als Bedürfnisintention oder dergl. sich begründen oder aber noch weiter nach außen verfolgt werden, von wo sie sozusagen objektiv werterregend wirken. Gesetzt, jemand sei im Augenblick ohne Erlebnis eines Wertes. Da tritt ein Gegenstand in sein Wahrnehmungsfeld und regt ein Bedürfnis nach ihm an, so daß er den Besitz jenes Gegenstandes nach dem Erfüllungswert des Bedürfnisses, nach Wertzuwachs oder Wertentgang wertet. In diesem Falle leistet zwar das Subjekt die Wertung, aber der genetische Anstoß zum Werten war doch ein objektiver Gegenstand außer ihm. Man kann also die genetische Wertbildung nicht durch die einseitige Initiative eines Subjektes in jedem Falle erklären. Nur die Bedingungen der Möglichkeit der Seinswerdung einer Wertgegenständlichkeit sind in jedem Falle subjektiv; die Ursachen des zeitlichen Eintritts desselben sind subjektiv oder objektiv.

Im Rahmen aller dieser mit dem Werte verknüpften Subjektivitäten, die die Wertung darstellen, hat dasjenige keinen Platz, welches als das „Wertgehaltene“ mit dem Ausdruck „Wertobjekt“ belegt zu werden pflegt. Es liegt nahe, anzunehmen, daß ein Werten ohne Gewertetes dieselbe Daseinsweise führt, wie ein Urteil ohne Geurteiltes (Urteilsinhalt), wie ein Erkenntnissubjekt ohne Erkenntnisgegenstand. Ein jeder Urteilsakt erscheint unselbständig, bedingt durch einen Inhalt, auf den er sich urteilend bezieht, über den er urteilt. Ähnlich scheinen die Dinge beim Werten zu liegen, das ohne ein Objekt, auf das es bezogen ist,

gegenstandslos in ein Nichts tendieren würde. Diese Entsprechung einer Polarität von Urteil und Urteilsinhalt zu derjenigen von Wertung und Wertobjekt dürfen wir aber doch nicht anders als per analogiam einander gegenüberstellen. Denn bei genauerem Hinsehen wird es erkennbar, daß die Verbindung des Urteils mit seinem Inhalt eine andersartige und vielleicht engere ist, als diejenige zwischen einer Wertung und seinem Wertobjekt. Wir klammern uns deshalb nicht an diese Analogie, sondern untersuchen selbständig das Verhältnis des Subjektiven zum Objektiven in den Wertverhältnissen, ganz so, wie es sich in dem Bewußtsein von den Wertgegebenheiten darstellt.

Wenn man das Verhältnis des Objektiven zum Subjektiven im Wertbewußtsein erkennen will, muß man sich klar darüber sein, daß die ursprüngliche Form der Wertung nicht das Werturteil, sondern ein selbständiger seelischer Erlebnisprozeß ist, der sich auf dreifacher Grundlage abspielt. Zur Bezeichnung dieser Grundlagen seien zunächst die gewöhnlichen Ausdrücke verwandt, nach denen man spricht von den Objekten der Wertung, von Bedürfnissen und schließlich auch von der Wertung selber. Die Unterscheidung von Wertung und Bedürfnis ist von entscheidender Bedeutung. Ein Bedürfnis, z. B. eine Hungerempfindung, ist noch keine Wertung, sondern bildet eine mögliche Grundlage für sie. Hätten wir nicht eine egoistische Wertinstanz in uns, so würden alle Hungerempfindungen weder positiv noch negativ bewertet werden und keine planmäßigen Schritte, sondern nur Reflexbewegungen zu ihrer Beseitigung erzeugen. Die psychologische Analyse zeigt uns, wie wir ein Bedürfnis von seiner Werthaltung isolieren, vom Werterleben ausschalten können, so daß nur die Empfindung mit ihrem Störungs- und Mangelcharakter bleibt, ohne daß aber in dem Worte Mangel die bewußt wertende Stellungnahme zu ihm ausgedrückt wäre. Das Bedürfnis ist weder ein Wert, noch eine Wertung (dies höchstens nur in metaphysischer Sinndeutung), sondern ein subjektiver Wertgrund. Die Wertung desselben kann man dann verstehen — ohne das Gebiet der Wertphänomenologie zugunsten der Wertmetaphysik zu verlassen — als eine besondere Reaktion der Gesamtpersönlichkeit, gegebenenfalls um ein Handeln zu erzeugen, das der Lebensdurchführung im Sinne der Wertverwirklichung gilt. Deren Notwendigkeiten bekunden sich eben in Mangelempfindungen und ähnlichen Zustandserlebnissen, welche zur Grundlage von Werthaltungen werden. Der subjektive Wertgrund steht also einem weiteren persönlichen

aktuellen Beziehungserlebnis: der Wertung, gegenüber, die in der Gesamtpersönlichkeit wurzelt, in eingeborenen geistigen Direktiven ihres Wesens. Diese lassen sich zweckmäßig unter dem Begriff des Wertungssubjekts, von dem noch genauer die Rede sein wird, in eins fassen. Es steht dem subjektiven Wertgrunde gegenüber und mit ihm zusammen dem Wertobjekte. Letzteres ist der Erfüllungsgegenstand des Bedürfnisses und tritt über die Beziehung zu diesem in den Bereich der Werthaltung ein. Das Wertobjekt erfüllt ein Bedürfnis, aber das gibt ihm nicht schon den Wert, wenn nicht das Wertungssubjekt seine Stellungnahme vollzogen hat, infolge deren das Ganze von der Qualität des Wertbewußtseins getragen wird. Nur so wird das Objekt einer Bedürfnisbefriedigung zu einem Wertobjekt, wenn das Bedürfnis selbst in den Zusammenhang der Werthaltung eingegangen ist. Da das immer automatisch zu geschehen pflegt, haftet dem Erleben eines Bedürfnisses auch in der Regel das Werterleben in einheitlicher Verschmelzung an. Um zum reinen Bewußtsein vom Wesen des Wertes, so wie es sich seelisch ausprägt, vorzudringen, muß die phänomenologische Analyse die genannten drei Momente des Wertbewußtseins trennen.

Das Wertungssubjekt ist der Wertschöpfer, es vertritt die Idee des Wertes überhaupt in unterschiedlichen, unzurückführbaren Wertprinzipien, von denen noch zu sprechen sein wird. Da das Wertvermögen als Funktion der Persönlichkeit ihrer Gesamtlebensführung dient, so müssen die speziellen Antriebe zur Erregung dieser Funktion auf den einzelnen persönlichen Lebensgebieten selber erwachsen. Sie stellen sich im psychologischen Bewußtsein dar als geistige und seelische Bedürfniserlebnisse und sinnliche Bedürfnisempfindungen. Sie allein sind der unmittelbare innere Grund, der die Wertung aktuell ins Bewußtsein ruft. Diese Wertgründe gehören stets zum Subjekt im Sinne der gesamten körperlich, seelisch und geistig gegliederten Persönlichkeit, die in der herkömmlichen Terminologie als psychophysisch zu eng umschrieben ist, während das Wertungssubjekt eine geistige Tatsache eigener Art ist. Das Wertobjekt aber, der Gegenstand der Bedürfnisbefriedigung, kann sowohl als geistige, seelische oder organische Tatsache im Subjekt liegen, wie außer ihm in der realen Körperwelt. Ein Gedanke kann gegebenenfalls ebensosehr ein Bedürfnis befriedigen, wie eine Veränderung in der umgebenden Naturwirklichkeit. Beide verdienen die Bezeichnung Wertobjekt, wobei die mögliche Zugehörigkeit desselben zu einer Person belanglos ist.

Was bis soweit über die Tatsachen des Wertbewußtseins festgestellt worden ist, bedarf noch nach mancher Richtung der Vertiefung und Ausführung. Gerade bei den Wertstreitigkeiten in der Nationalökonomie kann man nicht weit genug in das Wesen der Werttatsachen eindringen, um jene allgemeine und klare definitorische Bestimmtheit der Einstellung auf das Wesen des Wertes zu erzeugen, die für die Bildung eines klaren Urteils in strittigen Fragen so wesentlich ist.

III. Die Wertung deutet dem Wortsinne nach auf ein Tätigsein, welches nur auf das Wertungssubjekt als auf seinen Ausgangspunkt bezogen werden kann. Diese Tätigkeit erschöpft sich in dem, was ganz ursprünglich als eine Wertrelation angesprochen werden muß. Sie gehört den Tatsachen des Beziehungsbewußtseins an [5]). Sie ist nicht mit der Motivation oder mit Strebungen und sonstigen psychischen Tendenzen zu verwechseln [6]). Eher wird man ihr den Charakter einer Intention zuschreiben können, und zwar einer solchen emotionalen, nicht idealen Wesens [7]). Diese einheitlich erlebte, in ihrer Ursprünglichkeit nicht weiter zerleg-

---

[5]) Man bringe in diese Zusammenhänge nicht Rickerts Begriff der Wertbeziehung, der ein gewisses logisches Verfahren der individualisierenden, historischen Begriffsbildung erklären soll. Vgl. Rickert: Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung, 3./4. Aufl., Tübingen 1921, S. 256 ff. In einem späteren Buche werden wir uns mit jenem Begriff auseinandersetzen. — Klar ist der Wert als Beziehung der gegenständlichen Setzung gegenübergestellt worden bei K. Wiederhold: Wertbegriff und Wertphilosophie, Berlin 1920 (Ergh. Nr. 52 der Kantstudien). Vgl. auch Windelband, Einl. in die Philos., a. a. O., S. 244.

[6]) Der Begriff der determinierenden Tendenz, wie überhaupt alles, was sich aus der Psychologie des aktuellen Wollens ergibt, gehört nicht zur Wertrelation. Das zeigen die experimentellen Untersuchungen Achs: Willensakt und Temperament, Leipzig 1910; Über die Willenstätigkeit und das Denken, Göttingen 1905. Noch deutlicher zeigen es die in subjektiver Phänomenologie zu ähnlichen Ergebnissen gelangenden Analysen A. Pfänders: Motive und Motivation, Münch. philos. Abh., Leipzig 1911. Die Wertverhältnisse gehen dem Wollen voran und spiegeln sich in der Motivation desselben wider; das Wollen selbst gehört dem Gebiet der Wertverwirklichung an.

[7]) Die Intention wäre hier im Sinne der Aktpsychologie, aber auch außerdem im Sinne des Phänomenalismus (F. Brentano, Husserl) zu verstehen. Ersteres dem Gegebensein nach, letzteres dem Sein nach. Für die Erläuterung des emotionalen Wesens der Wertintention mag Meinongs bereits kurz dargestellte Theorie einiges beitragen.

bare psychische Aktrelation[8]), wie sie sich in der Wertbeziehung darstellt, baut sich vom Subjekt im Sinne der zentralen Ichpersönlichkeit zu dem Objekt hinüber. Diese Ichpersönlichkeit oder das Wertungssubjekt denken wir in diesen Zusammenhängen noch durchaus in seinem Gegebensein: als ein Seelenhaftes (Psychisches), ganz gleich ob als voluntaristisches Wesen wie Wundt, ob als emotionales Wesen wie Lipps und Pfänder[9]).

Subjekt und Objekt nehmen als Träger einer sich zwischen ihnen spannenden Wertbeziehung den Charakter von Gegenständen niederer Ordnung an, um mit Meinong zu sprechen[10]), während die psychisch seiende Gegenständlichkeit der aktuellen Wertbeziehung als Gegenstand höherer Ordnung durch jene beiden fundiert wird. Er ist infofern ein unselbständiger Gegenstand, d. h. ein solcher, der ohne die beiden anderen nicht da sein kann, wie das Grün am Blatte nicht ohne das Blatt — auf der psychologischen Ebene wenigstens. Immerhin muß die Frage, ob ein reines Werterleben ohne Objektbeziehung nicht doch möglich sei, an dieser Stelle zurückgestellt werden[11]). Für das alltägliche, vorwiegend ungeübt psychologisch eingestellte Bewußtsein der Menschen stellen sich die Werterlebnisse jedenfalls als ein in allen seinen Teilen einheitlich verschmolzener Komplex und somit in der unselbständigen Form dar.

Die tiefere Gesetzmäßigkeit des so gearteten ichaktuell vermittelten Wertverhaltens gründet notwendigerweise in der Natur des Verhältnisses von Wertungssubjekt und Wertobjekt zur Wertbeziehung. Dieses Verhältnis ist nicht kausaler Art. Das Wertobjekt bildet nicht eine causa sufficiens für die Entstehung einer Wertbeziehung, wie etwa ein physischer Reiz die Ursache einer psychophysiologischen Wirkung bildet. Ein bestimmtes Objekt

8) Als Urteilsverbindung tritt sie nur im Werturteil hinzu, welches stets die erlebte Wertbeziehung zur Voraussetzung seines Inhalts hat.

9) Bei letzteren ist das Ich ein empirisch erfaßbares Persönlichkeitszentrum, welches sich in Tätigkeiten, Strebungen, Akten unmittelbar erlebt und in deren Beziehungen zu anderen Bewußtseinsinhalten miterlebt. Lipps, Leitfaden der Psychologie, Leipzig 1909, S. 41; Pfänder, a. a. O.

10) A. v. Meinong, Über Gegenstände höherer Ordnung, Ztschr. f. Psychologie, Bd. 21, S. 198. — Das Ich als fundierender und fundierter Gegenstand setzt eine nicht einfache Gegenständlichkeit desselben voraus, die aus sich Aktintentionen herauszulassen vermag, was dem Begriffe von Lipps nicht widersprechen würde.

11) Die Phänomenologie des intentionalen (Akt-)Bewußtseins, die E. Husserl in den Logischen Untersuchungen (2. Aufl., Halle 1913 ff.) betreibt, weist in die Richtung dieser Fragestellung, die später weiter verfolgt werden soll.

wird, soweit die Beobachtung reicht, nicht notwendig stets von demselben Subjekt oder von verschiedenen Subjekten überhaupt oder in gleicher Weise wertgehalten. Die Bedingungen dafür liegen in den wechselnden Zuständen des Wertungssubjektes und der subjektiven Wertgründe. Über die Rolle und Bedeutung des Wertungssubjektes als dem Teil der menschlichen Persönlichkeit, von dem die Initiative des Wertens ausgeht, soll später noch genauer gesprochen werden. Es ist der Inbegriff der Wertmöglichkeiten überhaupt, die ideell in ihm beschlossen liegen. Die Wertbeziehung nimmt von dieser Stelle ihren Anfang, ohne daß aber Anhaltspunkte bestünden, sie als von hier kausal verursacht zu sehen[12]). Vielmehr bedarf es einer Anregung, damit von dieser zentralen Stelle aus die Werttendenz sich auf ein Objekt lenkt. Diese Art der Anregung nannten wir die subjektiven Wertgründe. Sie decken sich mit dem, was man gemeinhin Bedürfnisse nennt, im weitesten Sinne des Wortes verstanden. Das Bedürfnis ist ein nach Intensitätsgraden schwankender Bewußtseinszustand, wesentlich bestimmt durch die Charaktere der Lust und Unlust und recht eigentlich ein bewußt erscheinendes Äquivalent von Änderungsnotwendigkeiten auf sinnlichem, seelischem und geistigem Gebiete, deren Nichtgeschehen gewöhnlich von Unlust begleitet ist. Die herbeigeführte Änderung beseitigt nicht nur die Unlust, sondern stellt obendrein noch eine Lustprämie in Aussicht. — In welcher Weise das Verhältnis des subjektiven Wertgrundes zum Wertungssubjekt und zur Wertbeziehung aufzufassen ist, das läßt sich nur entscheiden, wenn man sich über die Natur des Wertungssubjektes genauere Vorstellungen gebildet hat, was im folgenden Kapitel versucht werden soll. Daß dieses Verhältnis nicht kausal bestimmt sein kann, das dürfte ohne weiteres einleuchten[13]).

Es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, daß man sich des Unterschiedes des Wertungssubjektes vom subjektiven Wertgrunde bewußt wird. Den subjektiven Wertgrund bereits mit dem Wertwesen gleichsetzen, heißt, sich all den Mißverständnissen preisgeben, die in der Geschichte des Denkens über den Wert bis in die neueste Zeit hinein anzutreffen sind. Ausdrücke, wie Lustwert, Nutzwert sind stets bildlich und als Abkürzungen aufzufassen. Sie erwecken, wörtlich genommen, die Vorstellung, daß Lust und

---

[12]) Was bei der Mehrfachheit des Ichwesens nicht zu einem Fall der causa sui führen würde.

[13]) Vgl. das ähnliche Problem bei der Motivation des Wollens zum Unterschied von der Verursachung desselben. Pfänder, a. a. O., bes. S. 187 ff.

Nutzen Wertobjekte aus sich selbst seien. Gewiß können sie wie alles Wertobjekt werden, aber zunächst und unmittelbar sind sie das durchaus nicht, sondern die Lust ist ein subjektiver Wertgrund und der Nutzen ist eine objektive Eigenschaft des Wertobjekts, einen Zweck zu erfüllen, dessen Bewußtsein und dessen Erlebnisäquivalent eine Wertbeziehung zwischen einem Wertungssubjekt und einem Objekt darstellt. Eben da die Wertbeziehung als psychische Gegenständlichkeit ein unselbständiger Gegenstand ist, ist es so schwer, wenn nicht oft unmöglich, sie isoliert und ohne Bezugnahme auf ihre fundierenden Gegenstände, Subjekt und Objekt, zu bezeichnen.

Der subjektive Wertgrund ist der Vermittler zwischen dem Wertobjekt und der menschlichen Persönlichkeit. Er zeigt die Änderungsnotwendigkeit der letzteren an, während das Wertobjekt zu dieser Änderung im Verhältnis eines Erfüllungsmittels steht. Das sind zwei ganz verschiedene Sachlagen. Das Verhältnis von subjektivem Wertgrund zur Gesamtpersönlichkeit läßt sich nur teleologisch-rational erfassen, als ein Zweckbewußtseinszusammenhang, in den das Objekt als Mittel seiner Verwirklichung eingeht. Die „Wertverwirklichung" bezeichnet immer die im Sinne der Werthaltung handelnd oder sonstwie bewirkte Gestaltung der Objektverhältnisse, einen Eingriff in sie zwecks Erreichung bestimmter Änderungen nebst deren Wirkungen, die genau das enthalten und darstellen, worauf die subjektive Werteinstellung abzielt. Die Funktion des Objekts also liegt ganz in der Richtung des physischen oder psychophysischen Wirkungs- gegebenenfalls Kausalzusammenhangs. Der subjektive Wertgrund ist der Index einer Entwicklungsnotwendigkeit der menschlichen Persönlichkeit. Dieser Index wirkt in bestimmter Weise auf eine Wertungsfunktion innerhalb dieser Persönlichkeit, welche dadurch in eine ganz ursprüngliche psychische Reaktion eintritt, eben in das Werthalten im Sinne eines Beziehungsbewußtseins. Dieses bildet die unerläßliche Voraussetzung dafür, daß die Persönlichkeit in den Zustand des Handelns kommt, um das Entwicklungsnotwendige zu vollführen, den Wert zu verwirklichen, wie es heißt.

Das psychologische Wertphänomen ist also in der eigenartigsten Weise durch ein System von Beziehungen charakterisiert, die wir nun nochmals zusammenstellen wollen:

1. Das Verhältnis des Wertobjektes zu den im subjektiven Wertgrunde erlebten Entwicklungsnotwendigkeiten der Persönlichkeit ist finalistisch (teleologisch) geartet. Das Wertobjekt steht im Zweckzusammenhange.

2. Das Verhältnis des Wertobjektes zur Verwirklichung der Tendenzen des subjektiven Wertgrundes ist das von Grund und Folge. Das Wertobjekt steht im Wirkungs- speziell Kausalzusammenhange[14]), wobei die psychophysische Wechselwirkung mit einbegriffen ist. — Das Änderungsergebnis ist als „Wert“ im eigentlichen Sinne anzusprechen. Das Bedürfnis stellt die Reaktion auf eine subjektive Änderungsnotwendigkeit dar; es tendiert dahin, daß der Zustand der Änderung eintrete. Auf ihn kommt es an. Was im Bedürfnis bedeutet wird, das ist dieser Zustand. Das Bedürfnis ist nur ein Anzeichen dafür, daß er nicht besteht. Das Bedürfnis als subjektiver Wertgrund lenkt durch sein Verhältnis zum Wertungssubjekt das allgemeine Wertbewußtsein auf die Änderungsnotwendigkeit, die damit zum „Wert“ im eigentlichen Sinne wird, von dem alle zu der Erzeugung dieses letzten (subjektiven) Zustandes führenden Wirksamkeiten von Objekten ihre Bedeutung als Wertobjekte ableiten. — Allerdings besteht nicht immer ein begriffliches Bewußtsein von dem „Wert“ in diesem Sinne. Die dem Nahrungsbedürfnis zugrunde liegende Hungerempfindung gibt kein objektives Bild von den Tatsachen des physiologischen Mangels. Wohl aber ein subjektives. Es sind zwei Bewußtwerdungen derselben Sache, ob ich nun sage und urteile, daß so und soviel Kalorien dem Körper mangeln, oder nur auf das in der Hungerempfindung sich darstellende subjektive Bewußtseinsäquivalent hinweise. Bedürfnisse können durch Empfindungen wie auch durch Urteile erregt werden. Auf diese Spezialfrage gehen wir an dieser Stelle nicht ein.

3. Im Verhältnis des subjektiven Wertgrundes zum Wertungssubjekt gibt der subjektive Wertgrund dem Wertungssubjekt die aktuelle Anregung für eine wertbeziehende Erfassung der subjektiven Wertgrundlagen, zu denen außer den subjektiven Wertgründen noch die Vorstellungen über etwaige Erfüllungsobjekte zu rechnen sind. Wo solche Vorstellungen auf Grund früherer Erfahrungen das Bedürfnis begleiten, da verobjektiviert dasselbe sozusagen seine zielstrebige Kraft in der bestimmten Richtung der Erzeugung des Befriedigungsobjektes. Es ist dieselbe zielstrebige Kraft, die ursprünglich von der subjektiven Änderungs-

---

[14]) Der Terminus „kausal“ steht im Text im weiteren Sinne als ein Grenzbegriff gegen den Terminus „final“ und soll sich mit jedem wie immer gearteten, vom Objekt ausgehenden Wirkungsvermögen decken, wobei aber diese Wirkung als immanentes dynamisches Merkmal des Objektes begriffen wird — nicht wie bei der Finalität als relatives, am Wirkungserfolg definiertes Akzidenz des als Zweckursache aufgefaßten Objektes.

notwendigkeit ausgeht und auf die Änderung abzielt. Obgleich die Bewußtwerdung eines Befriedigungsobjektes der Anlaß für die Bewußtwerdung eines Bedürfnisses sein kann (das in diesem Falle als latent vorhanden angenommen werden muß), so kann der Entstehungsgrund für ein Bedürfnis wesensnotwendig nur in den subjektiven Änderungsnotwendigkeiten gefunden werden. Die dem Bedürfnis innewohnende Tendenz zur Aufhebung des subjektiven Störungszustandes lenkt sich in dem Augenblick auf die Welt der Objekte, in dem eine instinktiv oder urteilsmäßig vermittelte Erkenntnis für die objektiven Befriedigungsmöglichkeiten des Bedürfnisses gewonnen worden ist. Die teleologische Tendenz der Bedürfnisreaktion erwächst in der subjektiven Änderungsnotwendigkeit; von hier erstreckt sie sich auf die Objekte, welche dadurch als kausale Wirkungsfaktoren in eine Zweckreihe eingeordnet werden. — Dies sind die subjektiven Grundlagen, die in ähnlicher Weise — wie die Vorstellung eines Objektes für die Bewußtwerdung eines Bedürfnisses nach ihm auslösend wirkt — auf die dauernd latente Wertungsbereitschaft des Wertungssubjektes auslösend wirkt. Dieses tritt dadurch in seine unvergleichliche Funktion ein und verkörpert sozusagen sein Wertwesen in den Bedürfnissen des körperlichen, seelischen und geistigen Lebens der Persönlichkeit in der Form jener eigenartigen, „Wertbeziehung" genannten idealen Gegenständlichkeit.

4. Diese Wertbeziehung überträgt sich gemäß den vorstehenden Ausführungen auch vom Wertungssubjekt auf das Wertobjekt. Durch sie wird ein Objekt ursprünglich zum Wertobjekt gestempelt, das vorher nur Bedürfnisobjekt war. Das Wertobjekt hört in dem Augenblick auf, zu sein, wenn es die Wertverwirklichung geleistet hat. Dieser Leistungserfolg, der erst erwartet wird, ist der eigentliche Wertkern am Wertobjekt, er ist der objektive Wertgehalt am Objekt, der, wenn er abgeleistet ist, das Objekt aus der aktuellen Wertbeziehung entläßt, da auch das Bedürfnis verschwindet. Nur über dieses gelangt die Wertbeziehung zum Objekt. In seiner Leistung verdichtet sich die Wert„substanz" des Wertobjektes in ihrer reinen Gegenständlichkeit. Man kann sie als das Wertobjektiv bezeichnen. Wenn also das Wertobjekt nicht in allen seinen Funktionen der Wertverwirklichung dient, sondern nur als Träger einer bestimmten Funktion, eben der Wertfunktion, so genannt wird, so ist das Wertobjektiv als das eigentliche Wertobjekt zu verstehen.

IV. Was bis soweit über das Wesen des Wertes ausgemacht wurde, betrifft die Grundzüge des Wertungsvorganges, wie er sich als seelische Wirklichkeit abspielt. Das eigentliche Wertwesen ließ sich dabei feststellen in der ursprünglichen Wertrelation zwischen Wertungssubjekt und Wertobjekt (bzw. den subjektiven Wertgrundlagen, d. i. in dem durch die teleologisch wirkende Relation zwischen subjektiven Wertgründen und Wertobjekt geschaffenen komplexen Verbindungsgegenstand aus beiden. Die Frage nach dem Sosein des Wertwesens mußte sich also aus der Analyse des Werthaften der Wertrelation beantworten. Ist diese ein Letztes, ein Ursprüngliches, ein Urphänomen (Simmel), so muß der Hinweis auf sie als Definition genügen. Nun aber sahen wir, daß diese Relation des Wertbezugs aktförmig aus dem Wertungssubjekt entsprang. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, zum mindesten eine funktionale Bestimmung derselben aus der Natur des Wertungssubjekts herzuleiten. Dieses wird uns in einem besonderen Kapitel beschäftigen, und wir werden es als von durchaus geistiger Wesensart erkennen, womit dann auch die aus ihr sich herausbildende Wertintention diesen Charakter empfängt. Wenn wir deshalb die im Seelenleben sich abspielenden Wertungsvorgänge betrachten, so müssen wir uns bewußt werden, daß wir es hier nicht mit der unmittelbaren Phänomenologie der letzten Werttatsachen zu tun haben, sondern nur mit einer Form ihres Gegebenseins, mit der Phänomenologie ihrer spezifisch psychischen Seinsart.

Damit ist ein Gedanke von besonderer Tragweite ausgesprochen. Die Erkenntnistheorie, so wie sie Kant schließlich zum Gipfel ihrer Abstraktheit geführt hat, stellt sich das Gegebensein als transzendentale Funktion apriorischer Idealgesetzlichkeiten vor. Das erkenntnistheoretische Subjekt erscheint als ein höchster geistiger Charakter, als ein „Bewußtsein überhaupt", als ein Ich von intelligibler oder sonstiger Prägung. Wenn hier aber für die Wertgegebenheit festgestellt wird, daß ein geistiges Wesen, das doch sozusagen in einem höheren Range der Erkenntnisfähigkeit steht, als Gegenstand in psychischer Gegebenheit auftritt, so muß das für den Erkenntnistheoretiker befremdend klingen. Aber es ist auf eine gewisse Einseitigkeit des Kantianismus schon genugsam hingewiesen worden: daß er im Grunde nur das Erkennungsproblem für das Gegebensein der naturwirklichen Gegenstände aufrollt. Er stellt nicht die Frage nach dem Gegebensein der psychischen und idealen Realitäten. Für die letzteren, von denen die Erkenntnislehre schon in Hinsicht auf die Voraussetzungen

aller Erkenntnis zu sprechen gezwungen war, ergaben sich die bekannten Schwierigkeiten, die bald in der Dialetik des selbstschöpferischen, zu Setzungen befähigten Denkens, bald auch durch die Begriffe der unmittelbaren intellektuellen Anschauung oder den Begriff der Intuition, zuletzt auch der phänomenologischen Wesensschauung Lösungen fanden. Hierbei aber wurde mit Nachdruck auf eine Erkenntnisform hingedeutet, die unabhängig von dem logischen Gegensatz von Erkenntnissubjekt und Erkenntnisobjekt sich auswirkte. Ohne auf diese allgemeineren Fragen einzugehen, haben wir doch speziell klarzustellen, inwiefern es möglich ist, daß ideale Gegenstände, die also in der Geistwirklichkeit existieren, in der seelischen Seinsform, in seelischem Sosein gegeben sein können. Über die Möglichkeit solcher Gegebenheit idealer Realitäten in psychisch realer Seinsweise kann in neuerer Zeit nichts so deutlich unterrichten, wie die Auseinandersetzungen der idealen Logiker mit den Denkpsychologen [15]).

Die Wertpsychologie kann für das Verständnis des Wertwesens nur dann richtig ausgewertet werden, wenn man sich dauernd bewußt bleibt, daß man es hier nicht mit unmittelbaren Wertgegebenheiten zu tun hat, sondern nur mit psychischen Erscheinungen derselben [16]). Die psychisch ausgeprägte Wertrelation

---

[15]) Siehe Husserl, Log. Unters., a. a. O., der die geistige Seite des Denkens gegen Lipps, Cornelius herauszuarbeiten bestrebt ist, aber nicht unter dem Gesichtspunkt der verschiedenen Seinsformen geistiger Realitäten, sondern gleichsam unter dem der Arbeitsteilung, als ob das Denken einen psychischen Teil und einen idealen Teil hätte, was nicht bestritten werden kann, wenn man die gestaltbildenden Hintergründe des Denkens mit in Betracht zieht.

[16]) Als Beleg für eine solche Auffassung kann auch Windelband dienen (Einl. in die Philos., a. a. O., S. 245 ff.), der dem Werte etwas über das menschliche Bewußtsein Hinausragendes und Hinausdeutendes beimißt und ihn als Gattungsbegriff der „praktischen" Funktionen des Bewußtseins anspricht, „dessen Untersuchung von den Tatsachen des Wertens oder der Wertung ausgehen zu müssen scheint." — Mit diesem Problem befaßt sich auch Urban: Valuation usw., a. a. O., S. 16 ff.; S. 19/20: „Whatever may be the abstract formulae of the normative sciences of the norms of validity, they cannot be anything else than the development in other terms, and for other purposes, of what, from another point of view, we call psychological laws." In der psychologischen Formulierung nehmen sich diese Gedanken milder aus als in der viel schlagkräftigeren erkenntnistheoretischen Ausdrucksweise. — Weiter siehe Franz Brentano, Von der Klassifikation der psychischen Phänomene, 2. Aufl., 1911, Anhang.

Wir würden den fraglichen Problemen etwa die folgendermaßen abgestufte Fassung geben:

1. Das Geistige stellt sich dar in den subjektiven Formen des seelischen Er-

ist in der Tat ein ebensolches Urphänomen, wie das psychisch gegebene Wertungssubjekt, d. i. die psychisch gegebene Ichpersönlichkeit, soweit sie überhaupt bewußtseinsfähig ist. Es ist schon bezeichnend, daß sowohl die psychologischen Wertempiriker wie die psychologischen Ichempiriker an allen möglichen Stellen der menschlischen Seele den Wert und das Ich gesucht und gefunden haben. Je nachdem lokalisierten sie dann den Wert und das Ich bald im Gefühl, bald im Denken, bald im Wollen. Für die Phänomenologie der psychischen Wertgegebenheit ist es jedoch nur von Wichtigkeit, zu erkennen, wie sich der ideal entspringende Wertungsvorgang im Fühlen, Wollen und Denken ausprägt. Windelband, der nicht Psychologe von Fach ist, wägt den Anteil von Gefühl und Wille bei den Wertungen mit der ihm eigenen umfassenden Einstellung auf die Probleme gegeneinander ab und vermeidet dabei die vielen Einseitigkeiten der reinen Psychologen, denen eine Überbetontheit ihrer eigenen seelischen Disziplinierung oft ein „entweder—oder" vorspiegelt, wo es in Wirklichkeit nur ein „sowohl—als auch" gibt[17]).

Am öftesten ist die Gegenständlichkeit des Wertes in das Gefühlsleben verlegt worden. Unter den Gefühlen wird dabei in der Regel die Empfindung von Lust und Unlust verstanden, denen Wundt noch die beiden weiteren Dimensionen: Erregung und Beruhigung, Spannung und Lösung hinzugefügt hat[18]). Dieser Begriff ist zu eng. Auch wird das Lust-Unlust-Erlebnis meistens zu undifferenziert aufgefaßt und nicht die Unterscheidung von sinnlichen Gefühlen (d. i. als innerer oder äußerer Sinnesreiz sich darstellendes Empfinden von Lust und Unlust) und von emotionalen Gefühlen (d. i. unsinnlicher, rein seelisch erwachsener Lust und Unlust, wie Freude und Trauer) getroffen[19]). Aber selbst

---

lebens, speziell im Denken. Es wird dann Gegenstand der Denkpsychologie, bzw. der psychologischen Logik (Lipps).

2. Im Seelischen wird die Manifestation eines objektiv Geistigen gesehen. Es wird begriffen durch die Methoden der Erkenntnistheorie.
3. Das Geistige wird an sich angeschaut, in sich selbst bewußt, leuchtet sozusagen in sich selbst bewußt auf. Dies wird erfahren durch eine richtig verstandene Denkphänomenologie.

[17]) So Kreibig, Meinong, Herm. Schwarz, Kraus, die später noch mit genaueren Hinweisen charakterisiert werden.

[18]) Wundt, Physiologische Psychologie, 6. Aufl., Bd. II, Kap. 2.

[19]) Ohne die einzelnen Gefühlstheorien besprechen zu wollen, sei darauf hingewiesen, daß die im Text getroffene Unterscheidung von sinnlichen und emotionalen Gefühlen sich nicht deckt mit der Unterscheidung von Gefühlsempfindungen und

damit ist das seelische Seinsgebiet des Fühlens nicht erschöpft. Eine ganze Gruppe seelischer Charaktere oder Qualitäten, wie sie den Affekten und Leidenschaften, dem Erleben von Liebe und Haß und Angst — die doch wahrlich mehr sind als bloße Lust-Unlustphänome — innewohnen, sind dem Gebiet der Gefühle zuzurechnen. Auch das Schöne und Gute, wie überhaupt alles Wertmäßige, stellt sich, insofern es seelisch Dasein gewinnt, als eine Gefühlswirklichkeit dar, wobei aber die mitschwingenden Trieb- und Akterlebnisse bereits einen Übergang in das Gebiet des Wollens anzeigen, ohne doch schon die Struktur des eigentlichen Wollens aufzuweisen.

Auch das Wollen steht in unlöslicher Beziehung zu den Werten. Alles Wollen bildet eine psychische Aktivität, die auf Handlungen abzielt, zum Unterschied zu den triebhaft vermittelten Reflexbewegungen. Weiterhin läßt sich alles Wollen durch einen Grund, der es zur Auslösung bringt, eigenartig beschreiben. Dieser Grund heißt „Motivation“. Sie bildet die konstitutive Voraussetzung des Wollens[20]) und steht in idealer Verbindung mit der den Willen erfüllenden Handlung. Das Motiv stellt demnach eine Wertlage dar, es enthält damit auch den Ichbezug, die Abhängigkeit vom Wertungssubjekt. In dieser Ichbedingtheit wird die psychische Aktivität zum Wollen[21]). Im Motiv stellt sich die Wertlage (der wertgehaltene Bedürfnisvorgang) in der Denkform dar. Ohne Gedachtes, ohne Begriff, ohne Werturteil keine Handlung, kein zur Handlung führendes Wollen. So hängen Denken, Fühlen und

---

Gefühlen (im Sinne von Gefühlsakten), die Husserl hervorhebt (Logische Unters., a. a. O., II. Band, 1. Teil, S. 393 ff.). Er bezieht sich dabei auf F. Brentano, Psychologie vom empirischen Standpunkte, Leipzig 1874, S. 110 f. Dieser unterscheidet in jedem Gefühl die physische und die psychische Seite und kennt den Begriff des emotionalen Gefühls nicht, obschon natürlich die Sache. Diese und ähnliche Untersuchungen bezwecken vorwiegend den Nachweis, daß die Gefühle, wobei meistens an die sinnlichen gedacht wird, nicht unbedingt auftreten, sondern von Vorstellungen getragen werden, oder daß ihnen ein bestimmter Gehalt von Empfindungen zukommt, dem das spezifisch richtungsmäßige und tendenzielle, wie es in der Gefühlsfunktion an sich liegt, ermangelt.

[20]) Siehe Pfänder, Motive und Motivation, a. a. O.

[21]) Die experimentellen Untersuchungen Achs (a. a. O.) konnten trotz Kombination zweier Methoden dieses Ergebnis nicht erzielen. Die nach Zeit, Raum und Aufgabe, sowie sonstige Versuchsbedingungen festgelegte Versuchsperson des psychologischen Experimentes kann niemals jene Feinheit der phänomenologischen Einstellung erreichen, der sich allein die tieferen Schichten des Bewußtseins erschließen können.

Wollen gerade in Hinsicht auf die praktischen Funktionen des Seelenlebens untrennbar zusammen.

Man kann sich diese Zusammenhänge auch in folgender Weise klarmachen. Die materielle, außerseelische Welt gelangt durch Empfindungen und Wahrnehmungen in die Seele, und existiert in der Seele in selbständigem, seelischem Sein als Vorstellung oder Gedanke (Begriff). Nun aber spielt sich in der menschlichen Seele ein nicht von außen bedingtes Leben ab, es gibt ein spezifisches aus der Seele fließendes Sein von nur seelischer Gegenständlichkeit. Diese offenbart und charakterisiert sich im Gefühlsleben, wenn man es in dem obengenannten weiteren Sinne versteht. Dieses Gefühlsleben gliedert sich nicht nur extensiv, sondern auch intensiv in viele Stufen. Nehmen wir das Liebesgefühl, so kennt jeder die Grade, die es vom Sinnlich-Leidenschaftlichen bis zu immer höheren Stufen geistiger Verklärung durchlaufen kann. Es soll hiermit angedeutet werden, daß im menschlichen Gefühlsleben auch geistiges Wesen bewußt und offenbar zu werden vermag. Alles was sich so im Gefühlsleben ausprägt, kann nun innerhalb der Seele auch in die Denksphäre eingehen und dort als Vorstellung oder Gedanke ein selbständiges seelisches Dasein führen, das in bezug auf seinen Inhalt natürlich durch die „innere“ Wahrnehmung der Gefühle vermittelt ist. Man spricht von seinen Gefühlen wie von den Gegenständen der Natur, die durch die „äußere“ Wahrnehmung vermittelt werden.

Die psychische Aktivität nimmt ihren Ausgangspunkt von den ihr durch das Denken und das Fühlen dargebotenen materiellen, seelischen und geistigen Gegenständlichkeiten und bildet bestimmt gerichtete Antriebe für die Entfaltung einer ursprünglichen seelischen Funktion von spezifischer Aktualität: des Wollens. Durch diese psychische Aktivität kann jedoch das Wesen des Wollens nicht zureichend bestimmt werden. Denn das leitende Prinzip der Willensfunktion, das intentional Sinnvolle in ihr weist auf eine außerseelische Bedingung hin: auf das Wertungssubjekt. Der Trieb funktioniert ichlos als reine psychische Aktivität, das Wollen funktioniert im höheren Sinne als ichbedingte und ichgelenkte psychische Aktivität, deren jeweils speziell richtunggebender Leitimpuls sich im Motiv darstellt. Der Impuls wiederum zur Bildung des Motivs und seine Erfüllung mit einem speziellen Inhalt geht von dem Tatbestande der Werthaltung aus. Im Motiv erscheinen gedanklich oder gefühlsmäßig gegebene Gegenständlichkeiten nach Vollzug ihrer Wertung in die begriffliche Form übergeführt, unter

speziellem begrifflichen Vorausdenken des zu erzeugenden Wertobjektes, wenn der Wert verwirklicht werden soll.

Das seelische Leben als Denken, Fühlen und Wollen bewegt sich also in einem gesetzmäßigen Kreislauf. Wie in einen Wirtschaftsbetrieb die Ware eintritt und nach Veredelung ihn wieder verläßt, so treten in die Seele naturwirkliche, seelische und geistige Gegenständlichkeiten ein, werden im Falle von subjektiven Wertgründen im Ichbezug gewertet, verlassen als willentlich herbeigeführte Handlung wiederum die Seele und nehmen als Wertverwirklichungen: als Wertobjekte Gestalt an[22]). Nur in dem einen Falle, wo das Handlungsziel auf die Erzeugung eines seelischen Seins gerichet ist, endet der Prozeß der Wertverwirklichung innerhalb der Seele.

Eine Wertung nimmt nur in dem Falle die motivische Form an, wenn die Intention zur Verwirklichung eines Wertes besteht, anderenfalls bleibt es bei der Wertung. Im Motiv kommt die Relation zwischen der Wertung und der psychischen Aktualitätstendenz zur Gestaltung eines Wertobjektes zum Bewußtsein. Im Motiv treffen sich Gegenwart und Zukunft:

Als Änderungs- faktoren (Material der Wertung)				
	Geistige Gegebenheiten		Geistiges Wertobjekt	in
	Seelische ,,	Motiv	Seelisches ,,	Antizi-
	Natur- ,,		Natur- ,,	pation

Das Motiv bringt alles das in seelischer Seinsweise zur Bewußtheit, selbstverständlich in Spezialzuständen je nach der Wertsachlage. Weiterhin werden die geistigen, seelischen und Natur-Gegebenheiten seelisch im Denken (Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff) und im Fühlen bewußt. Sie bilden das Material der Wertung (Wertungssubjekt, subjektive Wertgründe, Wertobjekt). Hierbei leistet das Motiv in der Weise seinen Dienst, daß es die ganze Situation in der seelischen Seinsweise des Denkens präsentiert, für den Fall, daß eine Intention zur Verwirklichung der Werthaltung besteht. Die Verwirklichung führt durch das Wollen zur Handlung.

---

[22]) Dieser Kreislauf ist in vielen Begriffen der Psychologie mehr oder minder angedeutet, so im Begriffe von der Eindrucks- und Ausdrucksmethode experimenteller Forschung (Wundt); in den Begriffen der Einwärtswendung und Auswärtswendung bei der Gegenstandspräsentation (Meinong); Introversion und Extroversion (Jung, Psychologie der unbewußten Prozesse, 2. Aufl., Zürich 1918). Im letzteren Falle wird unter Introversion die Denkfunktion verstanden, durch die ein Mensch sozusagen die Außenwelt in sich hereinläßt, unter Extroversion die Fühlfunktion, durch die der Mensch sich an die Außenwelt wieder hingibt.

Jedes Motiv steht im Dienste zweier Tendenzen, die mit ihm auch erlebnismäßig verschmelzen: es sind die Werttendenz und die Aktualisierungstendenz, welch letztere auf die Verwirklichung der Werttendenz abzielt. Die sachliche Leitidee, die diesen beiden Tendenzen den Weg in der Seele bahnt, damit sie weiterwirken können, ist das Gedankengebilde des Motivs. Das richtunggebende Moment am Motiv ist es, dessen unvergleichliches Wesen durch den Begriff des Zweckes bezeichnet wird. Das Zweckbewußtsein ist die Denkgegebenheit einer Wertung, die im Zeichen der Aktualisierung steht. Während man die Wertung tatsächlich und begrifflich von ihrer Verwirklichung trennen kann, liegt es im Wesen des Zweckes, daß er gerade mit Rücksicht auf diese Verwirklichung einen Werttatbestand „begrifflich" erfaßt.

Das Bewußtsein von Zwecken ist also werttheoretisch eine Wertgegebenheit zweiter oder abgeleiteter Ordnung. Es setzt eine Wertung voraus, sowie die Verwirklichungsintention für diese. Dann aber tritt das Zweckbewußtsein motivisch auf als die dem Wollen die Richtung weisende Zielvorstellung. Die zielstrebige Intention des Zweckbewußtseins leitet sich ursprünglich her von dem subjektiven Ursprung des Bedürfnisses, den subjektiven Änderungsnotwendigkeiten, und leitet sich von hier ab auf die Objekte. So wird scheinbar ein Zweifaches „bezweckt", wie auch ein Zweifaches Gegenstand des Bedürfnisses ist: ein Subjektives und ein Objektives. Zweck ist einmal die Beseitigung des Bedürfnisgrundes, des Mangels oder der sonstigen subjektiven Störung; oder aber Zweck ist die Erzeugung der für die Beseitigung der subjektiven Störung erforderlichen Objekte. Dieses untrennbare Verhältnis von subjektiver und objektiver Tendenzrichtung durchzieht alle Wertverhältnisse. Doch kann der Primat der subjektiven Seite nicht bezweifelt werden, als derjenigen, die den Anstoß zu dem ganzen, durch die Kraft der Wertung betriebenen Prozesse gibt.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, darf für den schwierigen Tatbestand der Gefühle nochmals auf folgendes hingewiesen werden. Sie sind einmal Repräsentanten ursprünglicher, echter seelischer Tatsachen, wie der sinnlichen und seelischen (emotionalen) Lust-Unlusterlebnisse (Gefühle i. e. S.), ferner alle Arten von Affekten, Leidenschaften und Begierden; außerdem aber sind sie Präsentanten, d. h. eine Art erkenntnistheoretisches Subjekt, welches ideale Gegenständlichkeiten präsentiert. Nur in diesem letzteren Falle kann man von Gefühlsinhalten sprechen. Es gehören hierher die Urteils-

gefühle[23]), die ästhetischen, ethischen, noetischen Gefühle, das Ichgefühl usw. Der in einer Melodie z. B. anklingende Gefühlseindruck, wie er in der Gestaltqualität[24]) der melodiehaften Tonverbindung sich gleichsam nach außen projiziert, ist möglicher Gegenstand einer Gefühlspräsentation, d. h. damit auch von partiell seelisch-gefühlsmäßiger Gegenständlichkeit, wie eben der Erkenntnisgegenstand in die Seinsart des Erkenntnissubjektes partiell mit hinein verschmilzt.

V. Wenn wir nun die Entstehung des Wertbewußtseins von seiten der subjektiven Wertgründe verfolgen, so dürfte nach allem bisher Ausgeführten folgendes klar sein: die in die Seele eingetretenen Denkinhalte, Gefühle und gefühlsmäßig präsentierten idealen Inhalte regen eine Stellungnahme an. Diese Stellungnahme ist eine doppelte — das zu beachten ist von entscheidender Wichtigkeit und ist geeignet, klärend zu wirken bei einer gewissen Ratlosigkeit und Unbestimmtheit aller psychologischen Werttheorien und der zwischen ihnen sich zeigenden Auffassungsunterschiede, die zu immerwährenden, aber keine einheitliche Lösung ermöglichenden Auseinandersetzungen geführt haben. Die menschliche Stellungnahme zu den seelischen Inhalten, wie sie oben bestimmt wurden, erwächst einerseits innerseelisch, aus den ursprünglichen, vom Ich unabhängigen Tendenzen der Seelenwirklichkeit selber. Das heißt und setzt voraus, daß die Seele ein relativ selbständiges Eigenleben führt, aus dem heraus sie auf alle in ihr auftretenden Änderungen von sich aus reagiert[25]).

---

[23]) Meinong, Über Urteilsgefühle, was sie sind und was sie nicht sind, Archiv f. d. ges. Psychologie, 1905, Bd. VI. — Urban, Valuation usw., a. a. O., Kap. 3—5 stellt die Gefühlslehre auf eine breite Grundlage. Was er intensitätslose Gefühle nennt, sind Annahmegefühle, von denen auch Meinong spricht. Er bringt sie in Zusammenhang mit dem Fehlen der Individualität, S. 131.

[24]) Zur Diskussion dieser Probleme in der modernen Psychologie: Ehrenfels, Über Gestaltqualitäten, Vierteljahrsh. f. wiss. Philos., 14, S. 249; A. Gelb, Theoretisches über Gestaltqualitäten, Leipzig 1910, daselbst die weiteren Literaturangaben.

[25]) Die relative Selbständigkeit der seelischen Funktionen läßt sich beobachten, wenn man auf die erkenntnismäßigen Präsentationen idealer Gegenstände durch das Gefühl reflektiert. Wenn z. B. von Ichgefühlen gesprochen wird, so liegt eine seelische Ausprägung des idealen Gegenstandes „Ich" vor, falls nicht mit jenem Ichgefühl körperliche Gemeingefühle gemeint sind. Dieses seelisch erlebte „Ich" kann sich allen Denk-, Gefühls- und Willensakten verbinden, wie es in der Sprachform: ich denke usw. zum Ausdruck kommt. Aber das muß nicht sein. Mit Recht wendet sich Störring (Psychologie des menschlichen Gefühlslebens, Bonn 1916,

Es wird nicht unangebracht sein, sich diese selbständige psychogenetische Reaktion mit dem empiriokritischen Begriff der Vitaldifferenz[26]) symbolisch klarzumachen. Man versteht in diesem Falle die Seele — und die Beobachtung widerspricht dem nicht — als ein Wesen, das aus sich selbst heraus immer zu einem Gleichgewichtszustand tendiert. Sie reagiert auf jede Störung desselben, auf jeden sogen. Änderungswert, wie er sich darstellt in allen in die Seele eintretenden Gegebenheiten und Erlebnissen, wie sie als reine und echte Gefühle in ihr selber erwachsen, mit der unmittelbaren Strebung nach einem Wiederausgleich der durch jene Änderungswerte geschaffenen Vitaldifferenzen. Dieser psychische Reaktionszustand mit seiner ihm innewohnenden Änderungsintention ist dasjenige, was der Sprachgebrauch mit dem Namen Bedürfnis belegt hat, und das hiermit dementsprechend definiert wird als eine in der Seele selbst entspringende Änderungsintention. Dabei ist dann darauf hinzuweisen, daß als Bedürfnisinhalte nicht nur entsprechende Denkinhalte oder Gefühle auftreten, sondern daß auch die Gefühle des Triebverlangens und das Wollen der Seele, obgleich sie im Dienste der Befriedigung von Bedürfnissen — das Wollen speziell von „gewerteten“ Bedürfnissen — stehen, als psychischer Gegenstand sui generis auch wiederum einen Änderungswert schaffen, der von sich aus eine Bedürfnislage darstellt. Das Willensleben der Seele führt auch Bedürfnisse (Erschöpfung, Mühe) mit sich, die wiederum Gegenstände von Wertungen mit nachfolgender Willensausführung sein können. In dieser Weise komplizieren sich die Wertverhältnisse, aber in durchaus logischer und eindeutiger Weise.

Wenn man nun also die Seele als einen Organismus von relativer Eigenlebigkeit und selbständiger Zielstrebigkeit auffaßt, so kann man im Bedürfnis eine Art Wertanalogie erblicken, den Ausdruck einer — immerhin unpersönlichen, d. h. ichunbeteiligten — spezifischen Wertstellungnahme allein aus der Seele selber heraus.

S. 151 ff.) gegen K. Österreichs Auffassung (Phänomenologie des „Ich“, Leipzig 1910, S. 121 ff.), daß bei jeder Empfindung, beim Gefühl und Denken das Ichbewußtsein notwendig gegeben sei. Im übrigen verrät nichts bei Störring, daß er das psychische Ichbewußtsein als eine psychische Seinsweise eines idealen Gegenstandes auffassen könnte. Er spricht materialistisch von einem psychischen Teil des Ichs, als einer einheitlichen und relativ selbständigen Größe, womit wenigstens die außerpsychische Seinsweise desselben angedeutet erscheint. — Für die mögliche Selbständigkeit der Gefühle vgl. auch Urban, l. c. S. 50.

[26]) R. Avenarius, Kritik der reinen Erfahrung, 2. Aufl., Leipzig 1907.

Es steht nichts im Wege, eine solche Anschauungsweise zu vollziehen. Sie ist zweifellos auch mehr, als bloße Analogie. Sie weist auf transzendente Wesensbestimmungen der auch an sich seienden Seelenwirklichkeit hin. Damit können wir uns jedoch nicht beschäftigen. Es läßt sich aber die Interpretation des Bedürfnisses als einer immanenten Wertstellungnahme der Seele in einen lehrreichen Gegensatz zu der eigentlichen „personalen" Werthaltung bringen, die zwar in der Seele bewußt wird, aber sich grundsätzlich von der Stellungnahme des überseelischen Wertungssubjektes aus verwirklicht[27]). Was sich als immanentes Werten im Denken, Fühlen und Wollen als Bedürfnis kundgibt, das ist für die personnale Wertrelation nur ein Anlaß, ein Material, eine Möglichkeit

[27]) Nichts kann diese doppelte Wertsachlage so gründlich erläutern, als die Schrift von Felix Krueger, Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie, Leipzig 1898. Im dritten Kapitel dieser Schrift, das von der Psychologie der Werte handelt, bedient sich Krueger des Begriffs des Wunsches. Er wendet dabei die Sache so, daß der Wunsch, wie er entstehend und vergehend in der Seele sich findet, noch nicht die Wertlage darstelle, sondern eine solche erst erzeuge durch seine Eigenschaft, dauernde Dispositionen zu hinterlassen. Dadurch wird ein konstantes Wünschen sozusagen herbeigeführt, welches durch eine Reaktion der Persönlichkeit, des Subjektes auf den Wunsch bewirkt wird. Über den Begriff des Wunsches selber vergleiche man den Text. Jedenfalls tritt in den Ausführungen Kruegers die oben getroffene Unterscheidung zwischen dem innerseelischen Wertsystem und seiner Einordnung in das personale Wertsystem klar hervor, wennschon sie von ihm theoretisch nicht begriffen wurde. Auch Lipps spricht es einmal klar aus: Ethische Grundfragen, Leipzig 1899, Kap. 1: „Der Wert jeder Lust ist bedingt durch einen Persönlichkeitswert." — Bei dem Amerikaner Urban (l. c.) spielt der „personal value" eine große Rolle als Gegensatz zum „over-individual value" (Kap. VIII ff.). Doch wird bei ihm unter persönlichen Werten die Persönlichkeitsbeurteilung verstanden, nicht das ontogenetische Problem der personalen Wertinstanz. Er zieht die persönliche Wertinstanz ins Psychische hinab und findet sich bei seiner Gefühlswerttheorie folgendermaßen damit ab. Der Persönlichkeitswert wird ihm zu einer Gefühlsklasse mit „explicit reference to the ideal or concept of the person. Those feelings are described as feelings of personal worth. The objects of such feelings are primarily qualities or dispositions of the person." (S. 260.) In solchen Sätzen liegt die Besonderheit der Persönlichkeitswerte angedeutet. Aber in psychologisierender Fassung des Wesens der Person wird hier als Gefühlsklasse koordiniert, was in Wirklichkeit eine übergeordnete, überseelische Werthaltung darstellt, die sich seelisch in der Wertrelation nur als eine Gefühlstatsache mit dem weiter nicht zurückführbaren Inhalt eines ideal Werthaften ausprägt, wie wir das im Text ausgeführt haben. Ästhetische Werte als Gefühlsinhalte haben mit dieser Wertrelation nichts zu tun; sie sind als überpersönliche Werte nur ein mögliches Objekt des personalen Wertbezuges. — Anderseits zieht Urban in seinen allgemeinen Gefühlsbegriff, soweit es sich um aktuelle emotionale Reaktionen handelt, eine spezifisch individuelle Voraussetzung als konstitutives Moment in ihn herein. Hier verquickt sich also das rein Psychische mit

zur Vergegenständlichung ihres Wertwesens, nicht ist es eine personale Wertrelation selbst, die ihrem Inhalte nach stets über die seelische Form ihres Gegebenseins in die Sphäre des Geistigen, des Ich hinausweist.

Wo nun das Wertungssubjekt den seelischen Eigenvorgängen gegenübertritt, und selbst seelisch präsentiert in seelischer Bewußtheit mit ihnen verschmilzt, sei es als Ichgefühl, sei es in der von der Ichintention getragenen Wertrelation, da wirkt es richtend und ordnend auf den ganzen Verlauf der seelischen Funktionen, die sich bis zur Wertverwirklichung abspielen. Es fixiert die Bedürfnislage[28]), die antizipativen Ziel- oder Erfüllungsvorstellungen der Bedürfnisbefriedigung in dem Gedankenbilde der Motivation und ist bewußtheitlich sozusagen als der treibende organische Faktor derselben mit ihr verschmolzen und erstreckt sich weiterhin in den von der Motivation ausgehenden Willensimpuls und den ihn verwirklichenden Handlungsverlauf. So läßt sich in dem ganzen Prozeß der Wertung und ihrer Verwirklichung immer die oberste Instanz des Ganzen: das Ichgefühl bzw. die Wertgefühlsrelation phänomenologisch aufzeigen.

Mit dem Bedürfnis als psychischem Tatbestand steht weiterhin in engster Verbindung das Wünschen und Begehren. Beide stellen, wenn man sie nicht mit Intentionen vermischt, sondern sie als reine für sich seiende seelische Wirklichkeiten nimmt, den Prozeß des inneren originalen seelischen Lebens im Dienste des Ausgleichs seiner eigenen engeren Vitaldifferenzen dar. Der Wunsch reicht einen Schritt weiter, als das Bedürfnis. Das Bedürfnis repräsentiert das gestörte seelische Gleichgewicht: die mit einem Ausgleichsstreben versehene Mangelempfindung; der Wunsch setzt diese Sachlage voraus, und in ihm beginnt sich der Schwerpunkt der Einstellung auf die Änderungs- und Ausgleichsbedingungen zu verlegen, auf die das Bedürfnis nur in

---

der ideellen Wertlage. Die wertende Personalrelation wird sozusagen als aktueller Gefühlscharakter definiert, wobei die „Aktualität“ des Gefühls den wertenden Ichbezug bewirkt.

[28]) Wenn Störring (l. c., S. 123 ff.) von der Fähigkeit der Gefühlszustände spricht, Vorstellungen im Bewußtsein zu fixieren, so gilt das sowohl für die im Text genannten Funktionen des Wertungssubjektes, zweifellos aber auch für den eigenbeweglichen Verlauf des menschlichen Seelenlebens. Ein Bedürfnis, das von sich aus zur Befriedigung drängt, erzeugt innerseelische Tendenzen zur Reproduktion von Vorstellungsgruppen, die Erfüllungsmöglichkeiten vorweisen.

latenter, grundsätzlich unbestimmter Intention hinzielt[29]). Dem Wunsche eignet stark die gedankliche Vergegenwärtigung, ihm fehlt aber noch die Verwirklichungsintention. Auf diese verschiebt sich der seelische Schwerpunkt im Tatbestande des Begehrens. Beim Begehren, das Ehrenfels, wie wir sahen, in den Mittelpunkt seiner Werttheorie stellt, hat sich bereits die zur Befriedigung drängende Aktualitätskomponente dem reinen Tatbestande des Wunsches hinzugesellt — oder auch auf Grund der inzwischen eingetretenen personalen Ichwertung das motivische Zweckbewußtsein und Willenselement. Jedenfalls wird so oder so im Begehren triebhaft der Schritt zur Auswärtswendung der seelischen Funktionen zum Objekt hin getan. Bedürfen und Wünschen spielen sich im Sinne der seelischen Einwärtswendung ab.

Im Zusammenhang betrachtet, bilden die Phänomene des Bedürfens, Wünschens und Begehrens eine normale psychische Kontinuitätsreihe. Da das Bedürfnis sowohl im Denken, Fühlen und Wollen möglicherweise entspringt, so schließen sich ihm auch hier Wünschen und Begehren an, was rein logisch zu Präzedenzfällen beim Wollen zu führen scheint, die jedoch für die phänomenologische Analyse nicht bestehen, da ein mehrfaches Wollen neben- und miteinander möglich ist. An eine irgendwie bedingte Willensgehemmtheit kann sich z. B. ohne weiteres der vollständige Prozeß von Bedürfnis (Empfindung der Hemmung), Wunsch, Begehrung und Wille zur Beseitigung anspinnen. — Auch können sich Bedürfnisse aus sich selbst ineinanderschichten: es können seelische Einstellungen arrangiert werden, die ein Bedürfnis zum Gegenstande des Bedürfnisses machen. In dieser Weise können wieder alle Phasen des seelischen Triebablaufes an Stellen ihrer Störung die Bedürfnisform annehmen. Das muß man sich von Grund aus klarmachen, um nicht in Begriffsverwirrungen zu geraten.

Nun aber wissen wir, daß die in Bedürfnisempfindungen zum Ausdruck gelangenden Störungszustände die subjektiven Wertgrundlagen für die personale Werthaltung bilden. Diese unterscheidet sich streng von den gleichzeitig in Wirksamkeit tretenden unfreiwilligen seelischen Triebkräften des Wünschens und Begehrens. Es versteht sich, daß der personale aktuelle Wertungsverlauf sich mit den seelischen Triebfunktionen verquickt, neben und in ihnen

[29]) Als „Bewußtheit", „Valenz" nach Ach, Über die Willenstätigkeit und das Denken, a. a. O., S. 210 ff.; Willensakt und Temperament, a. a. O., S. 7 ff.; S. 237 ff. Auch Husserls Terminus des intentionalen Erlebnisses könnte als Analogon herangezogen werden.

zur Erscheinung gelangt und dadurch dem Wünschen und Begehren den scheinbaren Charakter einer ichbewußten Freiwilligkeit verleiht. Doch diese Charaktere kommen nicht dem Wünschen und Begehren als rein seelischen Gebilden eigentümlich zu, sondern zeigen sie eingeordnet in den höheren personalen, aber gleichgerichtet wirkenden Wertungszusammenhang. (Daß der Gegensatz nicht auf die Formel: Neigung und Pflicht gebracht werden kann, wird sich an anderer Stelle zeigen.) Jedenfalls versteht man es durchaus, wenn die Wertpsychologen, die im Grunde immer oder doch hauptsächlich das Wesen des personalen Wertens erkennen wollen, dieses Wesen in den Tatbeständen des Bedürfens, des Wünschens, des Begehrens vielfach gefunden zu haben glaubten.

VI. Nach diesen Abgrenzungen wird es verständlicher werden, was oben als subjektive Wertgründe den eigentlichen personalen Werthaltungsakten zugrunde gelegt wurde. Die wertgebende, wertbildende, wertmaßstäbliche Instanz legten wir im Wertungssubjekt fest, über dessen Wesens- und Wirkungsart noch in einem besonderen Kapitel zu sprechen sein wird. Diesem Wertungssubjekt bietet sich das ganze eigengesetzliche seelische Geschehen — sowohl in seiner Selbstgegenständlichkeit, wie in seiner Präsentation materieller und idealer Gegenständlichkeiten — als das Material dar, zu dem es Stellung nimmt im Sinne und Geiste seiner eigenen Wertgesetzlichkeit. Diese auf ein Anderssein des solchermaßen vorgefundenen Materials gerichtete Wertstellungnahme leitet in allen Fällen und grundsätzlich aus ihrem eigenen Wesen heraus zur Wertverwirklichung: durch die Funktion des Willens und der aus ihm fließenden Handlung — ganz einerlei, ob dieser Prozeß an irgendeiner Stelle aus mächtigeren Gründen unterbrochen oder zum Stehen gebracht wird. In jeder für sich genommenen einsinnigen Wertstellung gibt es keine Möglichkeit eines solchen Stehenbleibens.

Die gefühls„bewußte“ Wertrelation des Wertungssubjektes durchzieht alle Vorgänge, die von den subjektiven Wertgründen bis zu ihrer Kompensation durch Verwirklichung des Wertobjektes führen. Sie verschmilzt mit den werthaften Vorgängen der Seele und ordnet sie ihrer höheren Wertintention zu. Dieser Wertintention ist der Realisierungswille immanent, der abzielt auf die Existenzwerdung des Erfüllungzustandes bzw. des Wertobjektes als des Trägers der letzten Erfüllungswirkung. Es gehört zu den nicht ausscheidbaren Bestandteilen der Phänomenologie jeglicher

Wertgegebenheiten, daß sie eine Realisierungsintention, eine Intention zur Seinswerdung, ein daseinsschöpferisches Moment mit sich führt. An dieser Stelle läßt sich auch der Begriff des Sollens bilden, wobei die Frage der Geltungsevidenz desselben zunächst außer Betracht bleiben darf. Sollen heißt Intention zur Existenzwerdung, heißt Seinswürdigkeit und müssende Seinswerdung. Die Dignität des Sollens leitet sich von einer Wertinstanz her, die entweder die immanent psychische ist[30]), oder die personale des Wertungssubjektes oder eine überpersönliche, die in einem anderen Zusammenhange noch gestreift wird.

Mit der Bezogenheit der Wertung auf einen Zustand der Werterfüllung bzw. auf ein Wertobjekt, das diesen Zustand herbeiführt, wird das Problem der Existenz von Gegenständen an eine hervorragende Stelle aller Werttheorie gerückt. Das hat Meinong klar ausgesprochen mit den Worten: „Wertgefühle sind Existenz- (resp. Nicht-Existenz-) Gefühle," sind ein Gefühl, „durch das das Subjekt zum Sein oder Nicht-Sein, insbesondere zur Existenz oder Nicht-Existenz eines Objektes gleichsam Stellung nimmt[31])." Damit ist aber nur eine allgemein formale Bestimmung allen Wertwesens hervorgehoben, jedoch nicht die Wesensart[32]) der verschiedenen Wertinstanzen. In dieser Richtung müssen alle Gefühlswerttheorien gerade in bezug auf die personalen Werte notwendig versagen

---

[30]) Im obigen Sinne. Ehrenfels' These der „relativen Glücksförderung", der Abreagierung überschüssiger Kräfte usw., überhaupt alle Lustwerttheorien (Eudämonismus) sind bedingterweise hierher zu rechnen. Sie können jedoch auch „personal" geartet sein, wie sich zeigen wird.

[31]) Vgl. a. a. O., insbesondere Für die Psychologie usw., S. 5. Ferner I. Kap.

[32]) Hier wäre nur auf den Präzedenzfall hinzuweisen, daß die Wertung sich nur auf die Existenzwerdung konzentrierte. Das geht jedoch nur im Wege der Wertableitung, daß nur das Existentsein der Gegenstand des Werthaltens, also Wertobjekt wird: z. B. das Gute soll existieren, wobei eben die Existenz als der Wert erlebt wird. Aber es ist ohne weiteres einzusehen, daß das zu Verwirklichende begriffsnotwendig ein Wert sein muß. In dem Beispiel von der Verwirklichung des Guten wird speziell auch die moralische Kraft zur Verwirklichung gewertet (ontologischer Gottesbeweis).

Es wäre auch darauf hinzuweisen, daß das Dasein, die Existenz von Objekten in verschiedenem Sinne erstrebt wird. Es kann ein physisches Wertobjekt bereits existieren in der physischen Welt, aber damit existiert es noch nicht „so" und in derjenigen individuellen Räumlichkeit, in der es allein verwertbar ist. Es muß aus seinem Dasein in fremden Händen, in fremden Ländern gelöst und in eine Existentialform gebracht werden, die die individuelle Wertschätzung erfordert. Auch innerhalb der einzelnen Existenzarten gibt es Soseinsdifferenzierungen, was nach den Ausführungen im ersten Kapitel verständlich sein dürfte (der Handel als Herbeiführung individueller Existenzformen).

insbesondere wenn sie durch Herausarbeitung gewisser Gefühlscharaktere nach Form und Inhalt das Wesen des Wertes bestimmen wollen. Wenn ein überpersönlicher Wert, etwa ein ästhetischer, seelisch als ein Gefühlsinhalt zur Gegebenheit kommt, so läßt sich dazu gewiß manches aus der psychologisch-phänomenologischen Forschung heraus sagen, aber ein letztes Verständnis erwächst für diesen Wert nicht aus der Psychologie[33]).

Wenn wir der personalen Wertrelation eine Existentialintention als wesentliches Merkmal zusprechen, so wird man vielleicht dagegen auf die Unwirklichkeits-Werte der Phantasie- und Annahmewertungen hinweisen, denen Meinong und Urban viel Beachtung geschenkt haben. Meinong hat sogar mit Rücksicht auf den Gegensatz von Ernstgefühlen und Phantasiegefühlen die Werthaltungen von den Wertungen unterschieden[34]). „Werten" liegt vor, wenn auf die Annahme von einer Existenz oder Nichtexistenz mit Phantasiegefühlen reagiert wird. Für unsere Betrachtungen bleibt diese Unterscheidung in so allgemeiner Form nichtssagend. Weiter grenzt Meinong als eine besondere Klasse der Phantasiegefühle die Annahmegefühle, die sich auf eine angenommene Existenz oder Nicht-Existenz aufbauen, ab. Ein Armer kann sich in Wertgefühlen an eingebildeten Schätzen berauschen, ein Kranker sich in die Gesundheit hineinphantasieren und auf diese Annahme mit wertschätzenden Phantasiegefühlen reagieren; auch kann man an einem existent gewordenen Besitz von Wertobjekten immer wieder von neuem die Wertung vollziehen, als ob man sie gar nicht besäße. Solche und ähnliche Beispiele

---

[33]) Wo es trotzdem bei ihr gesucht wird, da kommt man wie Meinong (Über Annahmen, S. 309) zu der Aufstellung von psychischen Tatsachen, die eine Art Mittelstellung zwischen Vorstellung und Gefühl einnehmen. Er denkt da an Mitleid und Furcht beim Erleben von Tragödien und wählt für solche Gefühlsrealitäten den Namen „Phantasiegefühl". Vom psychologischen Standpunkt aus ist das nicht unzutreffend, in Wirklichkeit aber ist die Lust am Trauerspiel — in allen ihren Abwandlungen von Mitleid und Furcht und dergl. — ein psychisches „Gegebensein", die seelisch sich ausprägenden Nachbilder geistiger Urbilder (um die Ausdrucksweise von Lask hier zu verwenden). Die echte Furcht ist eine ursprüngliche seelische Tatsache, ein Gefühl; etwas anderes ist der in Gefühlen als deren Inhalt auftretende geistig-moralische Furchtcharakter. Dieses Gebilde erscheint einem nicht richtig eingestellten Erleben als Phantasiegefühl, von dem Meinong wiederum auch sagen muß, daß es ein wirkliches Gefühl sei (a. a. O., S. 314). In der psychologischen Deskription nivelliert sich immer vieles.

[34]) Meinong, Über Werthaltung und Wert, Arch. f. syst. Philos., Bd. I, 1895; aufs neue aufgerollt in dem Buche über Annahmen. Ferner Witasek, Grundlinien der Psychologie, Leipzig 1909, über die Phantasiegefühle, S. 330.

veranlaßten seinerzeit schon Ehrenfels, als Kriterium des Wertes nicht das Begehren, sondern die „Begehrbarkeit" aufzustellen.

Man hat nun bei allen diesen Fällen von fiktiven Wertungen den Eindruck, als ob es sich um einen „Leerlauf" der eigentlichen Werthaltung handele. Zweifellos stellen sie auch eine ganz andere Sachlage dar, als das Nacherleben im ästhetischen Sinne. Denn bei letzterem handelt es sich um eine psychisch vermittelte Vergegenwärtigung idealer Werte, denen nicht Phantasiegefühle, sondern Ernstgefühle entsprechen[35]. Wenn ich mir aber den Tod eines lieben Angehörigen in Gedanken vor die Seele stelle und dabei von Trauer befallen werde, so liegt hier eine reine Existentialannahme vor, d. h. ein subjektives willkürliches Schaffen oder Setzen einer Wirklichkeit, die naturgemäß nicht die Stärke einer objektiven Realität hat. Es hängt hier alles von der subjektiven Fähigkeit ab, Gegenstände als daseiend zu setzen, bzw. die Überzeugung von der Nichtwirklichkeit auszuschalten, ob und inwieweit und wie stark eine Wertreaktion (Bedürfnis usw.) sich einstellt. Wer das psychische Gegebensein von Denk-, Gefühls- und Willensrealitäten vollbewußt durchlebt und im einzelnen zu erfassen versteht, der kann auch seine Seele künstlich in derartige Haltungen hineindrängen durch die bloße Kraft seines Wollens[36]. Wie das abstrakte Sosein eines Gegenstandes in die Seele hineingewollt werden kann und dann in der Vorstellungsgegebenheit erscheint, so kann auch die Existentialqualität dem in der Vorstellung gegebenen Sosein gleichsam vorstellungsgemäß hinzugewollt werden.

Eine andere Frage als diese Fiktizität der Wertanlässe und Wertobjekte ist die Fiktizität der Werthaltung als Ganzes. Eine in allen ihren Bestandteilen als fiktiv anzusprechende Wertung ist aber werttheoretisch unmöglich. Denn es ist sowohl für die letzte Wertinstanz, das Ich, unmöglich fiktiv — dieser Begriff verliert in dieser Sphäre jeden Sinn — zu reagieren, noch kann der Begriff einer fiktiven Handlung im Sinne von Nichtwirklichkeit gebildet

[35] Da Meinong die Erfassung von Ornamenten und Melodien als durch Annahmen vermittelt hinstellt, ihre Gefühle aber als zweifellose Ernstgefühle auffaßt (Annahmen, S. 318), hinwiederum die ästhetischen Miterlebnisse im Theater dagegen als Phantasiegefühle, so darf die Verwirrung hier als vollkommen angesehen werden.

[36] Über diese Fähigkeit der menschlichen Seele zur Erzeugung fiktiver Gegenstände hat besonders die moderne Neurosenlehre aufgeklärt. Alfred Adler (Über den nervösen Charakter, München 1912 ff.; Praxis und Theorie der Individualpsychologie, München 1920) hat für diese Fähigkeit den Begriff „Arrangement" terminologisch eingeführt. Eine dichterische Behandlung in „Imago" von Spitteler.

werden. Ja, es kann in Wirklichkeit, selbst wenn man von der Handlungsverwirklichung absieht, nicht einmal fiktive Wertungen geben. Zunächst wird man demgegenüber auf die sogen. Scheinwertungen hinweisen, die nur so, wie man sagt, in Gedanken vollzogen werden, ohne irgendeine Absicht zu ihrer Verwirlichung. Die Wertfreude am errungenen Besitz, die wertgetragene Sehnsucht nach einem Schlaraffenland, das nicht existiert, scheinen nun doch Fälle völlig überflüssiger und rein fiktiver Wertungen zu sein. Sie sind es nicht! In den beiden genannten Fällen erscheint die Wertreaktion zunächst an Existentialannahmen geknüpft. Die Wertfreude am Besitz ist nicht zu trennen von Vorstellungen seines etwaigen Verlustes oder der Wiedererinnerung von Zeiten, wo er noch nicht realisiert worden war; ebenso haftet der Wunsch nach dem Schlaraffenland an eingebildeten Unmöglichkeiten von Werterfüllungen. Doch bilden alle solchen fiktiven Bestandteile in den Wertungsvorgängen nur Aushilfen, hinter denen eine durchaus reale Werttendenz steht. Ohne solche wäre nie ein zureichender Anlaß zur Bildung fiktiver Wertanlässe oder Wertobjekte gegeben. Wo ein Bedürfnis fingiert wird, um ein Werterleben zu erzeugen, da steht allemal hinter dieser seelischen Aktion ein reales Bedürfnis. Aus sich heraus können Fiktionen nicht entstehen. Es sind reale Wertbildungsvorgänge, die sie schaffen — aus den verschiedensten Gründen heraus, sei es, um der Wirklichkeit vorauszugreifen, sei es, um ein bestimmtes Erleben in der Seele zu erzeugen: etwa des Lustwertes wegen (der kein personaler Wert an sich ist, in diesem Falle aber Objekt einer personalen Werthaltung geworden ist). Wer viel Geld haben möchte, eilt im Gedanken der Wirklichkeit voraus und erzeugt sich in der Seele die Erfüllungsvorstellung. Den bestehenden Besitz kann deshalb eine ewig sich erneuernde Werthaltung treffen, wenn er der reale Hintergrund für die Vorstellung eines noch vielfach größeren Besitzes wird. So feiert der Geizige in Betrachtung seines Schatzes Orgien des Werterlebens, da er in ihm das Symbol des Besitzes aller Schätze sieht, der ihm in dem Teil, wo er schon verwirklicht ist, in statu nascendi vor die Seele tritt. An ihm regt sich die leitende Werttendenz nach dem Allbesitz immer wieder von neuem auf. In dieser Weise dürfte wohl so ziemlich jede Bewertung bereits realisierter Werte ihre Erklärung finden. — Wo nun aber jemand eine Wertsehnsucht nach unerreichbaren Objekten hat, wie das Kind nach dem Schlaraffenland, ohne daß er aber irgendwie den Gedanken an Realisierung aufkommen

ließe in seiner Seele, so daß alles in einem fruchtlosen Schwelgen in unbestimmten und phantastischen Vorstellungen bliebe, da liegt entweder eine der Wirklichkeit vorgreifende fingierte Werterfüllungs-Existentialität vor, wie sie soeben besprochen wurde, oder aber es besteht eine auf ausdrückliche Vernichtung der Existentialqualität des Wertobjektes gerichtete Gegenwertung. Grundsätzlich festzuhalten bleibt, daß jeder Wertung die Intention zur Realisierung, die sich weiter ausprägt als Tendenz zur Wertverwirklichung, innewohnt. Wird letztere unterbunden — erstere kann es nicht — so liegt eine gegengerichtete Werteinstellung vor. Deren Wertobjekt ist entweder unverträglich mit der Verwirklichung anderer Wertobjekte, die dann, wenn sie von einer weniger starken Wertung getragen werden, ausfallen, oder aber es wird unmittelbar die Nichtverwirklichung einer bestimmten Werthaltung Objekt einer neuen Werthaltung, sei es aus Angst oder eingesehener Unmöglichkeit oder sonstiger Gründe wegen.

VII. Zu besonderer Kritik der besprochenen Gefühlswerttheorien muß die Vernachlässigung der subjektiven Wertgründe Anlaß geben, die doch überhaupt erst die personalen Wertungsvorgänge verständlich machen. Die auf Existentialität gerichteten Gefühle, die Meinong in den Mittelpunkt rückt, bieten, abgesehen von allem anderen, nur den letzten Teil des Wertungsvorganges dar. Es muß überhaupt schon als ein sekundärer Zustand angesehen werden, wenn man die Wertgefühle durch ihr Bezogensein auf die Existenz eines Objektes erklären will, anstatt in ihnen die Intentionalität des Wertungssubjektes oder irgendeinen Zustand subjektiver Wertgründe zu erkennen. Wir sahen früher, daß eine vom Objekt ausgehende Veranlassung der Wertung etwas außerordentliches und auch nebensächliches war, und daß sich die Werthaltigkeit der Wertobjekte nur mittels der subjektiven Wertgründe bestimmen ließ, die das Maß von Änderungsnotwendigkeitsn enthalten, die durch die Wertobjekte verwirklicht werden. Es ist deshalb, wennschon nicht gerade falsch, so doch ein Zeichen der verfehlten Einstellung, wenn man den Wertungsvorgang ausschließlich vom Wertobjekte aus sieht, welches doch durch jenen erst vorausdenkend und erkennend erzeugt und vielleicht auch zur Verwirklichung gebracht wird. Die abstrakte Realisationsintention, die im Wertungssubjekt gründet, durchzieht den ganzen Wertungsprozeß, aber die Tendenz auf die Wirklichwerdung eines

bestimmten Objektes zeigt jene Intention bereits in ihrer Verdichtung, richtiger Umwandlung zu einer konkreten Willenstendenz.

Das Wertobjekt spielt im Wertungsvorgang insofern eine eigenartige Rolle, als es in ihm in doppelter Daseinsart auftritt. In den Vorgängen der Wertverwirklichung erscheint das Wertobjekt in irgendeiner Realität, in der körperlichen, seelischen oder geistigen. Vor der Verwirklichung jedoch wird diese Realität nur in der Vorstellung vorweggenommen. Im Motiv zur ausführenden Willenshandlung ist sie als Zielvorstellung bewußt, mit dem Hintergrunde der Realintention. Indem durch sie das Wollen erregt wird, gesellt sich zur Intention die Willenstendenz zur Daseinswirklichkeit des in der Zielvorstellung vorbewußten Wertobjekts.

Es ist zutreffend, wenn Urban[37]) den Wertgehalt, die Dignität des Wertobjektes als „Bedeutung" auslegt. Diese Art der Bedeutung im Sinne von Wertbedeutung ist ähnlich der in jeder Gegenstandserfassung überhaupt liegenden Bedeutungsintention auf das Wesen des Gegenstandes (wie es von der Scholastik und den Phänomenalisten der Gegenwart, F. Brentano, Husserl, herausgearbeitet worden ist). Die Wertbedeutung eines Objektes (Wertobjektes) ist zu verstehen als ein gegenständlicher Charakter desselben, durch den auf etwas nicht in der Gegenständlichkeit des Objektes selbst liegendes Seiendes hingewiesen wird. Wie der Begriff vom Baum eine Bedeutungsintention einschließt auf den ideal-realen Gegenstand Baum (das platonische Urbild sozusagen), so enthält die Wertbedeutung den Hinweis auf den idealrealen Zustand einer Seinswerdung und zwar einer solchen, die das Wertungssubjekt betrifft in der durch die subjektiven Wertgründe jeweils angegebenen bestimmten Artung. Die Reaktion, vielleicht richtiger die ursprüngliche Intention des Wertungssubjektes zielt, wie noch zu zeigen sein wird, auf die Entwicklung der menschlichen Ichpersönlichkeit ab, die im Wertungssubjekt als ihr Wesen selber gegeben ist und von hier aus als letztes immanentes Ziel der Persönlichkeit wirkt. In dieser Ichintention liegt das

---

[37]) Valuation, a. a. O., S. 24: ,,reality-meanigs, appreciative meanings.'' Auch Rud. Eisler sagt einmal (Der Zweck und seine Bedeutung für Natur und Geist, Berlin 1914, S. 140): ,,Der Wert einer Sache besteht in der Bedeutung, die sie für das Bewußtsein annimmt, wenn sie als tauglich zur Befriedigung eines Bedürfnisses, zur Verwirklichung eines Zweckes und daher als begehrbar erscheint.'' In diesem Satze fehlt jede Beziehung auf eine wertgebende Instanz, für die das Werthafte der ,,Bedeutung'' besteht.

Wesen alles jenes Werthaften, das durch das Wollen seine Erfüllung anstrebt, und in diesem Sinne weist die Wertbedeutung eines Gegenstandes auf die funktionale Erfüllung des idealen Ich-Seins hin. Urban spricht von „meaning of the object for the subject“[38]. Dieser Bedeutungscharakter der Wertprädikation eines Gegenstandes kann natürlich auch gemeint sein mit Beziehung auf die zu jener letzten Ichwertrealität hinführenden und ihre Funktion aktuell anregenden jeweiligen subjektiven Wertgründe, die in der Form der Bedürfnisse dauernd die menschliche Seele durchziehen (und auch als nicht-personale, gleichsam immanente Wertreaktionen derselben interpretiert werden können, wie wir oben zeigten).

In diesen Zusammenhängen haben Begriffe wie „Gebrauchswert“ und „Nützlichkeit“ ihre Stelle. In solchen Begriffen wird den Objekten der Hinweis auf eine von ihnen ausgehende Leistung für die Erfüllung von Wertungen eindefiniert. Ein Objekt ist tauglich oder nützlich für die unmittelbare Befriedigung eines Bedürfnisses oder mittelbar für die Erzeugung eines Objektes, das diese Funktion dann auszuüben imstande ist. So ist ein Werkzeug nützlich für die Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes. Die unmittelbaren Wertobjekte pflegt man auch noch als „Güter“ erster Ordnung (Menger) zu bezeichnen. Die Wertbedeutung der mittelbaren Wertobjekte ist abgeleiteter Art[39]. Ihre Hervor-

[38]) Zugleich bemerkt Urban, daß diese Wertbedeutungen, sowie sie sich im urteilenden Bewußtsein darstellen, durch voraufgehende psychische Prozesse vorherbestimmt sind (pre-determined by antecedent psychical processes, a. a. O., S. 25), also fundierte Bedeutungen sind. In dieser Fundierung liegt wohl auch der Unterschied der Wertbedeutungen gegen die idealen Bedeutungen der Begriffsinhalte, welche intentional inexistent sind (Brentano, Psychologie, a. a. O.). Die Wertbedeutungen werden durch den subjektiven Wertungsakt den Objekten sozusagen jeweils eingelegt. Auch Urban unterscheidet die Wertbedeutungen von den idealen noetischen Bedeutungen (cognitive predication) als affective-volitional meanings mit impliciten Erkenntniselementen (cognitive presuppositions). In ihnen liegt gleichsam das Substantielle der Wertattitüde beschlossen im Sinne einer Gefühlstheorie, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll. — Im Sinne der personalistischen Werttheorie kann der Wertbedeutungscharakter nur als geistiges Sein, als Ich-Idealität verstanden werden, die sich mit den psychischen Faktoren des Wertungsvorganges und den Wertobjekten verbindet und von ihnen als „Bedeutung“ ausgesagt werden kann.

[39]) Man denke hier an die von Ehrenfels getroffene Unterscheidung von Eigenwert und Wirkungswert. Die Wirkungswerte sind abgeleitete Werte und wirken erst den endgültigen Wert. Eisler, Der Zweck usw., a. a. O., S. 70 f. sagt: „Der Wert des Mittels ist immer ein konsekutiver oder Wirkungswert, während der Zweckwert die Bedeutung eines Eigenwertes hat, wenigstens in Beziehung auf das Mittel.“ Unter Zweckwert wird hier ein unmittelbar wertvoller Endzweck ver-

bringung kann Gegenstand einer speziellen Werthaltung werden, die aber ihre Wertintention von der ursprünglichen ableitet, sie werden auch wohl Güter höherer Ordnung genannt. Jene Hervorbringung erscheint dann mit Beziehung auf jene spezielle Wertintention als auf einen Zwischenzweck der Wertverwirklichung bezogen. Es ist die Eigentümlichkeit der personalen Wertung, daß sie sich beliebig spalten und in sich spezialisieren kann. Aber alle Spezialwertungen sind abgeleitet und abhängig von dem in der ursprünglichen Wertung begründeten Endwert. Sie entstehen immer aus den Notwendigkeiten, die mit der Realisierung des Endwertes verbunden sind, welche oft einen langen Weg von Zwischenstufen durchmachen muß, ehe der Erfüllungszustand endgültig verwirklicht werden kann. Die wertende Persönlichkeit denkt in solchen Fällen vom Wertungsprozeß immer nur das für die Etappen der Verwirklichung jeweils Notwendige, sie denkt in Teilzusammenhängen, die sie, obschon sie sich von dem Gesamtzusammenhang ableiten, als Wertungsvorgang relativ in sich verselbständigt. Gerade wenn man sich das Wesen des nationalökonomisch so bedeutsamen Tauschwertes klar machen will, hat man dieses zu bedenken. Davon wird alsbald die Rede sein. —

Es dürfte nun auch weiter keine Schwierigkeiten mehr bereiten, einzusehen, daß eine Wertbedeutung nicht nur erlebt, d. h. im aktuellen Werten zum Bewußtsein kommen kann, sondern auch ohne jede innere Beteiligung bloß rational gedacht werden kann (reality meaning — appreciative meaning, Urban). Das aktuelle Werten kann in die Urteilsform übergehen, mit begrifflicher Evidenz gedacht werden. Man kann im Geiste Vaihingers ein solches bloßes Denken von Werten als fiktiv bezeichnen, aber man muß einsehen, daß es sich in diesem Falle überhaupt um

---

standen. — Allgemein sei zur Erklärung des Zweckes im Rahmen der Wertungsvorgänge noch folgendes gesagt. Der Zweck stellt die Denkform einer Wertsituation dar, im Zweck erscheint eine Werthaltung in der spezifisch rationalen Bewußtheit. Ihr liegt Werterkenntnis zugrunde, sie wirkt jedoch nicht wertschöpferisch. Sie kann nur nach den Gesetzen der Logik die Wertbedeutungen verknüpfen und verallgemeinern und ableiten. Näheres über diese rationale Wertungsfunktion findet sich im Anhang anläßlich der Besprechung der Häringschen Wertuntersuchungen. Für die Analyse des Wertungsvorganges spielt die rationale Ausprägung desselben im Zweckbewußtsein nur eine mittelbare Rolle, wennschon aller handelnden Wertverwirklichung ein solches Zweckbewußtsein in der Motivation derselben zugrunde liegen muß. Es ist eine Selbstverständlichkeit, wenn Eisler bemerkt (l. c., S. 71): „Doch läßt sich alles, was in einer Hinsicht ein Zweck ist, in einer anderen als ein Wert auffassen . . .“

kein Werten handelt, sondern nur um ein Denken, das bekanntlich alles zum Inhalt nehmen kann. Als oben von fiktiven Wertungen die Rede war, wurde absichtlich diese Möglichkeit außer Betracht gelassen, sondern nur die Rolle der Fiktionen im Rahmen der aktuellen Wertung und ihre Bedeutung für dieselbe erörtert. Als bloßer Denkinhalt kann die Wertung in irgendeinem ihrer Stadien: als Bedürfnislage, als Wertungssubjekt, als Motiv, als Verwirklichungsreflexion, als Wertobjekt in der Vorstellung und in Gedanken isoliert und verselbständigt werden. In solchen Fällen liegt insofern ein aktueller Wertungsvorgang vor, als solche Erkenntnisse wertgehalten werden können, als man sich Denkaufgaben stellen kann, die eine Beschreibung und Erklärung des Wertwesens bezwecken. In diesem Falle sind die Wertungsvorgänge selber der beabsichtigte Gegenstand der Erkenntnis, der wertgehalten ist, und die Denktätigkeit stellt die Erfüllung dieses Erkenntniswertes dar und besitzt den echten Charakter eines Wertobjektes [40]). Das Denken und Urteilen von Wertungstatsachen bildet jetzt das eigentliche realisierte Wertobjekt, aber nicht die gedachten Wertungsvorgänge als Denkinhalt bieten die Wertsachlage dar. In dieser Weise können eigene und fremde Wertnotwendigkeiten Gegenstand der Durchdenkung werden. Es gibt eben, wie schon erwähnt, keinen psychischen Vorgang, den hervorzurufen sich das Wertungssubjekt (Ich) aus seiner eigenen Wertinitiative heraus nicht angelegen sein lassen könnte. In die gedankliche Form können so auch Wünsche und Begehrungen eintreten, die ursprünglich keinen personalen Wertcharakter besitzen, sondern nur mit einem solchen verschmelzen können. In dieser Weise kann auch das bloße Denken von Wertverhältnissen die Grundlage für aktuelle Wertungen werden. Ja es kann die leitende Wertintention des Denkens der Wertverhältnisse gerade von den Bedürfnissen des praktischen Wertens ausgehen und nicht nur von der leitenden Wertidee eines Erkenntnisselbstzweckes veranlaßt werden. In diesem Falle wird das spekulative Denken über die Wertverhältnisse zu einem mittelbaren Wert-

---

[40]) Wundt, Physiolog. Psychologie, 6. Aufl., III. Bd., S. 497: „. . . . jener Wert, den wir den Verbindungen (gemeint sind Konzeption von Kunstwerken, logische Gedankenzusammenhänge) beimessen, kommt zunächst in der Form von Gefühlen zur Geltung, welche die Verbindung unmittelbar begleiten, um dann nachträglich, indem sie zu Objekten reflexionsmäßiger Betrachtung werden, in Werturteilen ihren Ausdruck zu finden.“ Man beachte im ersten Teil des Satzes den Gedanken des Wertgegebenseins in Gefühlen.

objekt für das allgemeinere Ziel: die Praxis des aktuellen Werthaltens zu fördern. Auch alle die hier angestellten Betrachtungen über das Wesen des Wertes sind einer leitenden Wertidee dieser Art entsprungen. Sie sollen u. a. für die wirtschaftliche Werterkenntnis und ihre praktischen Notwendigkeiten die Wege ebnen.

VIII. Nachdem wir am Beispiele der Gefühlswerttheorie und Begehrungswerttheorie das Wesen der personalen Werthaltung erläutert haben, ist eigentlich schon viel Wesentliches bemerkt worden, was zur Kritik der voluntaristischen Werttheorien gesagt werden kann — soweit es sich bei diesen um einen psychischen und nicht etwa um einen metaphysischen und transzendenten Voluntarismus handelt, wie ihn etwa Schopenhauer vertritt [41]. Die personale Wertrelation durchzieht alle in ihrem Dienste auftretenden psychischen Prozesse, nicht zuletzt auch den Realisierungsprozeß, die Wertverwirklichung in ihren drei Stadien: der Motivation, des Willens und der Handlung. Gewiß läßt sich die Funktion der sich handelnd auswärts wendenden psychischen Tätigkeit auch von anderer Seite aus und in dem höheren Sinne seiner Möglichkeit überhaupt als immanente metaphysische Wertrealität aus dem Eigenleben der Seele heraus interpretieren. Aber damit beschäftigen wir uns nicht, denn das Wesen des Willens bietet sich der personalen Wertung als eine vorgefundene psychische Realität dar.

Die Voluntaristen und Emotionalisten ergänzen sich einander dem Sinne nach in folgendem. Die Gefühlswerttheorien rücken jene Klasse psychischer Gegenständlichkeiten in den Mittelpunkt, die vor den eigentlichen Verwirklichungstendenzen liegen. Aus dieser Teilerscheinung heraus suchen sie das Ganze zu begreifen. Da nicht jede Wertung zur Verwirklichung kommt, ja in manchen Fällen wie ausdrücklich von ihr befreit erscheint, können sie die Willensvorgänge immer mit kasuistischen Hinweisen als allgemeines Wertkriterium ablehnen. Eine solche Auffassung krankt an der Enge des Gesichtsfeldes. Denn im Grunde bauen die Gefühlswerttheoretiker immer auf den immanenten Wertgehalt der Lust-Unlustgefühle auf, wie es in den Theorien von Bentham [42],

---

[41]) Auch H. Cohen, Ethik des reinen Willens, III. Aufl., gehört zu den außerpsychologischen Willenswerttheoretikern.

[42]) Jeremias Bentham: Introduction to the principles of morals and legislation, 1789.

Wundt[43]), Schuppe[44]), Döring[45]), Jodl[46]), Cornelius[47]) u. a. klar hervortritt. Ihnen allen mangelt die Erkenntnis des Unterschiedes der spontanen personalen Werthaltung, für die jene psychischen immanenten Wertreaktionen nur die Rolle von subjektiven Wertgründen unter anderen spielen, von eben jener psychisch immanenten. (Weiteres über die Rolle von Lust und Unlust als Wertfaktoren findet sich im Anhang bei der Besprechung der Werttheorie von Kreibig.)

Der Voluntarismus als Willenspsychologie der Werte steht dem Personalwert dadurch besonders nahe, daß jeder Willensakt eine personale Wertung zur begriffsnotwendigen Voraussetzung hat. Deshalb findet der psychologische Voluntarist im Bereiche der Willenstatsachen stets und notwendig das Wertphänomen. Die Zahl der Vertreter einer voluntaristischen Werttheorie ist groß. Bei ihnen klingt das personale Element mehr oder minder immer an. Auch sind nicht alle Voluntaristen einseitig befangen, viele beachten auch die Gefühlszustände oder sonstige nichtwillentliche Phänomene. Einer von ihnen, H. Schwarz, führt sogar das „Gefallen" als selbständiges Wertkonstitutivum voluntaristischer Artung ein[48]). Wer von dem hier vertretenen Standpunkte aus auf das „Gefallen" reflektiert, wird es als eine an den wirklich oder nur angenommenermaßen eingetretenen Zustand der Werterfüllung gebundene seelische Reaktion erkennen. Ihr Hauptelement ist das Erfüllungserlebnis mit seinen Lustcharakteren, die wie eine eigengesetzliche psychische Wertanerkenntnis den Ausgleich der im Bewußtsein der subjektiven Wertgründe sich darstellenden Vitaldifferenzen begleiten. Neben diesem „immanenten"

---

[43]) Wundt, Physiol. Psychol., a. a. O., III, S. 497; Ethik, IV. Aufl., 1912 passim; Grundriß der Psychologie, 11. Aufl., 1913, S. 396.

[44]) Schuppe, Grundzüge der Ethik, 1887, S. 7, 34.

[45]) Döring, Philosophische Güterlehre, S. 2. Er gewinnt den altruistischen Standpunkt, wie A. Smith in seiner theorie of moral sentiments.

[46]) Jodl, Lehrbuch der Psychologie, II. Band. Es wird die Beziehung zu einem Subjekt betont und für wesentlich erachtet.

[47]) Cornelius, Einleitung in die Philosophie, 2. Aufl., 1911, S. 350. Der Wert wird erklärt als Gefühlswirkungen eines Dinges im Sinne der Steigerung der Lust und Verringerung der Unlust. Der Begriff des Persönlichkeitswertes wird wie bei Urban „charakterologisch" verstanden. Siehe Anm. 27. Urban stützt sich übrigens in dieser Auffassung wieder auf Baldwin.

[48]) Herm. Schwarz, Psychologie des Willens, 1901, S. 34 ff., 92 ff. Eine stark rationalistische Kritik vom Meinongschen Standpunkt lieferte Wilhelmine Liel in den von Meinong herausgegebenen Abhandlungen zur Gegenstandstheorie usw., a. a. O., 1904.

Gefallen gibt es ein personales Jasagen zu der Erfüllung personaler Wertungen. Dieses Gefallen ist ein verwickelter Bewußtseinszustand, dessen Wesen in der Hauptsache besteht aus einem Identitätserlebnis der werttragenden Ichintentionalität mit der aktuellen (oder imaginierten) werterfüllenden Realität. Ohne Zweifel wird dieses Indentitätserlebnis, welches getragen wird von der idealen Bewußtseinslage einer Wertvollendung, in seiner Stärke der ursprünglichen Wertung entsprechen, und es ist verständlich, wenn man derartige parallelistische Reflexe des allgemeinen Wertbewußtseins — insbesondere in den Lust-Unlusterlebnissen — anläßlich des zum Abschluß gelangenden Wertungsvorganges zur Erklärung des letzteren selbst verwenden konnte[49]). In Wahrheit wird aber auch im Gefallen wieder nur ein Teilstück des gesamten Wertgeschehens herausgehoben.

Der auf eine Versöhnung der Gefühls- uud Willenstheorie der Werte hinarbeitenden Auffassung Windelbands haben wir im Anhang eine besondere Besprechung zuteil werden lassen.

IX. Es ist in allen Ausführungen, mit denen wir von verschiedenen Seiten her das Wertproblem beleuchtet haben, immer versucht worden, die persönliche Wertung in ihrer Eigenart hervortreten zu lassen, zu zeigen, daß ihr eine Wertinstanz zugrunde liegt, die in dieser Weise auf den anderen Wertgebieten nicht angetroffen werden kann. Von diesen anderen Wertgebieten behandelten wir nur das unterpersönliche, indem wir zeigten, daß man die seelischen Regungen, besonders diejenigen der Lust und

[49]) Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, 6. Aufl., Tübingen 1912, S. 557, kritisiert den Utilismus Benthams, daß er die geistigen Güter zwar nicht leugne, „aber doch als Maßstab aller Wertung lediglich den Grad von Lust bzw. Unlust ansieht, die ein Gegenstand, eine Beziehung, eine Handlung, eine Gesinnung hervorzurufen vermag. Theoretisch beruht diese Lehre auf der unglückseligen Reflexion der Assoziationspsychologie, daß, weil jedes erfüllte Begehren mit Lust verbunden ist, darum auch die Erwerbung der Lust das letzte Motiv alles Wollens sei und jeder besondere Gegenstand nur als Mittel für den Gewinn dieser Lust gewollt und gewertet werde.“ In demselben Sinne bemerkt Wundt: System der Philosophie, 3. Auf., III. Bd., S. 231: „Aber das Gut ist nicht deshalb ein Gut, weil es erfreut, sondern es erfreut, weil es ein Gut ist.“ Stellt man neben diesen Satz den von Eisler (Zweck, a. a. O., S. 140): „In den Gefühlen der Lust und Unlust macht sich eine ganz unmittelbare Wertung von Zuständen und Dingen geltend,“ so tritt der Gegensatz der personalistischen und immanenten, unterpersönlichen Wertanschauung deutlich hervor.

Unlust, als innerpsychische Wertstellungnahmen auffassen kann. Das ist sogar meistens geschehen, nur wurden dann diese Wertungen mit den personalen verquickt. Aber den Regungen der Lust und Unlust liegt nicht das menschliche Ich, das Wertungssubjekt zugrunde. Sie entstehen größtenteils im Bereich der Seele (s. Anhang). Dieses unterpersönliche Wertreich dient aber dem persönlichen als Wertungsgrundlage. Wir nannten es mit einem allgemeinem Ausdruck: subjektive Wertgründe. Soweit dem Ich solche subjektiven Wertgründe in der menschlichen Seele sich bieten, da handelt es sich um Reaktionen auf Seins-(Vital-)differenzen, und diese Reaktionen heißen im allgemeinen Sprachgebrauch Bedürfnisse. Aber wenn im Bereich der menschlichen Seele die subjektiven Wertgründe in Form der Bedürfnisse auftreten — und es gibt ja kaum etwas, das nicht Gegenstand eines Bedürfnisses werden könnte —, so gibt es andererseits noch eine Sphäre von Wertgründen, die nichts mit den Bedürfnissen in diesem Sinne gemein haben. Es sind das Wertgründe objektiver Art, die nicht im Gebiet der Seele, sondern im Gebiet des Geistes auftreten. Und an dieser Stelle tut sich ein Gebiet überpersönlicher Werte auf, das genau so wie dasjenige der unterpersönlichen Werte Wertgründe für die spezifisch persönliche Wertung abgibt. Im übertragenen Sinne könnte man hier von geistigen Bedürfnissen sprechen. Die überpersönlichen, objektiven Wertgründe, von denen die Philosophie unter dem Namen der Ideen des Wahren, Guten und Schönen spricht, werden in einer ganz anderen Weise maßstäblich für das Wertungssubjekt. Wir werden hierzu in den nächsten Kapiteln, in denen von den objektiven und subjektiven Verhältnissen in den Wertungsvorgängen die Rede sein soll, einiges ausführen. Für die wirtschaftlichen Wertprobleme kommt das überpersönliche Wertgebiet unmittelbar überhaupt nicht in Frage. Wir werden es deshalb auch nur behandeln, um das Wesen der subjektiven Wertgründe noch schärfer zu beleuchten. — —

Es bereitet nach den bisherigen Betrachtungen nun keine Schwierigkeiten mehr, einigen Fragen der wirtschaftlichen Werttheorie näherzutreten. Eine große Rolle hat in ihr von jeher der Gegensatz von Gebrauchswert und Tauschwert gespielt. Adam Smith[50]) hat diesen Gegensatz mit den klassischen Worten erläutert: „Die Dinge, die den größten Gebrauchswert haben, haben oft wenig

[50]) A. Smith, Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes, übertragen von F. Stöpel, Berlin 1905, Band I, S. 39.

oder gar keinen Tauschwert, und umgekehrt haben solche, die den größten Tauschwert haben, oft wenig oder gar keinen Gebrauchswert. Nichts ist nützlicher als Wasser, aber man kann selten etwas dafür kaufen, selten etwas dafür im Tausch erhalten. Dagegen hat ein Diamant kaum irgendeinen Gebrauchswert, aber man kann oft eine große Menge anderer Güter dafür im Tausch erhalten."

Das „Werten" zeigt eine ähnliche Vielwendbarkeit, wie das Denken. Es gibt nichts, das nicht Gegenstand des Denkens werden könnte, das Denken selber eingeschlossen; ebenso gibt es auch nichts, das nicht Gegenstand einer Bewertung werden könnte, das Werten selber eingeschlossen. Da nun alles Werten auf Existentialität, auf Seinswerdung abzielt, da aber mit der bloßen Wertintention das Wertobjekt noch nicht geschaffen wird, so besteht die praktische Schwierigkeit nicht im Werten, sondern in der Wertverwirklichung. Viel muß oft geschehen, damit ein Wertobjekt zur Existenz komme. In diesem Falle paßt sich der Wertungsvorgang in der Weise an die Verhältnisse an, daß er außer auf das Ganze, sich auch auf alles dasjenige bezieht, das für die Erzeugung des Wertobjektes eine Bedeutung erlangen kann. Da nun aber das Wertobjekt in der Regel nicht aus dem Nichts heraus ins Dasein tritt, so ist es der typische Zustand allen Wertverhaltens, daß es in vielverschlungener Weise auf alles das gerichtet ist, das für die Erzeugung des endgültigen Wertobjektes von Belang, oder wie man auch sagt, „von Wert" ist. Das Gebiet der wertgehaltenen Gegenstände ist ohne den Begriff der Wertableitung nicht zu verstehen. Schon oben unterschieden wir das unmittelbare Wertobjekt, d. i. dasjenige, dessen unmittelbarer Wirkungscharakter in der Erfüllung des wertgehaltenen Bedürfnisses besteht, von den mittelbaren Wertobjekten, die zur Existenz von unmittelbaren Wertobjekten beitragen oder nur wieder auch zur Existenz von mittelbaren Wertobjekten, deren Wirkungscharakter dem Sein des unmittelbaren Wertobjektes dann schon um eine Stufe näherliegt. Es besteht nun zunächst die Möglichkeit, die unmittelbaren Wertobjekte in ihrer Wertbedeutung mit dem Namen „Gebrauchswerte" zu belegen, oder auch Verbrauchswerte, wenn der unmittelbare Wertgenuß des Gutes mit seiner Vernichtung zusammenfällt. Seit Rau hat man den Begriff des Gebrauchswertes in diesem Sinne von Genußwert dem Begriff des Erzeugungswertes, des Produktionswertes, des Ertragswertes für die Güter höherer Ordnung, oder die sogen. Produktivgüter gegenübergestellt. Aber hier handelt es sich doch

schließlich nur um Namengebungen. Letzten Endes leitet sich der Erzeugungswert von dem Gebrauchswert ab, wenn man nicht eine andere Wertreihe in diesen Zusammenhang hineinverquickt, nämlich die an den Tauschwert anknüpfende. Und das geschieht sehr oft. So, wenn Simon in seinem Buche über die Bilanzen der Aktiengesellschaften anläßlich der Bewertungsfragen sich für den „individuellen Gebrauchswert" einsetzt und dann vor der Schwierigkeit steht, diesen Gebrauchswert in eine Tauschwertgröße umzudeuten, da die Bilanzposten doch eben in Tauschwertgrößen eingesetzt werden. Für den Gebrauchswert und seine mittelbaren Ableitungen kann es einen Geldausdruck nicht geben. Dieser gehört den in der Sphäre des Tauschens gebildeten Wertvorstellungen an. Um also den Unterschied von Gebrauchswert und Tauschwert zu verstehen, muß man sich die ihnen zugrunde liegenden Werthaltungen vollkommen klar machen.

Wenn man bedenkt, daß alle mittelbaren Wertobjekte nur dadurch entstehen, daß sie etwas zu wirken imstande sind, damit ein unmittelbares Wertobjekt seiner Verwirklichung nähergebracht werde, so werden sich die Klassen der mittelbaren Wertobjekte wesentlich nach der Art ihrer spezifischen Wirkungscharaktere unterscheiden. Denn hier liegt ihr werttheoretisches Kriterium. Schopenhauer hat den Prozeß alles Werdens in den Begriff von Grund und Folge aufgelöst und eine vierfache Wurzel dieses Prozesses herausgearbeitet[51]). Die eine Wurzel erkennt er in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung, das er aber weiter auffaßt, als das heute im allgemeinen zu geschehen pflegt. In eindeutiger Weise findet sich die strenge Folgewirksamkeit nur in der naturwirklichen oder anorganischen Welt, in der nach dem dritten Newtonsschen Grundgesetz Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sind. Da das wirtschaftliche Leben, wie sich zeigen läßt, im Prinzip an die materielle Welt gebunden ist, so haben die Kausalverhältnisse in derselben für die Wirtschaft eine besondere Bedeutung. Sie hätten die einzige Bedeutung, wenn nicht die naturwirklichen Vorgänge auch mit den seelischen und geistigen in ein gegenseitiges Wirkungsverhältnis treten könnten. Schopenhauer[52]) rechnet einiges von diesen Wirkungsverhältnissen auch noch zur Kausalität, so die Reizwirkung, die von materiellen Eindrücken auf das organische Leben ausgeht und sich dort un-

[51]) Cottasche Ausgabe, Band 1, Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.

[52]) Ebenda, 4. Kapitel.

bewußt fortpflanzt. In moderner Zeit hat sich hier ein Problemkreis besonderer Art aufgetan unter dem Namen der psychophysiologischen und psychophysischen Wirkungsverhältnisse, die mit den Hypothesen der Wechselwirkung und des Parallelismus in verschiedener Weise erklärt werden. Wir gehen darauf nicht ein, sondern erwähnen nur diese nicht rein physisch geartete Wirkungsreihe. Mit ihr verwandt ist die dritte Form der Kausalität bei Schopenhauer, die sich an die von der Seele ausgehenden Wirkungen knüpft, und die er besonders in der Motivwirksamkeit beschreibt. Motiv wird jedoch von ihm nicht im Sinne einer personalistischen Werttheorie verstanden, sondern allgemeiner als seelischer Impuls überhaupt, wie er auch dem Triebleben zugrunde liegt.

Aus alledem sehen wir zunächst, in wie hohem Maße sich die Wirkungen der natürlichen Welt und der seelischen Welt durchkreuzen. Und wenn wir in das Gebiet der Wirtschaft blicken, so finden wir auch da nicht nur Kausalvorgänge natürlicher Art, sondern auch solche seelischer Art. Wo immer Menschen für die Wertverwirklichung tätig werden, da liegt ein geistig-seelischer Prozeß vor, der jeder letzten Erkenntnis spottet. Wo immer ein Mensch handelt, da setzt er nicht nur physische Kräfte ein, sondern sein gesamtes Denken, Fühlen und Wollen und mit ihm seine Ichpersönlichkeit.

Insoweit aber geistige Vorgänge das menschliche Handeln mitbedingen, tut sich abermals ein Gebiet auf, in dem besondere Wirkungscharaktere zur Geltung kommen. Und diesem geistigen Gebiete gehören die drei anderen Wurzeln des zureichenden Grundes an, von denen Schopenhauer spricht. Er nennt sie den Erkenntnisgrund, den Seinsgrund und den Willensgrund (das Gesetz der Motivation). In den Erörterungen über das Subjekt des Wollens[53]) findet sich der deutliche Hinweis auf das, was wir als Wertungssubjekt oder menschliches Ich als die eigentliche personale Wertinstanz hervorgehoben haben. Wir weisen den Leser auf diese Ausführungen Schopenhauers deshalb besonders hin. Von einer näheren Erörterung des Erkenntnisgrundes und Seinsgrundes können wir in diesem Zusammenhange absehen. Das bis soweit Angeführte genügt, um über das Wesen des Tauschwertes Klarheit zu schaffen.

Damit ein Wertobjekt für den Wertenden existent werde,

---

[53]) Ebenda, 7. Kapitel.

muß er, falls das nicht ohne sein Zutun geschieht, in die Welt der Wirksamkeiten eingreifen und sich den Gesetzen dieser Wirksamkeiten unterwerfen. Erfordert das Sein eines Objektes die Einleitung einer kausalen Wirkungsfolge, so muß eben diese kausale Wirkungsfolge eingeleitet werden. Sind seelische Gegenständlichkeiten erforderlich, so muß eben etwas geschehen, das diese seelischen Gegenständlichkeiten zu erzeugen imstande ist. Es muß auf die Seelen eingewirkt werden. Wer einen Menschen dazu bewegen will, daß er für ihn arbeite, muß etwas unternehmen, das die Bereitschaft des anderen Menschen nach sich zieht, für den anderen zu arbeiten. Diese Bereitschaft ist aber nichts anderes als eine Werthaltung, denn allem Handeln liegt ein personales Werten zugrunde. Wenn also ein Mensch einen anderen zum Handeln bewegen will, muß er in dessen personales Wertsystem eingreifen. Bedeutet für den Menschen das Tätigwerden für seinen Mitmenschen ein unmittelbares Wertobjekt, so spricht man von uneigennützigem Handeln. Dies zu erregen dienen alle Mittel, die an den karitativen Sinn sich wenden. Hierbei werden dem anderen subjektive Wertgründe zum Bewußtsein gebracht, deren Erfüllung sich durch ein Tätigwerden für den Mitmenschen vollzieht (Sympathiegefühle).

Handelt es sich jedoch darum, einen Menschen im Dienste der Werterfüllung für einen anderen in der Weise festzuhalten, daß er es nicht um dieses Menschen willen tut, so muß man so verfahren, daß jenem diese Handlung, die er für einen anderen vollbringt, als ein mittelbares Wertobjekt für die Verwirklichung seiner eigenen unmittelbaren Wertobjekte erscheint. Und auf dieser einfachen Sachlage beruht das ganze Wesen des Tauschverkehrs, sei es, daß es sich um den Eintausch von Leistungen oder um den von Gütern und Leistungsergebnissen handelt. Mit kausalen Wirkungsvorgängen läßt sich hier direkt nichts ausrichten, sondern das Wesentliche ist jetzt die Einflußnahme auf die Spontaneität, auf den freien Wertungswillen des anderen. Dieser Einfluß besteht entweder in einem Zwang, d. h. in der Bereitung von Wertverlusten für den Fall der Nichtwillfährigkeit (so bei Sklavenarbeit), oder er besteht auf der Grundlage der Gegenseitigkeit, indem das Tätigwerden für den anderen zu einem mittelbaren Wertobjekt für eigene Wertverwirklichungen wird, welch letztere dann von dem anderen geleistet werden. So stellt sich also der Tausch dar als die Verwirklichung eines Wertobjektes durch die Dynamik fremder Werthaltungen und ihrer Verwirklichung. Er geht in den allgemeinen

4*

Prozeß der Wertverwirklichung als ein mögliches Glied desselben ein. Ich stellte mir einen Wagen her, die Eisenbestandteile kaufe ich, dann vollende ich das Werk; — in dieser Weise bildet jeder Tausch nur ein Glied der Wertverwirklichung. Er kann nur vom uneigennützigen Standpunkt aus auch als Selbstwert (unmittelbares Wertobjekt) betätigt werden, z. B. aus Mitleid.

Im Tausch werden genau, wie in allen anderen Tätigkeiten für die Wertverwirklichung, gewisse Widerstände gegen die Existentwerdung des unmittelbaren Wertobjektes oder noch vor ihm liegender mittelbarer Objekte überwunden. Insofern steht der Tausch im Rahmen der allgemeinen Wertverwirklichung in keiner Weise besonders da, außer, daß er einen besonders verwickelten Wirkungsvorgang zeigt. Man kann deshalb unmißverständlich sagen, daß in dieser allgemeinen Ansicht der Tausch einem Erzeugungswert gleichzusetzen ist, wenn man für letzteren nun nicht wieder eine besondere Einschränkung auf speziell naturkausale (technische) oder psychophysische Wirkungsfolgen machen will. Zwar kann der Tauschwert niemals ein Gebrauchswert im Sinne des unmittelbaren Wertobjektes sein, aber in die Reihe der Erzeugungswerte gehört er allemal und begriffsnotwendig, wenn man nicht die genannte Einschränkung bei jenem Begriffe vollzieht.

Das besondere Wesen des Tauschwertes kann nach dem Gesagten nicht in seiner Stellung liegen, die er im Rahmen der Wertverwirklichung einnimmt, sondern sie kann sich nur herleiten aus seiner inneren Eigenart. Und diese ist nicht zu bestreiten, indem gerade die Erzeugung von Wertungsvorgängen das Wesen seiner dynamischen Leistung ausmacht. Um einen bestimmten Wert zu verwirklichen, muß in anderen Menschen ein Wertungsvorgang erzeugt werden, und das geschieht dadurch, daß man selber in die Wertbestrebungen dieses anderen Menschen fördernd eingreift. Dadurch verschränken sich im Tausche zwei Wertverwirklichungsprozesse nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit. Und es entsteht hier das Spezialproblem, wie diese Gegenseitigkeit hergestellt werden soll. Es ist, als wenn zwei Menschen, ohne sich umeinander zu kümmern, in gewissem Abstande nebeneinander herschreiten, plötzlich aber in der Weise die Rollen tauschen, daß der eine ein Stück Wegs des anderen und der andere ein Stück Wegs des einen zurücklegt. Nachdem das geschehen ist, verfolgen sie jeder wieder für sich, als ob nichts geschehen sei, ihre Bahn weiter. So laufen auch die Wertverwirklichungsvorgänge der Menschen nebeneinander, indem fort-

gesetzt an bestimmten Stellen die Rollen getauscht werden. Dieser Rollentausch bildet das Problem des Tauschwertes. Aber man sieht unmittelbar, daß er seine Wertbedeutung nur ableiten kann von den unmittelbaren Wertobjekten, die die beteiligten Personen verwirklichen wollen. Die Verwirklichung fremder Wertziele — so kann man auch sagen — wird beim Tausch zu einem Grunde (nicht Ursache, sondern Gesetz der Motivation) der Verwirklichung der eigenen. Daraus ergibt sich zunächst, wie irreführend es ist, wenn A. Smith behauptet, wie wir oben anführten, daß es Dinge gäbe, die den größten Tauschwert haben und oft wenig oder gar keinen Gebrauchswert. Zu einer solchen Auffassung kann zweierlei verleiten.

Das von Smith angezogene Beispiel vom Diamanten, der einen so großen Tauschwert und fast gar keinen Gebrauchswert besitzen soll, zeigt, wie das moderne, vorwiegend materialistisch eingestellte Denken bei dem Worte Gebrauchswert zunächst an eine kausal bedingte Brauchbarkeit denkt. Von einem solchen kann bei einem Diamanten ja gewiß keine Rede sein, wenn man nicht gerade seine Fähigkeit, Glas zu schneiden, im Auge hat. Aber der Begriff des Gebrauchwertes umfaßt nicht nur kausal vermittelte materielle Bedürfniserfüllungen, sondern jede der oben erwähnten Arten von psychischen und idealen Wirkungscharakteren. Außerdem wäre nach dem engeren Umfang, den wir dem Begriffe des Gebrauchswertes gegeben haben, indem wir den Begriff des Erzeugungswertes ihm zur Seite stellten, die soeben beim Diamanten hervorgehobene Fähigkeit des Glasschneidens unter die Erzeugungswerte zu rechnen. Aber da Smith mit dem Worte Gebrauchswert beide Wertwirkungsarten bezeichnet, so wäre ihm nur die unklare Vorstellung vom wertverwirklichenden Wesen vorzuhalten. Ein Diamant hat einen Gebrauchswert, der nicht auf materiellem, sondern auf seelischem Gebiete liegt. An seinen Besitz knüpfen sich alle schmückenden Reize, die von seinem unnennbaren Glanze ausgehen, ferner eignet ihm eine soziale Symbolik, die seinen Träger sogleich in eine höhere soziale Rangklasse zu versetzen geeignet ist, wennschon heute auch noch andere Bedingungen erfüllt sein müssen, wenn das geschehen soll. Aber es hat Zeiten gegeben, in denen der Besitz bestimmter Edelsteine ein ausschließliches Vorrecht und Abzeichen gewisser Gesellschaftsklassen war. Das alles sind Gebrauchswerte, die auf psychophysischen und motivischen (die Werthaltungen anderer erregenden und beeinflussenden) Wirkungs-

charakteren beruhen. Smiths Vorstellung vom Gebrauchswert unterliegt unbewußt dem materialistischen Dogma.

Ein anderer Umstand, der dazu verleitet, den Tauschwert wie eine vom Gebrauchswert unabhängige Größe zu behandeln, liegt in folgendem. Es besteht die Möglichkeit, daß jemand, der einen anderen für seine Zwecke tätig werden läßt, im Gegenzug ihm eine Tauschgabe bietet, die zwar für den anderen notwendigerweise, für ihn selber aber zufällig nicht: einen materiellen Erzeugungs- oder Gebrauchswert hat. Das ist ja nach dem Prinzip des Grenznutzens bei Güterüberfluß durchaus möglich. Ein äußerster Fall dieser Art tritt sogar bei ausgebildeter Papiergeldverfassung mit Notwendigkeit ein. Hier zirkuliert ein Objekt, das niemals einen materiellen Erzeugungs- oder Gebrauchswert für den jeweiligen Besitzer hat. Aber in den beiden konstruierten Fällen hat das Tauschgut doch einen — wenn auch nicht materiellen — Erzeugungswert für den Tauschenden, denn es ermöglicht ihm den Tausch und die in ihm liegende Leistung des anderen. Man muß sich durchaus an diesen Gedanken gewöhnen, daß die im Tausch erzielte und mobilgemachte Wirkung nur eine Art Wirkungscharakter unter vielen ist.

Die spezielle Dynamik des im Tausche sich darstellenden Wirkungscharakters ist kausal nicht mehr faßbar. Der Tausch bezweckt eine besondere Form der Existenz wertgehaltener Objekte. Wer ein Samenkorn in den Boden legt und die keimende Pflanze aufzieht, hat auch eine Existenz ins Leben gerufen. Die mittels des Tausches ins Leben zu rufende Existenz betrifft aber eine andere Art Existenz. Was durch den Tausch existieren soll, existiert zwar bereits in dem materiellen Sinne des eben gegebenen Beispieles. Aber es gibt eine individuelle Existenz im Sinne der Existenzwerdung für ein Individuum. Diese Art Existenzproblem wird erst aktuell, wenn durch die Institute individueller Zurechnung oder Bindung von Existenz, wie sie in der Tatsache des Besitzes oder der Sanktion des Eigentums gelegen sind, Wertobjekte in ihrer Existenz und Objektwirksamkeit individuell isoliert werden. Es ist die Funktion des Tausches, diese „individuelle“ oder individuell gebundene Existenz zu überwinden. Der Tausch bewirkt Besitz- bzw. Eigentumsübergang. Er macht für die Tauschenden fremdindividuell existierende Gegenstände eigenindividuell existent. Ein Streit darüber, ob die Tauschfunktion einen produktiven, d. h. Erzeugungswert schaffenden Charakter hat, liegt in derselben Ebene, wie der historische Streit über die

Produktivität des Handels. Auch dieser verändert nur die räumlich individualisierte Existenz von materiell existenten Gegenständen. Er schafft sie von einem Orte zum anderen. Der Tausch schafft die Gegenstände sozusagen von einer Person zur anderen. Der technische Vorgang ist bei beweglichen Gütern in beiden Fällen derselbe: Übergabe, Transport. Der Tausch überwindet die individuellen Widerstände gegen die Eigentumsaufgabe; der Transportverkehr, die technischen Widerstände der räumlichen Veränderung. Insofern darf der Tausch als eine reguläre Erzeugungsfunktion in der Verwirklichung individuell existenter Wertobjekte angesehen werden. Das eigentümliche Wesen desselben besteht nur darin, daß es sich um einen dynamischen Vorgang nicht-naturwirklicher Art handelt, vielmehr um eine Dynamik, die das Wertungsbewußtsein fremder Individuen in der Weise beeinflußt, daß diese bereit sind, sich des Eigentums von Gegenständen zu entäußern. Das kann geschehen durch Gewalt und Raub, aber es kann auch durch die Dynamik der gegenseitigen Leistung (Überlassung von Gütern, Arbeitskraft, Rechten usw.) erreicht werden. Im letzteren Falle tritt die Tauschfunktion in Wirksamkeit.

Die Tauschfunktion als ein Faktor der wirtschaftlichen Wertverwirklichung kann gegenständlich völlig isoliert sein, wie das beim Gelde der Fall ist. Im Gelde ist ein mittelbarer wirtschaftlicher Erzeugungswert in sich verselbständigt worden. Das Geld funktioniert nur in seiner Eigenschaft als Anreger fremden Seelenlebens, auf Eigentum zu verzichten und Eigenes zu geben. Dieser aller Naturkausalität fernstehende Wirkungscharakter ist der Anlaß geworden, die Wirtschaftswissenschaften in einem engeren Sinne als selbständige Wissenschaften zu begründen und sie gegen alle natürlich-technischen Vorgänge der Wertverwirklichung abzugrenzen. Aus dieser Begrenzung ist andererseits auch wiederum ein endloser Streit über die Objektbestimmung der Wirtschaftswissenschaften entstanden. Man wird entweder auf dem Standpunkte stehen, daß die wirtschaftlichen Bedürfnisse eine bestimmte Klasse von Bedürfnissen seien, und daß es die Aufgabe der Wirtschaftswissenschaften sei, alle mit der Verwirklichung dieser Bedürfnisklasse verbundenen Vorgänge, technische und tauschförmige, zum Gegenstand der Erkenntnis zu machen; oder aber man wird von der Art und dem Inhalt der Bedürfnisse absehen und allein die im Tausche sich darstellende funktionelle Verwirklichungsform — ohne Ansehen der Bedürfnisarten, für welche sie zu dienen pflegt — als Objekt der wirtschaftswissenschaftlichen Erkenntnis

hinstellen. Wir gehen auf diese Fragen nicht ein, sondern wenden uns noch einigen weiteren Fragen des Tauschwertes zu.

Beim Tauschwert entsteht insofern ein eigenartiges Problem, als nämlich durch den Tausch zwei miteinander konkurrierende Wertreihen in die Wertverwirklichung eintreten. Dasjenige Wertobjekt, daß den Prozeß der Wertverwirklichung eigentlich unmittelbar weiterbringt, ist die Leistung, die der Tauschgegner zur Verfügung stellt, mittelbar aber ist von Wertbedeutung diejenige Leistung, die zwecks Erreichung jener Leistung dem Tauschgegner zur Verfügung gestellt werden muß. Und so kann man fragen, ob sich das mit dem Tausche bewirkte Stück Wertverwirklichung nach der Tauschleistung des anderen bemißt oder nach der motivischen Veranlassung derselben durch die eigene Gegengabe. Diese Frage entsteht in gleicher Weise für beide Tauschende. In dieser Gegenüberstellung ist der Begriffsgegensatz von Tauschwert und Erzeugungs- bzw. Gebrauchswert in den Wirtschaftswissenschaften entstanden. Die Leistung des anderen ist der Gebrauchs- bzw. Erzeugungswert, die eigene Leistung ist dann der Tauschwert. Da der Tauschwert aber in die Reihe der Erzeugungswerte fälllt, so erhellt zunächst einmal, daß der Gegensatz nicht von jener kontradiktorischen Schärfe ist, in der er gewöhnlich erscheint. Vielmehr ist der Tauschwert nichts aus dem Rahmen der allgemeinen Wertverwirklichung herausfallendes, sondern eine reguläre Erzeugungswertgröße, die unmittelbar der Tauschleistung, die durch sie bewirkt wird, vorangeht. Zunächst leiten beide ihre Wertbedeutung von dem endgültigen Gebrauchswert ab, auf den sie in unmittelbarer Folgeverknüpfung hinarbeiten.

In einem aber unterscheidet sich die gegebene Tauschleistung grundsätzlich von der empfangenen. Diese letztere steht für den Empfänger lediglich in derjenigen oder in denjenigen Wertverwirklichungsreihen, für die er sie von vornherein bestimmt hat. Seine eigene Leistung aber steht noch in einem ganz anderen Wertzusammenhang, sie hat noch außerdem eine selbständige Wertbedeutung. Wie sie einerseits wertvoll ist, weil sie als mittelbares Wertobjekt zur Wertverwirklichung beiträgt, so hat sie auf der anderen Seite die mögliche Nebenwirkung, daß sie ein Wertopfer darstellt. Das braucht nicht immer der Fall zu sein, aber wenn es der Fall ist, dann entsteht ein Problem. Es tritt ein Wettstreit der Werthaltungen und der Wertverwirklichungsnotwendigkeiten ein. An dieser Stelle liegt das Problem des Tauschwertes. Nicht in seinem Gegensatz zum Gebrauchs- und Erzeugungswert, denn

dieser Gegensatz besteht nicht. Sondern in der Tatsache der Wertkonkurrenz. Der Tauschwert erscheint insofern als eine Abzugsgröße für den durch ihn vermittelten Gebrauchswert, aber nicht unmittelbar, sondern grundsätzlich nur mittelbar. Der Gebrauchswert hat die Funktion einer reinen Werterfüllung. Man kann ihn jedoch in Beziehung setzen zu anderen Werterfüllungen und zwar in der Weise, daß die Existenzermöglichung desselben den Verlust anderer Wertobjekte oder von Möglichkeiten solcher bedingt. Die Inbeziehungsetzung von solch konkurrierenden Wertobjekten hat etwas durchaus Irrationales an sich, wodurch das Unbefriedigende der Sachlage und die Ruhelosigkeit der Theorie bei der Behandlung dieser Verhältnisse sich ergeben mußte. Was Gegenleistung, was Kosten geheißen wird, setzt einen Begriff des negativen Wertes voraus, einen Verlust an Wertobjekten, eine Existenzentäußerung von Wertobjekten, wie es im Sinne der Werttheorie benannt werden muß. Es werden gewisse Wertobjekte in ihrer individuellen Existenz vernichtet oder auf die Verwirklichung gewisser Wertobjekte verzichtet, damit andere individuell existent werden. Das Problem, das angesichts dessen entsteht, ist dasjenige, wie weit die Existenzentäußerung im eben bezeichneten Sinne gehen darf, um nicht zu einem Zustand zu führen, daß das Mittel im höheren Maße existenzvernichtend, als existenzschaffend wirkt. Wendet man die Begriffe des positiven und negativen Wertes an, so kann man das Problem des Tauschwertes hinstellen als die Frage nach dem Verhältnis der positiven Wertwirkung zur negativen bei einem tauschveranlassend wirkenden Erzeugungswert. Eine positive Wertbedeutung haftet einem Objekte insofern an, als es eine Werthaltung erfüllen, ein Bedürfnis befriedigen kann, eine negative Wertbedeutung kommt ihm zu, insofern es Bedürfnisse schafft oder Werterfüllungen bestehender Bedürfnisse verhindert. In dieser Weise bringt der Tauschwert eine Konkurrenz der Wertverwirklichungen und ihrer Notwendigkeit mit sich, und rollt damit die Fragen der Wertvergleichung und der Wertwägung auf.

Sieht man nun aber genauer hin, so findet man, daß die eben beschriebene Wirkung *keine Sonderheit des Tauschwertes* darstellt, sondern daß durch jeden im Dienste der Wertverwirklichung persönlich geleisteten Aufwand eine solche Konkurrenz der Wertungen eintritt. Und nach denselben Gesetzen, nach denen in diesem Falle sich der Streit schlichtet, tut er es auch dann, wenn die persönliche Anstrengung im Dienste der Wertverwirklichung auf die Erreichung fremder Leistungen abzielt.

Was damit vom Tauschwert dann noch als eine spezifische Sonderheit desselben zurückbleibt, ist nichts weiter, als das soziale Problem der wechselseitigen Motivation zu wertverwirklichenden Handlungen und Leistungen. Die Beantwortung dieser Fragen gibt im Zeitalter des ausgebildeten Tauschverkehrs die Preislehre, mit der wir uns an dieser Stelle weiter nicht zu beschäftigen haben.

X. Wir wenden uns zum Schluß nun noch den Problemen zu, auf die wir soeben gestoßen sind, nämlich den Fragen der Unterschiedlichkeit der Wertgrößen und denen der Wertwägung und Wertvergleichung. Vorweg sei noch bemerkt, daß der sogen. negative Wert eigentlich nicht das ist, was das Wort sagt, wenn man die Moral und die sonstigen überpersönlichen Werte aus dem Spiel läßt. Einen selbständigen negativen Wert im überpersönlichen Sinne kann man mit einem selbständigen positiven Wert dieser Art durchaus nicht vergleichen. Eine schlechte Tat kann man nicht gegen eine gute aufrechnen. In diesem Sinne kann in der Wirtschaft nicht von selbständigen negativen Werten gesprochen werden, sondern immer nur von der Bedeutung des Entganges von positiven Werten. Das ist sehr wichtig! Man muß einen Unterschied machen zwischen den eigentlichen negativen Werten und den Aufwandswerten. Erstere meinen eine Wertwidrigkeit an sich, letztere meinen ein Entstehen von subjektiven Wertgründen bei der Wertverwirklichung. Alle Verwirklichungstätigkeit im Dienste der personalen Wertverwirklichung hat den Charakter von Aufwand, d. h. erzeugt neue subjektive Wertgründe, die wiederum zur Befriedigung drängen und so in infinitum. Das ist der Kreislauf des Lebens. Über die Fragen des speziell wirtschaftlichen Aufwandes kann an dieser Stelle nichts bemerkt werden, da nicht feststeht, was Wirtschaft überhaupt ist. So viel kann aber gesagt werden, daß es in der Wirtschaft sowohl die Situation der negativen Wertgrößen, wie des Aufwandswertes gibt. Negative Wertbeurteilungen entstehen im Rahmen der Wirtschaft nur dann, wenn man außerwirtschaftliche Wertmaßstäbe heranzieht, etwa die sozialen. Sozial gesehen erscheinen manche wirschaftliche Wertungen, z. B. das Streben nach den niedrigsten Löhnen, als wertwidrig. Doch wo immer es sich um die Kalkulation handelt, um die Fragen der Verwirklichung wirtschaftlicher Ziele, da spielen nur Aufwandswerte eine Rolle, denn es handelt sich hier nicht

um eine Wertwägung der wirtschaftlichen Ziele, sondern um ihre Verwirklichung und die damit geschaffenen neuen Wertsituationen, die als subtraktive Größen gegenüber dem Endwert aufgerechnet werden. Niemals kann man dagegen positive Werte gegen negative aufrechnen und umgekehrt, wenn man nicht den Begriff des negativen Wertes im Sinne von Aufwandswert definiert. Wenn ein wirtschaftlicher Wert als negativ beurteilt wird, so geschieht es unter dem Gesichtspunkte seines Vergleichs mit anderen Wertnotwendigkeiten, wenn er nach dem Maß des Aufwandes beurteilt wird, so geschieht es unter dem Gesichtspunkte der bei der Verwirklichung entstehenden neuen Wert*erfüllungs*notwendigkeiten. Wird eine Wertverwirklichung als wert-negativ abgelehnt, so handelt es sich um den Sieg einer *qualitativ* höherstufigen Werthaltung über eine solche niederen Ranges; wird eine Wertverwirklichung jedoch aus Gründen des damit verbundenen Aufwandes abgelehnt, so handelt es sich nur um einen Sieg *quantitativer* Wertnotwendigkeiten. Von dieser quantitativen Art ist das spezifische Problem der Wertvergleichung und Wertwägung.

Unter Wertquantitäten in diesem Sinne hat man sich nun nicht in jedem Falle einwandfrei quantifizierbare Größen vorzustellen, wozu ein gewisser Materialismus des Denkens neigen könnte. Zunächst soll damit nichts anderes gesagt sein, als daß es sich hier um Wertvergleichungen handelt, bei denen das medium comparationis nicht in der Wertdignität, in dem Quale des Wertwesens besteht, sondern nur in den Tatsachen der Wert*verwirklichungs*notwendigkeiten, denen eine spezifische Schwere anhaftet. Das menschliche Handeln ist in dieser Hinsicht nichts weiter als ein Komplex spezieller Wertungen, die eo ipso durch dieses Tätigwerden entstehen. Es wird *Aufwand* getrieben, d. h. *neue subjektive Wertgründe treten auf*, die gewertet werden: als da sind körperliche Anstrengungen und seelische Inanspruchnahmen. Alles dies besitzt eine spezifische Schwere, für die mittelbar oder unmittelbar auch ein quantitativer Ausdruck gefunden werden kann. Bei aller Tätigkeit handelt es sich um dynamische Vorgänge, und da Dynamik eine quantifizierbare Größe ist, so färbt diese Quantifizierbarkeit auch auf die entsprechenden Werterlebnisse ab, obwohl dieses Erleben sich nicht unmittelbar in bewußten Quantitäten äußert. Aber die Intensität des Werterlebens, der spezifischen Wertschwere bildet ein Äquivalent objektiv darstellbarer dynamischer Mengenverhältnisse. Wenn *Liefmann*

in seinen Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre (Jena 1915 ff.) gegen die quantitativ-materialistische Darstellungsform von Wertungen zugunsten ihrer subjektiven Erlebnisäquivalente polemisiert, so begibt er sich des wertvollsten Ausdrucksmittels der Werterkenntnis. Denn insoweit der Intensität des Werterlebens objektive und quantifizierbare materielle Verhältnisse entsprechen, können letztere auch erstere zum Ausdruck bringen. (Näheres darüber im IV. Kapitel.)

Mit den Begriffen der Qualität und Quantität der Werte ist auf eine Zweidimensionalität des Wertwesens hingewiesen. Vom Standpunkte der personalistischen Werttheorie ist hierzu noch folgendes zu sagen. Die Wertdignität oder das Quale des Wertes ist letztlich eine Funktion des Wertungssubjektes. Diese aber ist wiederum bedingt durch den Charakter der subjektiven oder objektiven Wertgründe, zu denen es Stellung nimmt. Diese Stellungnahme kann sich in drei Formen kundgeben. Entweder identifiziert sich das Wertungssubjekt mit der in den Wertgründen liegenden Tendenz oder es korrigiert sozusagen diese Tendenz in einer Überwertung oder Unterwertung. Es kann eine Hungerempfindung voll bejahen, sie in ihrer Wertrichtung abschwächen oder verstärken. Nur im ersteren Falle entspricht auch der unterpersönlichen Wertreaktion die persönliche; — und dieser Fall als der häufigste gerade auf diesem Gebiet ist ja auch der Anlaß gewesen, das Wertungssubjekt bei der Werterklärung überhaupt zu übersehen und immer nur von Lust und Unlust zu sprechen. Normalerweise ist nun gerade auf dem Gebiete der in seelischen Bedürfnissen sich darstellenden materiellen Lebensnotwendigkeiten in der Regel für das menschliche Ich keinerlei Anlaß gegeben, sich diesen Tendenzen zu widersetzen, es gibt sich ihnen vollbejahend hin. Dann aber wird die Intensität der unterpersönlichen Wertreaktion der Maßstab für die Wertgröße. Und da nun — wovon noch öfter zu sprechen sein wird — den quantitativ erfaßbaren menschlichen Lebensnotwendigkeiten auch eine im Erleben korrespondierende Größe der Intensität des Bedürfens entspricht, so können materielle Quantitäten zu den auf sie bezogenen Werthaltungen in eindeutige Beziehung gesetzt werden, abgesehen davon, daß auch die Bedürfnisintensitäten auf einen quantitativ abgestuften Ausdruck gebracht werden können.

Mit dieser quantitativen Größe aber wirken die durch die Wertverwirklichung geschaffenen Neuwerte. Und insbesondere kommt dieser Wirkungscharakter dann zur Geltung, wenn die

zu verwirklichenden End-Werte Werte von eben dem Charakter sind, wie die bei der Verwirklichung selbst entstehenden Neuwerte. Es läßt sich bei der Definition der Wirtschaft zeigen, daß gerade für die wirtschaftlichen Werte dieser Zustand gegeben ist. Deshalb findet sich auch in der Wirtschaft eine Wertrechnung. Die zu verwirklichenden Werte sind hier von derselben Qualität, wie die sie verwirklichenden, nämlich materieller Art. Das ergibt die Möglichkeit, Wertaufwand und Werterfolg in der Wirtschaft dauernd in eine abwägbare und vergleichbare Beziehung zu setzen, wie es ja auch in der Praxis geschieht.

Drittes Kapitel.

Das Wertungssubjekt. Egoität und Idealität der Werthaltung.

I. Die Erkenntnis der wirtschaftlichen Wertprobleme, speziell die Erkenntnis des Wesens der Wirtschaft, machen es erforderlich, näher in die Natur des Wertungssubjektes, der letzten Quelle persönlicher Werthaltungen einzudringen. Noch immer ist es in der Nationalökonomie umstritten, worin das Wesen der Wirtschaft eigentlich zu erblicken sei. Eine Klarheit hierüber ist aber unerläßlich, wenn man die für das wirtschaftliche Verhalten geltenden Gesetzmäßigkeiten erkennen will, die sich darstellen im Egoismusproblem und in den Verhältnissen des objektiven und subjektiven Wertes.

Das Wertungssubjekt als letzte wertgebende und wertmaßstäbliche Instanz begründet den eigentlichen Charakter der personalistischen Werttheorie, deren Grundzüge im vorigen Kapitel entwickelt wurden. Dort aber konnte die Betrachtungsweise immer noch rein psychologistisch gedeutet werden. Die Analyse des Wertungssubjektes wird dartun, in welchem Sinne die personalistische Werttheorie zu verstehen und einzuordnen ist, und wie sie sich grundsätzlich und unverwechselbar von allen unterpersönlichen und überpersönlichen Werttheorieen unterscheidet. Um die nachfolgenden Betrachtungen nicht von vornherein gewissen vorgefaßten Meinungen auszusetzen, sei an der Hand zweier typischer Wertlehren gezeigt, in welcher Weise das Wertungssubjekt nicht aufgefaßt werden darf. Es darf weder aufgefaßt werden im Sinne einer Wertmetaphysik, die eine überpersönliche Wertinstanz hypostasiert und einfach real setzt, noch im Sinne eines transzendentalen Wertidealismus, der eine persönlich jenseitige, in ihrem Wesen rein abstrakt gedachte Wertinstanz erschließt, um die Möglichkeit evidenter Erkenntnisse nicht verneinen zu müssen.

Es liegt im Wesen der Wertmetaphysik, einen obersten Wert zu postulieren und aus ihm das Sein und den Wert der

Welt abzuleiten. Wenn etwa Münsterberg[1]) sein System der Werte in einem Über-Ich verankert, so ist dies von derselben logischen Bedeutung, als wenn ein theologisches oder biologisches Weltsystem oder ein hypothetisches Lebensprinzip Gott als den Schöpfer aller Dinge betrachtet. Überhaupt liegen alle über das Subjekt hinausverlegten teleologischen Ableitungen, z. B. auch der organischen Vorgänge, ganz in der Richtung eines solchen höher oder tiefer gesteckten Entwicklungswertzieles, von dem dann die Tatsachen des Weltgeschehens ihre werthafte Bedeutung empfangen. Wir wollen die verschiedenen Arten einer metaphysischen Begründung des Wertwesens hier nicht kritisieren, da sie unser Problem unmittelbar nicht berührt. Das Wertungssubjekt als oberste Wertinstanz würde im Rahmen einer metaphysischen Entwicklungswertbetrachtung der Welt nichts mehr als ein abhängiger Teil des Ganzen sein, ein Wertgebilde, das bedingt ist durch eine überempirische geglaubte oder erschlossene oder hypostasierte kosmische Wertinstanz[2]). Aber selbst wenn man die Funktion des Wertungssubjektes unter dem Gesetze einer übergeordneten Werthierarchie zugibt, so ist damit noch nichts über die selbständig wertbildende Kraft und über die Ursprünglichkeit der Wertformen desselben ausgesagt.

Die transzendentale (überempirische, apriorische) Wertlehre steht in wesentlich engerem Zusammenhange mit dem Wesen des Wertungssubjektes, als die metaphysischen Wertbegründungen. Jedoch trifft auch sie nicht im Mittelpunkt mit ihm zusammen. Die transzendentallogischen Wertinstanzen stellen dar das eigentliche Wirkungsgesetz der Vernunft, welches als oberstes Prinzip des geistigen Seins dem Denken, Fühlen und Wollen die idealen Maßstäbe vorhält. Sie sind überlogische Garanten der Funktionen des Erkennens, Fühlens und Wollens, und wenn ihr Gesetz in diesen Funktionen zur Geltung kommt, verwirklichen sich die höchsten Werte: Wahrheit, Schönheit und sittliche Güte. Die höchsten Formen, in denen das geistige Wesen das menschliche Bewußtsein gestaltet, werden hier als oberste Werte erschlossen oder geschaut und als ein letztes Sein oder Sein-Sollen hingestellt.

---

[1]) Hugo Münsterberg, Philosophie der Werte, Leipzig 1908.

[2]) So faßt auch Münsterberg letzten Endes sein Über-Ich als das zum All erweiterte Ich auf. A. a. O., S. 448: „Es wäre somit das Über-Ich aus der Aufhebung des Persönlichen in der Gesamterfahrung des Ich entstanden. Umgekehrt, sobald das Über-Ich in sich ein begrenztes persönliches Ich setzt, so muß sein ungeschiedener Inhalt sich in Ich, Mit-Ich und Nicht-Ich sondern.“

Es ist aber das besondere Kennzeichen der transzendental-logischen Vernunftwertbegründung, daß sie unpersönlich ist. Sie spricht nicht ein Gesetz der menschlichen Individualität, sondern ein Gesetz der allen Menschen gemeinsam zugänglichen Geistigkeit aus. Das, was den Menschen zu einer Individualität stempelt, zu dem, was ihm mit keinem anderen gemein ist, in dem er sich im Wechsel der Zeit und ihrer Erscheinungen immer als derselbe weiß, dieses zentrale Stück seines Wesens, von dem nur er selber und niemand anders in aller Welt „Ich" sagen kann, ist der eigentliche Träger dessen, was hier unter Wertungssubjekt verstanden wird. Das „Ich" in diesem Sinne ist niemals ein Gattungsbegriff mit irgendwelchen Merkmalen, durch die es so oft definiert worden ist, sondern es ist eine geistige Tatsache sui generis. Wenn man also der hier vertretenen Werttheorie einen Namen geben will, so mag sie, nach der durch die Arbeiten William Sterns zu wissenschaftlicher Höhe erhobenen — allerdings ganz im Rationalen steckengebliebenen — Persönlichkeitsforschung, eine personalistische heißen [3]). —

Wir unterschieden am Schlusse des vorangehenden Kapitels die persönliche Wertung von der unterpersönlichen und überpersönlichen. Es bedarf keines Beweises, daß der Sinn der Wertung in allen drei Formen ein verschiedener ist. Denn die letzte Wertinstanz als das eigentlich „Wertschöpferische" gibt dem Werten seinen Sinn. Das Wesen und der Sinn des personalen Wertes kann sich deshalb nur von einer Erkenntnis des menschlichen „Ichs" bestimmen oder doch umschreiben lassen. —

II. Eine besondere Schwierigkeit für die folgenden Untersuchungen liegt darin, daß mit dem ungeklärtesten Begriffe der Philosophie und Psychologie, dem Ich, gearbeitet werden muß. Es kann hier unmöglich der Ort sein, alles, was über das Ichphänomen gedacht worden ist, in Erwägung zu ziehen [4]). Auch ist wohl kein Bestandteil der menschlichen Persönlichkeit so sehr Angelegenheit der eigensten inneren Erfahrung und Besinnung, als dieses zentralste Stück derselben. Das Ich ist das persönlich Einzige in dem un-

[3]) William Stern, Die menschliche Persönlichkeit, Leipzig 1918.

[4]) Zur allgemeinen Orientierung können dienen: K. Österreich, Die Phänomenologie des Ich in ihren Grundproblemen, I, Leipzig 1910; und G. Kafka, Versuch einer kritischen Darstellung der neueren Anschauungen über das Ichproblem, Leipzig 1910, Archiv f. d. ges. Psychologie, XIX. Band.

vergleichlichen Sinne, daß jeder Mensch nur von sich selber, niemals von einem anderen „ich" sagen kann. Er drückt mit dieser Rede sein oberstes „An und für sich" aus, etwas, das ihn nirgends mit der Umwelt als ein Gemeinsames mit ihr verbindet, sondern das ihn als einen einzigen aus der Welt heraushebt. Es ist durchaus verständlich, daß dieses höchste Wesensstück der menschlichen Persönlichkeit nicht vollbewußt erlebt wird, sondern daß mehr die Intention als die Sache selbst in das Reich der persönlichen Erfahrung eingegangen ist. Man wird sogar ein entscheidendes Stück menschlicher Entwicklung in der Bewußtwerdung des Ichwesens erblicken dürfen, die sich eines Teils auch bekundet in dem, was Hegel in seiner Philosophie der Geschichte die Entwicklung im Bewußtsein der Freiheit genannt hat. Auf diesen Punkt, als den für die personale Wertung besonders charakteristischen wird noch zurückzukommen sein.

Wenn man an das Ichwesen herangeht wie an jeden anderen Gegenstand, so wird man an ihn die gegenstandstheoretischen Fragen nach dem Sosein, dem Sein und dem Gegebensein stellen müssen. Alle diese Fragen lassen sich für das Ichwesen nur unvollkommen beantworten. Doch kann man sich in die Vorstellung von demselben in einer unrichtigen Weise derart hineinleben, daß man die Seelenwirklichkeit als die eigentliche individuale Ichsphäre auffaßt und die Anschauung vertritt, das Ich sei ein psychischer oder gar psychophysischer Tatbestand und als solcher entweder von sensualistischer, emotionaler, voluntativer oder diese Dreiheit umfassender Gegenständlichkeit. Dazu ist zu sagen, daß das Gebiet der Seele nicht nur in seinen Wertreaktionen der Lust und Unlust einen unterpersönlichen Charakter trägt, sondern diesen unterpersönlichen Charakter auch in seiner ureigenen Gegenständlichkeit überhaupt besitzt[5]). Das tritt jedoch aus dem Grunde nicht klar hervor, weil alles Gegebensein — also auch das der psychischen Phänomene — sich in Beziehung auf ein erkennendes Subjekt abspielt, welches die Erkenntnistheorie meistens als ein „Bewußtsein überhaupt" bezeichnet. Dieses allgemeine einheitliche

[5]) Das Ich ist dasjenige, was den Menschen vom Tiere unterscheidet. Während man den Tieren ein Seelenleben nicht absprechen kann, kann man nichts bei ihnen vorfinden, was auf eine spezifische Ichwirksamkeit hindeuten würde. Tiere handeln nicht, bilden keine Zielvorstellungen, in ihnen wirken nicht die überpersönlichen Werte des Wahren, Guten und Schönen nebst der im Gewissen sich darstellenden Selbstbeurteilung. Alles dies sind geistige Wirklichkeiten, die nur vermittels des Ich in dem Menschen zum Sein gelangen, wie die weiteren Ausführungen im Text dartun werden.

Bewußtsein überhaupt ist mit dem seelischen Bewußtsein verschmolzen und konzentriert dasselbe, sozusagen in einer synthetischen Apperzeption[6]). Wenn man nun dieses „Bewußtsein überhaupt" als Ich bezeichnet, so ist es klar, daß ein rein psychologisch denkender Forscher das Ich dauernd in der Seele dunkel erfaßt und es für ein Phänomen des Fühlens, Wollens oder Denkens halten muß. Hier wird aber eine Erscheinungsweise oder ein Gegebensein mit der Existenzialität verwechselt[7]).

---

[6]) Man darf hier sowohl an den Kantischen Begriff der Synthesis der Apperzeption, wie auch an die Apperzeptionslehre W u n d t s denken.

[7]) Auf der tiefsten Stufe — im Sinne der Hierarchie der Seinsarten — stehen diejenigen Ich-Theorien, die das Ich ganz körperlich materialistisch erfassen oder die Empfindungen des jeweiligen Augenblicks oder die empirische Gesamtheit aller Sinnesempfindungen als das einzig reale und nachweisbare Ichtum ansehen. Einen solchen an Agnostizismus erinnernden primitiven Sensualismus finden wir z. B. bei E. M a c h (Analyse der Empfindungen, Jena, 6. Aufl.), der gleich auf den ersten Seiten zu einem solchen materialistischen Sensualismus sich bekennt und sein eigenes Ich als Illustration beifügt. — Einen ähnlichen Standpunkt nimmt der Empiriokritizismus ein. Die Einheit des Ich wird durch ein zusammenfassendes Urteil des ,,Befundes" gesetzt, nicht ist sie als solche schon gegeben. (R. A v e n a r i u s, Kritik der reinen Erfahrung, 2. Aufl., Leipzig 1907, Bd. II, S. 357.) — J a m e s (Psychologie, übers. Leipzig 1907, Kap. XII) entkleidet das Ich jeden Zusammenhanges mit einer die Persönlichkeit bildenden Einheit und Identität. Es wird zu einem momentanen Bewußtseinsvorgang, der ,,in jedem Augenblicke verschieden von dem, der er im vorhergehenden Augenblick war", ist. Dieses Ich als Subjekt nimmt das Ich als Objekt wahr. J a m e s nennt es ,,Mich" und unterscheidet dann drei Iche, ein materielles, soziales (seelisches) und ein geistiges Mich. Diese empirischen Iche des Empiriokritizismus und des Pragmatismus sind, wie W u n d t (Physiol. Psychol., a. a. O., Bd. III, S. 356) mit vollem Rechte speziell zu A v e n a r i u s bemerkt, ,,nicht im mindesten empirisch, sondern von Anfang bis zu Ende stark metaphysisch gefärbte Spekulationen."

Von diesen materialistischen Sensualisten sind diejenigen zu scheiden und eine Stufe höher zu stellen, die ein s e l b s t ä n d i g e s Ichwesen anerkennen, dieses aber auch nur als ein seelisches Phänomen beschreiben, entweder als ein bestimmtes Gefühl oder als eine bestimmte Empfindungsgegebenheit oder als ein mit dem Willen verbundenes Etwas, oder schließlich als den Inbegriff aller seelischen Funktionen, bzw. der Gesamtheit der gegebenen psychischen Daten, welch letztere Auffassung der zuerst besprochenen schon wieder nahekommt. Sie wird besonders in England vertreten: L o c k e, H u m e (Ich als ,,Bündel" von Vorstellungen), M i l l, auch B e r k e l e y. Auf einzelnes kann hier nicht eingegangen werden. Aber im allgemeinen muß gesagt werden, daß es in den meisten Fällen einseitig ist, wenn man einen Autor durch eine bestimmte Ichtheorie charakterisieren will oder eine bestimmte Ichtheorie durch einen Autor. Denn es gibt kaum einen Philosophen, der nicht in verschiedenen Zeiten oder auch gleichzeitig verschiedene Ichbegriffe geprägt hätte. Das ist auch zu beachten, wenn wir jetzt L o t z e als den hervorragendsten Vertreter der emotionalen Ichtheorie, W u n d t als Vertreter der voluntaristischen anführen. W u n d t unterscheidet drei Stufen der Ichbildung,

Nun aber wäre es wiederum durchaus unzutreffend, wenn man das eben als „Bewußtsein überhaupt“ bezeichnete Phänomen — so wie die Erkenntnistheoretiker es tun — als das Ich im personalen Sinne auffassen wollte[8]). Dieses „Bewußtsein überhaupt“

---

und nur in der letzten wird er reiner Voluntarist. Die innere Willenstätigkeit, die Apperzeption in ihrer reinen — von allen Inhaltsbestimmungen unabhängig gedachten Form, bildet das Ich. Insoweit alles Wollen durch ein Gefühl der Tätigkeit begleitet wird, hat das Icherlebnis den Charakter eines Apperzeptionsgefühles, welches auch das Bewußtsein des „Zusammenhanges“ aller individuellen psychischen Erlebnisse gefühlsmäßig einschließt. (Außer in den bereits genannten Werken speziell im System der Philosophie, 3. Aufl.) Aber wie bei W u n d t in der Explikation des Apperzeptionsgefühles immer wieder durchleuchtet, wie eine psychologische Beschreibung eines eigentlich überseelischen Tatbestandes versucht werden soll, der seelisch nur in eine mittelbare Gegebenheitsform eintritt, so spricht es L o t z e geradezu aus, wie das Gefühl nur die Basis des Ichs bildet, welches an sich in einem reinen noch bestimmungslosen und sich selbst gestaltenden Triebe besteht (Mikrokosmus, I, S. 285). Die L o t z e schen Ichbegriffe sind im Text ausführlicher behandelt worden. Hier sei nur erwähnt, daß er das Gefühls- und Gemütsleben für eine ebenso ernstgemeinte Offenbarungsstätte der Vernunft hält, wie das Verstandesleben. Damit ist klar ausgesprochen, daß das im Gefühl ausprägende Icherleben nicht das Ich selbst unmittelbar, sondern nur eine bestimmte Gegebenheitsform desselben wiederspiegelt.

Dieses letzte Beispiel hat zu dem Erkenntnisproblem des Ich geführt, d. h. zu der Frage, inwiefern das Ich einem erkennenden Subjekt gegeben sein kann. Diese Frage mußte besonders für die Erkenntnistheoretiker entstehen und für diejenigen überhaupt, die die Phänomenologie des Ich im Denken (also in der Seele) suchten. So meint K. Ö s t e r r e i c h (l. c., S. 13), „eine Freude, Trauer, Lust usw., die nicht Freude, Trauer, Lust usw. eines Ich wären, sind absolut sinnlos“, dagegen könnten gedankliche Inhalte in diesem Betrachte ichfrei auftreten, weshalb H u m e das Ich hier vergeblich gesucht habe. Dagegen muß eingewendet werden, daß die ichheitliche Wertintention allen subjektiven Wertgründen in gleicher Weise angehört, einerlei, ob sie sich im Fühlen, im Wollen oder als Gedanke darstellen. Eine andere Frage ist es, ob auch den sonstigen Denk-, Fühl- und Willenserlebnissen immer ein Stück Ichbewußtheit im Sinne eines ewig identischen „Bewußtseins überhaupt“ anhaftet. Die Beantwortung dieser Frage wird eine spätere Anmerkung, die speziell das Problem der Ichgegebenheit behandelt, beschäftigen. Daselbst werden auch die nicht-seelischen Ichtheorien zur Sprache kommen.

[8]) Von dem erkenntnistheoretischen Begriffe des „Bewußtseins überhaupt“ ist die Phänomenologie des „„Bewußtseins überhaupt“ zu scheiden, von der bei den meisten Psychologen die Rede ist. Die Psychologie des „Bewußtseins überhaupt“ betrifft etwas ganz anderes als das mit dem gleichen Namen benannte erkenntnistheoretische Subjekt. Erstere ist wesentlich identisch mit der erlebten inneren Einheit und Verbundenheit der Gesamtheit aller Bewußtseinsdaten. Das Identische in allem dahin fließenden Seelenleben, wie es denkt, fühlt und will, wird jedoch als Manifestation der personalen Ichwirksamkeit zu fassen sein, was in den späteren Ausführungen im Text noch klarer hervortreten wird. In dem Selbstgefühl, welches die Seele des Menschen erfüllt, liegt ein Bewußtseinsäquivalent der Ichpersönlich-

weist in demselben Sinne über das individuale Ich hinaus in eine überpersönliche Seinssphäre, wie das psychologische Ichphänomen in eine unterpersönliche Seinssphäre hinabführte. Aber die Verwechslung nach oben ist eben so verständlich, wie die nach unten, da das individuale Ich mit der überpersönlichen Welt der objektiven Vernunftwirklichkeit sich verbindet, und ebenso in der unterpersönlichen in Erscheinung tritt. Es holt sozusagen die Vernunftwerte aus den überpersönlichen Welten herab und bringt sie zur Geltung und Seinsweise in der unterpersönlichen Seelenwirklichkeit. Einsichten dieser Art schwebten wohl Lotze vor, als er die beiden Begriffe des „individualen Ich an sich" und des „absoluten Ich an sich" unterschied. Das absolute Ich an sich bildet den All-Einen Weltgrund, die Ursubstanz der Welt mit den Eigenschaften der Einzigkeit, Unendlichkeit und Unbeschränktheit[9]). Und wie u. a. Münsterberg nach ihm, personifiziert er den Weltgrund zu einer All-Persönlichkeit, zu einer göttlich-sittlichen Ichheit, der alles Sein immanent ist. Unter diesem absoluten Weltgrund steht aber das individuale Ich an sich, nicht als eine unselbständige Modifikation des Unendlich-Einen, sondern, wie er ausdrücklich betont, als ein freies geistiges Wesen. Damit wird das Wesen der menschlichen Persönlichkeit in einem selbstverantwortlichen, zu freier Wertung und Entscheidung fähigen Mittelpunkt verankert.

Die Seele aber stellt Lotze dem Ich gegenüber als ein Seinsgebiet ohne den Zug der Individualität. Die Seele und ihre Funktionen sind allen Menschen gemeinsam, sie haben Gattungscharakter und sie kann niemals das Einzigartige und Sittlich-Verantwortungsvolle der menschlichen Persönlichkeit erklären, so mannigfaltig und jeweils besonders geartet das Seelenleben des einzelnen Menschen auch erscheint[10]): „Ohne unsere Wahl ist der Umkreis aller unserer möglichen Entwicklung durch äußere Umstände, durch die Eigentümlichkeit des Geschlechts, dem wir angehören, der leiblichen Konstitution, die uns mitgegeben ist, des Zeitalters, in dem wir geboren werden, endlich durch die allgemeinen Gesetze des

---

keit beschlossen. In einem genügend entwickelten Selbstgefühl kann dem Menschen bewußt werden die „intentionale Inexistenz" seines individualen Ich. Unter Selbstgefühl ist natürlich nicht jenes elementare Kraftbewußtsein zu verstehen, das nichts weiter ist, als ein Gemeingefühl in dem sich eine gewisse Stärke oder Überlegenheit des materiellen Daseins kundgibt. Die Erfahrung zeigt, daß in der Regel einem ausgebildeten Selbstbewußtsein dieser Art eine spezifische Ichschwäche zugrunde liegt, die auf diese Weise nicht bewußt wird.

[9]) Lotze, Metaphysik.

[10]) Lotze, Mikrokosmos, I, S. 285.

geistigen Lebens welche für alle gleich gelten, unverschiebbar bestimmt; wir verlangen nur noch, daß in der Mitte aller dieser gesetzlichen Notwendigkeit ein Punkt der Freiheit wenigstens vorhanden sei, von dem aus unsere Tätigkeit diesen uns dargebotenen Stoff des Daseins zu einem uns allein angehörigen Besitztum gestalten könne. Bedingt in allem Übrigen, in den Formen der Erkenntnis, dem Laufe der Vorstellungen und Gefühle, wollen wir frei wenigstens im Wollen und im Handeln sein." Diese Worte vertragen es alle, auf die Goldwage gelegt zu werden; ihren Sinn kann man sich nicht tief genug vor die Seele führen. Sie verstehen, heißt den Sinn der personalen Wertung in seinem unvergleichlichen Wesen erkennen. Klar wird es von Lotze ausgesprochen, wie dem Ich an sich der ganze Stoff aller höheren und niederen Daseinsregionen vorliegt, und wie es sich mit diesem auseinandersetzt und für diese Auseinandersetzung mit Freiheit begabt ist. Doch müssen wir diesen Grundgedanken der freien ichheitlichen Auseinandersetzung mit der Welt der Dinge noch weiter vertiefen und abstufen. Denn nicht an jeder Stelle liegt und wirkt aus dem Ichwesen dieselbe Freiheit. Das Phänomen der Freiheit hat auch seine Seinsstufen. Wer das übersieht, der kommt aus dem Konflikt des Determinismus und Indeterminismus nicht heraus. Vor allem aber werden uns die folgenden Betrachtungen zu einem Begriffe führen, der in der Wirtschaftslehre mit zu den beherrschenden gehört, zu einem Begriffe, der immer wieder genannt, aber nicht genügend erklärt wird: zum Egoismus als der leitenden Triebkraft aller wirtschaftlichen Tätigkeit.

Der Tatbestand des egoistischen Wertverhaltens reicht in solche Weiten und stellt eine solch eigentümliche Wertsituation dar, daß man ihn in einem ganz anderen Umfange zur Erklärung des menschlichen Verhaltens gerade in der jetzigen Zeitepoche heranziehen kann, als das sonst zu geschehen pflegt. Um das zu verstehen, seien die obigen Gedanken noch etwas weiter ausgeführt.

Die Frage nach dem Sinn der Wertung beantwortet sich allein aus der Erkenntnis des Entwicklungszieles der Ichwesenheit. Da wir uns nicht in der Lage fühlen über den abschließenden Zustand, zu dem das Ich hinstrebt, etwas zu sagen, ja sogar darauf gefaßt sind, von stark naturwissenschaftlichen Menschen die Tatsächlichkeit des Ichwesens bestritten zu sehen, so müssen wir uns mit Allgemeinheiten begnügen, um dasjenige zu charakterisieren, was man wohl als den Sinn dessen ansehen könnte, daß überhaupt so etwas wie Werten im menschlichen Leben stattfindet.

Wenn das Ich einem bestimmten Endzustande seiner Entwicklung sich zuentwickelt, wenn es aus sich heraus, also selbstverantwortlich sich mit den ihm zugeordneten geistigen, seelischen und körperlichen Lebensgebieten auseinandersetzt, so muß ihm die Fähigkeit innewohnen, in das Geschehen einzugreifen, gestaltbildend dem seelischen, geistigen und körperlichen Leben ein nicht in deren eigener Bewegungsrichtung gelegenes Gesetz aufzuzwingen. Dieses Gesetz würde ausdrücken nicht Seinsnotwendigkeiten von Seele, Körper und Geist, sondern vom Ich, welches durch diese Leistungen einen eigenen Entwicklungsimpuls empfinge, sei es im Sinne des Fortschritts oder des Rückschritts[11]). Unter der Leistung wäre nicht der sachliche Erfolg zu verstehen, sondern allein die Tatsache, daß das Ich sich fähig gezeigt hat, ihn zu veranlassen, also die moralische Tat, wenn man will. Das Ich hat die Freiheit der Entscheidung über ein Seinsollen. Von der Art, wie es in die Entwicklung der es umgebenden Welten eingreift, hängt es ab, wie es seiner eigenen Entwicklung dient.

Darnach kann man als den Sinn der Werthaltung definieren: eine vom Ich erachtete Seinswürdigkeit auf körperlichem, seelischem oder geistigem Gebiete, entsprungen aus den Entwicklungsnotwendigkeiten des Ichs. Die Wertung ist das Sinn-Erlebnis des an sich arbeitenden Ichs sowie das intentionale Seins-Erlebnis der gegenständlichen Richtung auf eine besimmte Seinswürdigkeit, für die das Ich sich entschieden hat.

Die schon erwähnte, häufig angetroffene Gleichsetzung des Ichs mit dem allgemeinen Vernunftbewußtsein liegt insofern nahe, als das Ich, wenn man im übertragenen Sinne einmal die Substanzfrage stellen will, ein geistiger Charakter ist, und insofern von gleicher Seinsart mit dem allgemeinen Vernunftwesen. Aber es ist damit nicht gesagt, daß es alle Eigenschaften der in dieser Seinsart möglichen Wirklichkeiten in sich realisiert haben müßte. Dem Gebiet des Geistigen steht die Menschheit von heute mehr

---

[11]) Hierbei könnte man sich in Analogie auf das Aristotelisch-vitalistische Prinzip der Entelechie berufen. Wie die spezifisch formbildende entelechiale Kraft die naturkausal funktionierenden Wirksamkeiten in ihren Dienst stellt, um die äußere Form eines Lebensgebildes zu schaffen, welches sofort nach Verschwinden der Entelechie-Wirkung den Gesetzen der Naturwirklichkeit anheimfällt und verwest, zu Staub wird, so darf man sich auch die formbildende, lebensschöpferische Kraft des Ich innerhalb der Seele und mittelbar auch im Körper in übertragenem Sinne vorstellen. Vgl. Driesch, „Philosophie des Organischen“, 1. Aufl., Leipzig 1909. — Für die Beziehungen des Ichs zur geistigen Welt gilt diese vitalistische Analogie nicht.

ahnend und erschließend, als wissend gegenüber. Und eine solche ahnende Beziehung wäre gewiß in dem Falle auch nicht möglich, wenn der menschlichen Persönlichkeit nicht in ihrem Ich ein Stück unmittelbarer Geistigkeit als ihr „An-und-für-sich" vorläge. Und indem die menschliche Persönlichkeit, insoweit sie ein Ich-gestaltetes Gebilde ist, ihrem Wesen nach ein Geistiges ist, wird sie auch mit der Welt des Geistigen in Beziehung treten müssen, wie derjenige, der in der Körperwelt körperliche Eigenschaften ausbilden will, sich an den Körpern selbst üben muß. Die Gleichheit der Seinsart schließt nicht den Unterschied des Ichs zu überpersönlichen geistigen Welten aus, insofern diese Welten dem Ich Maßstäbe und Kräfte bieten, die es für sich selbst und für seine Lebensverwirklichung in dem speziellen körperlichen, seelischen und geistigen Leben eben desjenigen menschlichen Wesens braucht, mit dem es verbunden ist, und welches durch diese Verbundenheit eben zu einer „menschlichen Persönlichkeit" wird.

In dieser Weise steht das Ich mit den allgemeinen geistigen Wirklichkeiten in Beziehung. Diese Wirklichkeiten stehen dem Ich mit der Kraft geltender Maßstäbe gegenüber, zu denen sich zu entscheiden das Ich die Freiheit hat. Diese geistigen Wirklichkeiten spielen für das Ich die Rolle von „objektiven" Wertgründen, welche damit den subjektiven Wertgründen als ihr Gegenstück auf höherer Stufe zur Seite treten. In der Tatsache, daß es diese beiden Gattungen von Wertgründen gibt, die füreinander absolut inkommensurabel sind, sind alle Formen von Wertkonflikten begründet. Und wie man dem Gebiet der subjektiven Wertgründe eine eigentümliche unterpersönliche Wertgesetzlichkeit einlegen kann, so analog auch dem Gebiet der objektiven Wertgründe eine überpersönliche Wertgesetzlichkeit.

Man geht nicht fehl, wenn man die Entwicklung des Ichs als die erste und letzte Aufgabe des Menschseins bezeichnet. Das Ziel dieser Entwicklung vermögen wir nicht zu erkennen. Wenn Hegel in der Menschheitsgeschichte den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit sieht, so wird klar, daß er damit an die Quelle des Menschenwesens vorgedrungen ist, aber daß er schließlich doch nur eine Erscheinungsweise des menschlichen Ichs, ein Symptom desselben erfühlte, ein Symptom, das in den gegenwärtigen historischen Zeiten gewissermaßen in den Vordergrund treten mußte. Das Individuum ist in das Stadium der beginnenden Selbstbewußtheit getreten und ringt mit der Gemeinschaft um seine Persönlichkeitswerte. Und gerade dadurch ist auch das

Problem der personalen Werte aufgerollt worden. So wenig von den Grundlagen dieses Problems in heutiger Zeit erkennbar sein mag, eines erscheint doch gewiß, daß das individuale Ich in der Weise vor seine Aufgaben gestellt ist, daß ihm das körperliche und seelische Leben der Persönlichkeit als ein mit selbständigen Lebenstendenzen begabtes Material gegeben ist als Objekt, mit dem es sich in Freiheit auseinandersetzen muß. Außer diesem unterpersönlichen Material, indem die unterpersönlichen Wertmaßstäbe sich auswirken, tritt dem Ich eine ihm übergeordnete Wertmaßstäblichkeit im Gebiete der Geistwirklichkeit entgegen, gleichfalls ein Material, mit dem es in Freiheit sich auseinandersetzen muß. Auch dieses Gebiet unterliegt seinen eigengesetzlichen überpersönlichen Wertgesetzlichkeiten.

Die Art der Auseinandersetzung mit diesen Wertgebieten bringt es dann mit sich, ob und in welchem Umfange der Ichentwicklung gedient wird. Und in diesem Betrachte gibt es zwei grundsätzliche Arten des Ichverhaltens. In der einen sehen wir das Ich, wie es sich den selbständigen Lebenstendenzen der unterpersönlichen Sphäre des seelischen und körperlich-seelischen Seins, den subjektiven Wertgründen, unterordnet. Dieses Ichverhalten bezeichnen wir als Egoität. Im anderen Falle verbindet sich das Ich mit den überpersönlichen objektiven Wertgründen des geistigen Seins und trägt deren Wertwesen auch in die Seele hinein. Das ist die Idealität des Ichverhaltens. Diese beiden Formen der Ichstellungnahme bedeuten etwas qualitativ so Unvergleichliches und Ausschließliches, daß man von einer niederen und einer höheren Ichform sprechen muß.

Es ist damit nicht der Unterschied zwischen dem empirischen Ich (etwa im Sinne Machs) und dem Vernunftich gemeint, sondern etwas ganz anderes. Wir äußerten bereits den Gedanken, daß das Ich als selbständige geistige Wesenheit den ebenso selbständigen stofflichen, seelischen und geistigen Strukturgliedern der menschlichen Persönlichkeit wie auch der überpersönlichen Geistwirklichkeit gegenübersteht, in welche das Ich hereinzuwirken, bzw. aus welcher es herauszuwirken die Möglichkeit besitzt. Dieser Eingriff kann sich in einer höheren und in einer niederen Form vollziehen. Die niedere Form trägt das Gepräge des Egoismus. Dieser bewirkt eine Zuordnung aller Gegenstände und Verhältnisse auf die Bedürfnisse der eigenen psychophysischen Existenz als ichheitlich erlebten Mittelpunkt der Welt. Bei einem Tiere läßt sich nur symbolisch von Egoismus sprechen. Ein Tier reagiert

nur, aber es besitzt keine selbständige persönliche Wesensart, keine einheitliche, über allem stehende, gestaltbildende egoistische Ichtendenz. Sinnliche und seelische Lust-Unlust, Spannungs- und Erregungszustände, physische, emotionale und logische Bedürfnisse sind ichfremd und mit Ausnahme der letzteren auch beim Tiere — als unterpersönliche Wertungen — anzutreffen. In der Tierseele aber kann es niemals eine besondere egoistische Auswertung und egozentrische Formung und Vertiefung der genannten psychischen und psychophysischen Regungen geben. Diese werden erst unter einem Icheinfluß in die Dynamik einer höheren geistigen Tatsächlichkeit eingeordnet, die ihren Ausdruck in einem Lebensplan findet, der als unerläßliche Richtlinie im Dasein eines jeden Menschen, aber niemals eines Tieres angetroffen wird. Besonders die moderne Psychologie der nervösen Erkrankungen hat ein außergewöhnliches Licht über die Tatsache und Bedeutung der Lebensleitlinie und ihre beherrschende Stellung in der menschlichen Persönlichkeit verbreitet[12]).

III. Wenn vom Egoismus gesprochen wird, wird an eine Haltung gedacht die den Menschen wie auf sich selbst konzentriert zeigt. Er ist mit der Erfüllung seiner Bedürfnisse beschäftigt. In dem Gegenbegriffe des Altruismus wird ein gerade entgegengesetztes Verhalten definiert, wie es ein Mensch erkennen läßt, der sich nicht mit der Erfüllung seines Bedürfens abgibt, sondern sich der Befriedigung fremder Wünsche hingibt. Diese Charakteristik ist unzureichend. Zunächst wird man darauf hinweisen, daß man fremde Bedürfnisse durchaus aus egoistischen Antrieben heraus befriedigen kann. Die englische Schule der Nationalökonomie sah in solchem Verhalten sogar das Ideal und die Vorbedingung der sozialen Harmonie. Aus dem Gedanken heraus, daß man seinen Vorteil nicht auf die Dauer wahrnehmen könne ohne dem Mitmenschen zu dienen, ist sogar eine Moralphilosophie des sozialen Egoismus entstanden, die immer noch Anhänger findet. In diesem Falle zeigen sie, daß Egoismus nichts Amoralisches zu sein braucht; und sie zeigen uns weiter, daß der Begriff desselben nicht nach äußerlich selbstischem Verhalten gebildet werden kann. Mit Kant ist überhaupt das ganze Problem der Erfolgsethik in ein Innerliches: eine Gesinnungsethik verwandelt worden. Der

[12]) Alfred Adler, Über den nervösen Charakter, 3. Aufl. München 1922; ders., Praxis und Theorie der Individualpsychologie, ebenda 1920.

Begriff des Wertungssubjektes ermöglicht es, das Egoismusproblem ganz in dieser Weise von innen heraus zu verstehen. Bei Tieren kann man nur in übertragenem Sinne von Egoismus sprechen; man legt ihnen Menschliches bei, wenn man sie egoistisch schilt. Ein Tier reagiert, es hat keinerlei Wertinstanz in sich, anders als nach den Gesetzen seiner Triebe sich zu verhalten. Ein nicht geringer Teil des menschlichen Bedürfnislebens unterscheidet sich kaum von dem des Tieres, man denke an das Nahrungsbedürfnis, an die organisch-geschlechtlichen Bedürfnisse. Auch der Mensch kann diese Bedürfnisse in den Formen, wie man sie am Tiere beobachtet, leben, aber er braucht es nicht. Ja der Mensch kann die genannten Bedürfnisse in Formen leben, die noch unter dem Tiere stehen, da der Mensch der geistigen Kraft des Bösen zugänglich ist.

Zunächst also läßt sich dartun, daß der Egoismus nicht ein immanenter Charakter des Bedürfnislebens ist. Es wird also nicht durch die einfache Tatsache, daß irgendein Wesen seine Bedürfnisse befriedigt, der Tatbestand des Egoismus geschaffen. Vielmehr ist der Egoismus ein geistiger Charakter von eigener Qualität, welcher zu dem Bedürfnisleben sich hinzugesellt. Er entsteht erst mit der Funktion des Wertungssubjektes, welches sich als wertgebende Instanz zum Bedürfnisleben in einer ganz bestimmten Weise wertend verhält. Für die als Egoismus zu bezeichnende Art der wertenden Stellungnahme des Wertungssubjektes kommen wiederum auch nur die subjektiven Wertgründe in Betracht, die wir als eine unterpersönliche Wertsphäre bestimmen konnten, welche in der menschlichen Seele ihren Platz hat. Sie umfaßt die zwei großen Bedürfnisklassen der sinnlich-seelischen, d. i. physisch, körperlich erregten, materiellen Bedürfnisse, — und der rein seelischen, die im Denken, Fühlen und Wollen entspringen. In diesen beiden Bedürfnisgruppen spricht sich das Leben von Körper und Seele aus. Es handelt sich dabei um eine Art Eigenleben, das von innerer Selbständigkeit getragen wird und seine immanenten Gesetze des Ablaufes hat. Die Bedürfnisreaktionen dieser körperlichen und seelischen Lebenssphäre mit ihrem Lust-Unlustapparat hatten wir bereits als eine niedere Wertsphäre, als ein unterpersönliches Wertsystem begriffen. Äußerlich betrachtet spielt sich dieses Leben nicht nur in sich selbst ab. Für das körperliche Dasein gilt das allerdings nicht. Dieses ist in Hinsicht auf die Bedürfnisentwicklung die eigene Angelegenheit der Person. Körperliche Bedürfnisse betreffen immer nur das eigene körperliche

Wohl, nicht fremdes. Aber in der Seele, besonders in der Gefühlssphäre gehören eine Reihe von Bedürfnissen nicht dem eigenen, sondern dem fremden Wohl. Das ganze Gebiet des seelisch ausgeprägten Liebeslebens ist auf das Sein eines oder mehrerer Mitmenschen gerichtet, also äußerlich betrachtet: altruistisch. Aber es ist so wenig altruistisch, wie die anderen Formen desselben egoistisch sind. Egoismus und Altruismus ist eine Wertform, die auf der körperlich-seelischen Stufe noch gar nicht entstehen kann, sondern das Wertungssubjekt voraussetzt. Dieses tritt in zweifacher Weise der unterpersönlichen Wertsphäre gegenüber.

Die Wertmaßstäblichkeit der menschlichen Ichpersönlichkeit wirkt, wenn sie mit der unterpersönlichen Wertsphäre zusammentrifft, entweder bejahend oder verneinend auf diese. Dies kann jedoch auf einem zweifachen Niveau geschehen, einem höheren und einem niederen. Das höhere entsteht dadurch, daß das Ich sich mit den idealen Maßstäben der geistigen Wirklichkeiten, wie sie als die Idee des Wahren und Guten sowie des reinen Schönen, das nicht hedonisch gefärbt ist, zum Bewußtsein kommen, identifiziert. Die niedere entsteht dann, wenn das Ich sich herabstimmt auf die unterpersönlichen Wertmaßstäbe, wenn es seine eigene Wertungskraft mit diesen identifiziert. Dabei wird dann im Grunde die Wertmaßstäblichkeit der unterpersönlichen Wertsphäre leitend. Diese beiden Ichstellungnahmen unterscheiden sich erlebnismäßig durch die Bewußtseinslage der F r e i h e i t. Man muß dies sehr genau in sich beobachten, um von der Wirklichkeit des hier gesagten überzeugt zu werden und nicht den Eindruck einer bloß gedanklichen Konstruktion zu empfangen. Mit der höheren Ichstellungnahme stellt sich jenes genau charakterisierte Bewußtsein der eigenen Herrschaft über das unterpersönliche Bedürfnisleben und seine starken Trieblinien ein. Das Ich handhabt seinen Körper und seine Seele. Aus einer höheren Einsicht heraus dient es ihnen. Äußerlich erscheint es dabei oftmals notwendig egoistisch; selbst der Christus handelte in diesem Sinne egoistisch, wenn er den Gesetzen seines körperlichen Daseins gemäß Nahrung zu sich nahm. Aber hier ist der Begriff des Egoismus nicht am Platze. Selbstsucht kann man dies Verhalten nicht nennen, auch nicht Selbstliebe. Vielmehr liegt hier ein Handeln aus dem Bewußtsein der geistigen Gesetzmäßigkeiten heraus vor, das unter diese Begriffe nicht mehr zu bringen ist. Oder, wenn man den Begriff des kategorischen Imperativs in diese Zusammenhänge einführen will, so ist es einleuchtend, daß eine aus der Idee der Pflicht, d. i. der

geistigen Freiheit der Vernunft geborene Handlung nicht auf die Formel von Egoismus oder Altruismus gebracht werden kann. Dieser Gegensatz verschwindet auf dem geistigen Niveau. Die niedere Ichform allein, die das in den Lebensnotwendigkeiten der Seele selber liegende immanente Gesetz und seine Wertreaktionen als einen gültigen Maßstab anerkennt, ihn von sich aus bejaht, sich dem, was man Neigung nennt, unterordnet und ihm die Sanktion erteilt, diese Art des Ichverhaltens, die heute noch in so allgemeiner Weise das menschliche Leben beherrscht, sie nur gestattet es, von Egoismus und Altruismus zu sprechen.

Wenn das Ich die tendenziellen Regungen und Erfüllungsziele der subjektiven Wertgründe von sich aus in der Weise bejaht, daß es sich mit dieser ganzen unterpersönlichen Wertsphäre identifiziert, wollen wir allgemein von Egoität sprechen. Das Ego ist in diesem Falle der in Körper und Seele repräsentierte Teil der menschlichen Persönlichkeit, der in seiner eigenen Lebensgesetzlichkeit vom Ich bejaht wird. Der Mensch erscheint in diesem Falle seinem Bedürfnisleben hingegeben. Aber er ist es in anderer Weise, wie das Tier. Das Tier lebt nur in dieser Bedürfnissphäre, man kann nicht sagen, daß es ihr hingegeben sei, denn das Tier besteht nicht noch außerdem aus einem Etwas, das sich aus eigener Wahl hingeben könnte. Das tierische Dasein ist mit Körper und Seele abgeschlossen. Nur der Mensch hat ein Ich, das sich mit dem seelischen Leben auseinandersetzen muß. Darum ist auch der Mensch eine Persönlichkeit und verantwortlich. Auch der sich seinen Neigungen überlassende Mensch ist ein selbstverantwortliches Wesen, was das Tier niemals sein kann. Das wäre ein Begriffswidersinn.

Es ist unumgänglich nötig, den Begriff der Egoität, des egotistischen Verhaltens zu bilden, da Egoismus und Altruismus die beiden Unterscheidungen desselben darstellen. Der Altruismus aus Neigung ist eine Erscheinungsform des egotistischen Wertverhaltens. Hierbei handelt es sich um jene Bedürfnisse der menschlichen Seele, die das Wohl des Mitmenschen zu fördern trachten. Man hat sie auch wohl Sympathiegefühle genannt. Der Egoismus und Altruismus muß in diesem Betrachte dem Wertrange nach als etwas Gleichwertiges erkannt werden. Die Förderung des eigenen Wohles ist subjektiv wie objektiv eine ebensolche Lebensgesetzlichkeit wie die fremde Glücksförderung. Die Wertkritik muß vielmehr an die wertende Instanz anknüpfen, an die Egoität oder den Egotismus des niederen Ichverhaltens. Dieses er-

scheint als eine Art Ichschwäche, da das Ich die ihm zugängliche höhere Wertmaßstäblichkeit gleichsam aufgegeben hat. Das Ich hat seine Wertsphäre herabgestimmt auf die ganz individuellen Bedürfnisse der subjektiven Persönlichkeit. Das Ich hat wohl die Freiheit oder richtiger die Möglichkeit, diesen Schritt zu tun oder zu lassen; wird er jedoch getan, dann ist die Freiheit der Wertentscheidung vom Ich auf die unterpersönliche Wertsphäre übergegangen. Aber das Ich unterstützt dabei letztere noch durch die Kraft und Sanktion seiner werthaften Bejahung.

Es wäre nun aber durchaus falsch, in dem egotistischen Wertverhalten einen Unwert an sich zu sehen. Egoismus und Altruismus in dem eben dargelegten Sinne besitzen zwar nicht eine ideale Wertdignität, aber sie widerstreiten ihr auch nicht notwendig. Es gibt auch im Bereich des Unterpersönlichen negative und positive Werte. Die Erhaltung des individuellen körperlichen Seins, die Hingabe an die Geschlechtsliebe, die Pflege des Denk-, Gefühls- und Willenslebens, das alles sind in unterpersönlichen Wertregungen sich zur Geltung bringende Daseinsnotwendigkeiten, denen das Ich von sich aus seine eigene Dignität und Wertmaßstäblichkeit mitteilen kann: in der Form der bedingungslosen Anerkennung und Identifikation seiner selbst mit ihnen.

Man könnte vielleicht jetzt meinen, eine solche untergeordnete Ichstellungnahme sei überflüssig. Wäre sie das, dann würde es niemals zu einer handelnden Verwirklichung der Bedürfnisse kommen, sondern nur zu reflexmäßigen Befriedigungsformen, wie man sie beim Tiere beobachtet. Die niedere Ichform bringt es mit sich, daß im menschlichen Leben noch soviel Instinktkraft wirksam ist. Erst in der höheren Icheinstellung werden alle Instinktregungen durch die klare Einsicht des höheren Vernunftbewußtseins ersetzt.

Nachdem wir den Begriff des Egotismus rein aus der in dem Wertverhalten des Wertungssubjektes liegenden Gesinnung verstanden haben, ist es möglich, die Begriffe des Egoismus und Altruismus in ihrem spezifischen Gegensatz nunmehr durch die Art der Tendenzrichtung äußerlich gegeneinander abzugrenzen. Egoismus bezeichnet das auf das eigene Wohl gerichtete egotistische Verhalten; Altruismus das auf fremdes Wohl gerichtete egotistische Verhalten.

Für die Verwirklichung wirtschaftlicher Werte ist das Egoismusprinzip von der neueren Theorie, etwa angefangen von den Physiokraten, als das leitende erkannt worden, was für die Wertgesetzlichkeit der wirtschaftlichen Wertverwirklichung von weit-

tragender Bedeutung sein muß. Zunächst liegt darin für die Werttheorie etwas Vereinfachendes, indem sie insoweit das Wertungssubjekt, das sich im Egoismus seiner selbst entäußert hat, vernachlässigen kann. Damit ist dann eine Rechtfertigung der nationalökonomischen Wertlehren insofern ausgesprochen, als man ihnen nicht in der Richtung Vorhaltungen machen kann, daß sie das menschliche Ich bei der Untersuchung der wirtschaftlichen Werthaltungen außer acht lassen und sich nur auf die subjektiven Wertgründe beschränken. Ihre Einseitigkeiten liegen denn auch vielmehr in der ganzen Art und Weise, wie sie den verwickelten Tatsachen des Gebietes der subjektiven Wertgründe begrifflich gerecht geworden sind. Die Vernachlässigung der menschlichen Ichpersönlichkeit aber muß ihre weitreichenden Folgen für das Gebiet der Wirtschaftspolitik und der Sozialpolitik haben, allgemein für die Kritik der Motive des wirtschaftlichen Handelns überhaupt. Wir müssen es uns versagen, in dieser Schrift eine Darstellung der Motive der wirtschaftlichen Wertverwirklichung zu geben. Aber es sei noch das Moment der Dringlichkeit von Bedürfnisbefriedigungen kurz besprochen, das in der Wirtschaftswissenschaft eine so erhebliche Rolle spielt und ohne die Theorie des Wertungssubjektes in allen ihren Erscheinungsformen nicht verstanden werden kann.

Der Begriff des lebensnotwendigen Bedürfnisses kann objektiv und subjektiv gebildet werden. Der Gedanke an eine körperliche Zerstörung im Falle der Nichtbefriedigung ist objektiv orientiert. Ihm entspricht als Wertgrundlage subjektiv, daß in diesem Falle das Ich in hohem Maße mit dem Dasein des körperlichen oder seelischen Lebens egotistisch unfreiheitlich identifiziert ist, d. h. dessen Erhaltung werthaft (nicht urteilend) bejaht. In dieser niederen Einstellung des Ichs verharren die meisten Menschen von heute, wie schon erwähnt wurde. Aber die allgemeine Hochschätzung der gegenteiligen Einstellung zeigt sich in der Bewunderung derer, die zu sterben verstehen, die die egoistische Ichhaltung, die sich mit der körperlichen und seelischen Existenz identifiziert, aufzugeben vermögen. Solche Menschen können keine sogen. lebenswichtigen Bedürfnisse mehr egotistisch-ichheitlich bejahen, wenigstens nicht in dem Augenblick, in dem sie so eingestellt sind (womit nicht gesagt werden soll, daß mit dieser Einstellung notwendig die höhere Ichform erreicht werden müßte. Solche Einstellungen können auch scheinbar sein und auf Fehlurteile zurückgehen, wie die meisten Fälle von Selbstmord er-

kennen lassen). Zunächst ist eine ichheitliche Bejahung der körperlichen und seelischen Existenz eine zweifellose Normalität, die auch bei der höheren Ichform nicht in Wegfall kommen könnte. Nur nehmen sich die Verhältnisse dann ganz anders aus.

Bei einer egotistischen Lebenseinstellung spielen sich auf dem Gebiet der subjektiven Wertgründe folgende Vorgänge ab. Nehmen wir eine Hungerempfindung zum Ausgangspunkt. Selbst im Schlaraffenland werden solche Unlustempfindungen nicht fehlen. Aber es bleibt bei dieser lokalen Erregung, wenn die Wertverwirklichung ohne weiteres erfolgen kann. Ist das nicht der Fall, so hängt alles von dem Grade der Erfüllungsgewißheit ab, ob es auf dem Gebiet der subjektiven Wertgründe bei dem Hungerempfinden bleibt. Einmal wird bei länger ausbleibender Befriedigung die Empfindung selbst stärker; aber der immer nur von Intensitätsstärken sprechenden Wirtschaftstheorie gegenüber ist außerdem darauf hinzuweisen, daß die Bewußtseinslage der Unerfüllbarkeit eines lebenswichtigen Bedürfnisses zu einer jenseits von Lust und Unlust stehenden egozentrischen Revolte des niederen Ichbewußtseins führt, die starke instinktive und affektive Bewegungen hervorruft, wie man sie bei einer Panik am besten beobachten kann. Was in der Panik an Ängsten und Gewalttätigkeit am stärksten hervortritt, das findet sich auch im alltäglichen Leben in allen Übergangsformen. Die Bewußtseinslage der Lebensgefährdung erzeugt je nach ihrem Gewißheitsgrade und je nach der Stärke der egotistischen Icheinstellung eine durch Ichinitiative bewirkte Wertlage und Handlungsbereitschaft, die unter den genannten Voraussetzungen zu jedem selbständigen subjektiven Wertgrunde hinzutreten kann. Die Persönlichkeit ist jetzt eingestellt auf ihr Sein oder Nichtsein, während sie sonst nur auf die lokale Bedürfnisregung des subjektiven Wertgrundes konzentriert ist. Dementsprechend verhält sich auch die Handlungsbereitschaft. Im ersten Falle steht sie unter der Initiative der Erhaltung der physischen Gesamtexistenz, im anderen Falle ist sie auf die Erfüllung eines speziellen Bedürfnisses desselben gerichtet. Dem objektiven Sachverhalte nach kann in beiden Fällen auch dasselbe erstrebt werden, etwa die Stillung des Hungers, aber die subjektiv erlebte Wertbedeutung dieses Vorganges ist in beiden Fällen eine ganz verschiedene. Einmal wird er der Gesamtexistenz zugeordnet, das andere Mal einer Teilerscheinung derselben. Das Maß der in einem solchen Falle für die Wertverwirklichung eingesetzten Kräfte richtet sich darnach, ob und in welchem Umfange die egotistische

Gesamtlebensreaktion hinzutritt, wenn es sich um die Beseitigung eines subjektiven Wertgrundes handelt. In der Sprache des Empiriokritizismus handelt es sich um das Problem der Aufhebung einer Vitaldifferenz, die letztlich gleichkommt der Erhaltung des gesamten Vitalsystems. Für die sich auf die subjektiven Wertgrundlagen stützende Wirtschaftstheorie ist die Analyse der subjektiven Wertgrundlagen bei lebensnotwendigen Bedürfnissen eine unerläßliche Erkenntnis. Nur sie macht es verständlich, wie die subjektiven Wertschätzungen lebensnotwendiger Bedürfnisse unbegrenzt variabel sind, daß sie tendenziell immer den Charakter der Unendlichkeit besitzen und aus diesem Grunde zur Erklärung der wirtschaftlichen Wertbildung unmittelbar nichts beitragen können, außer daß sie ihr letztlich immer zugrunde liegen. Wenn die Wirtschaftstheorie bei Erklärung der Marktpreisbildung von bestimmten unterschiedlichen feststehenden Schätzungen der Beteiligten ausgeht und zusieht, wie sich unter diesen Wertgegebenheiten der Preis bildet, so hat sie eine Voraussetzung gemacht, die vom Standpunkte der Werttheorie erst das eigentliche Problem bildet. Diese fragt, wie es kommt, daß die subjektiven Wertschätzungen derselben Sache gegenüber, sowohl von Mensch zu Mensch, wie auch beim Einzelmenschen so unbegrenzt von Null bis Unendlichkeit schwanken, sich vom reinen Bedürfniserlebnis zum Seinserlebnis ausweiten können.

Das hat nach allem, was bis jetzt ausgeführt wurde, subjektive und objektive Gründe. Die subjektiven sind gegeben durch die Stärke der Bereitschaft des Ichs, die Gesamtlebensreaktion zu entwickeln, die objektiven liegen in den äußeren Möglichkeiten der Wertverwirklichung begründet, auf die letzten Endes das Ich seine Lebensreaktion (den Verwirklichungswillen) einstellt. Ist die Verwirklichung über allen Zweifel gesichert, so pflegt die Lebensreaktion nicht einzutreten. Auch große Verwirklichungsschwierigkeiten geben solange keinen Anlaß zur Lebensreaktion, als jene immer noch überwindbar erscheinen. Erst wenn nicht mehr das „Wie“, das „Sosein“, sondern das „Überhaupt“, das „Sein oder Nichtsein“ der Wertverwirklichung in Frage steht, dann setzt die die gesamten Kräfte der Persönlichkeit mobilisierende Lebensreaktion ein. Die Entwicklung zu letzterem Zustand bedingt aber nicht nur eine quantitative Steigerung der in der Richtung der Wertverwirklichung unternommenen Anstrengungen — Aufwendungen, sondern gesellt diesen überdies noch hinzu eine qualitative Änderung der Methode der Wertrealisierung. Das hängt mit folgendem zusammen.

Die Lebensreaktion wirkt einmal in der Richtung, daß sie die Ichtendenzen und Willensanstrengungen in der Richtung der Wertverwirklichung verdoppelt, ferner aber wirkt sie tendenziös auf eine Entstehung subjektiver Wertgründe hin, die sich mit den ursprünglichen summieren. Eine ganze Reihe von Lebensfunktionen, die mit der Nichtbefriedigung des Nahrungsbedürfnisses sub specie aeterni in den Tod mit hineingezogen werden würden, melden vorzeitig ihre Ansprüche an. Angesichts des nur erst drohenden Hungertodes stellen sich bisweilen allgemeine Schwächezustände ein, die rein simuliert sind und die kommende Situation bereits vorweg nehmen; ferner arrangiert das Seelenleben mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine Revolte und löst ihre gesamten Affektmöglichkeiten in Angst oder in eine alles überwältigende Aggression auf, die über Leichen geht. Das Denk- und Vorstellungsleben erschöpft sich in zwangsläufigen Gedankenketten, die sich den Inhalt der Lebensgefahr und die Rettungsmöglichkeiten aus ihr vor die Seele stellen. Beim Tiere bleibt dieser ganze Vorgang auf die seelisch-instinktive Seite beschränkt.

In der Lebensreaktion haben wir also zu sehen die aktuelle Erregung des Inbegriffs aller subjektiven Wertgründe, wesentlich jedoch derjenigen, die durch die Notwendigkeiten der körperlichen Existenz bedingt sind. Obgleich die körperlichen Bedürfnisse in der Wertrangordnung die niedrigste Stufe einnehmen, so übertreffen sie doch an Aktualitätszwang alle übrigen. Der Verlust des Lebens bezieht sich streng genommen immer nur auf die körperliche Existenz. Die sinnlichen Bedürfnisse regulieren diese körperliche Existenz der menschlichen Persönlichkeit, welche dauernd auf des Messers Schneide balanciert. Die innerseelischen und geistigen Bedürfnisse besitzen — von den Leidenschaften der Seele abgesehen — nicht jenen Zwangscharakter, ja ihre Befriedigung erfordert nur einen guten und freien Willen. In bezug auf die sinnlichen Bedürfnisse ist die menschliche Persönlichkeit vor eine Aufgabe gestellt, die sie dauernd aufs tiefste von der Umwelt abhängig macht, die selbsttätig nur bis zu einem gewissen Grade den Bedürfnissen entgegenkommt. Aus diesen Gründen und weil die sinnliche Existenz des Menschen für die Zeit zwischen Geburt und Tod zweifellos die im Vordergrunde stehende Lebensform der Persönlichkeit ist, besitzen auch die regelnden subjektiven Wertgründe eine dauernd erregte Aktualität. Aus diesen Gründen stufen sich die wirtschaftlichen Bedürfnisse so ausgesprochen nach Dringlichkeitsgraden ab.

Die im vorhergehenden geschilderten Reaktionen des gesamten Lebenskomplexes sind mit dem Begriff des Egoismus insofern nicht genügend erfaßt, als der Egoismus in einer Weise einer inneren Steigerung fähig ist, die durchaus nicht graduellen Charakter trägt, sondern qualitativen. Schon Karl Knies bringt in seinem klassischen Werke: „Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte," 2. Aufl. 1883, S. 225 ff. eine sehr beachtenswerte Auseinandersetzung mit dem Problem des Eigennutzes. Er wird dazu geführt, diesen Begriff in zwei Unterarten zu zerlegen, von denen die eine moralisch gerechtfertigt ist, die andere der moralischen Verurteilung unterliegt. Diese beiden Formen sind die „Eigenliebe" und die „Eigensucht". Dieser Gegensatz ist für die Wirtschaftswissenschaften insofern von besonderer Bedeutung, als in ihm die letzten Kriterien der auf den Eigennutz gegründeten kapitalistischen Wirtschaftsordnung gefunden werden können. Wer immer wieder die Auswüchse des Eigennutzes erkennt, der hat andererseits doch auch das Empfinden, daß es ein berechtigtes Erwerbsinteresse gibt, das in sich egoistisch geartet ist. Auch die Sprache hat den eben genannten zwei Spielformen des Egoismus Rechnung getragen. Es stehen einander gegenüber die schlichte Selbst- oder Ichliebe im Sinne eines geläuterten Selbstinteresses und die Selbstsucht oder Ichsucht; der Erwerbstrieb und die Habsucht; die Sparsamkeit und der Geiz; die Selbstbehauptung, das Selbsterhaltungsstreben und das Geltungsstreben, welches eine Selbstbehauptung durch Herrschaft über andere anstrebt; das Selbstgefühl im Sinne einer sich selbst anerkennenden Selbstbewußtheit und der Hochmut, der stets ein Überlegenheitsbewußtsein in sich schließt, durch das man sich über die anderen stellt.

Das Eigenartige der eben aufgeführten extremen Formen egoistischer Haltungen besteht darin, daß sie mit altruistischen unverträglich sind, was vom Egoismus im eigentlichen Sinne nicht gilt. Der Egoismus bedeutet dem Altruismus gegenüber ein bloßes Anderssein; die extreme Form desselben: der Egozentrismus aber schließt eine aktuelle Gegenrichtung gegen das altruistische Verhalten ein. Der Egoismus ist sozial indifferent; der Egozentrismus ist typisch asozial. Diese moralisch minderwertige Form des Egoismus ist aus der Egoität nicht zu erklären.

Phänomenologisch zeigt die Bewußtseinslage des Egozentrismus einen eigentümlichen Zwangscharakter, der niemals ein Ergebnis der niederen Ichorientierung als solcher sein kann, obschon die niedere Ichorientierung da, wo die menschliche Seele sich

egozentrisch verhält, auch mit dieser Reaktion egoistisch identifiziert ist. Es fragt sich nun also, was vor sich geht, wenn die Seele egozentrische Bedürfnisse entfaltet. Das Gebiet der sinnlich seelischen und rein seelischen Bedürfnisse wurde bereits für den Begriff des Egoismus und Altruismus in Anspruch genommen. So bleibt demnach nur die eine Möglichkeit, die Quellen des Egozentrismus in der Sphäre der objektiven Wertgründe, in den geistigen Wirklichkeiten zu suchen, zu denen das menschliche Ich auch in Beziehung treten kann, um die idealen Maßstäbe der reinen Vernunft zu erhalten und zur Geltung zu bringen. Letztere kann sich auch auf die Welt der subjektiven Wertgründe erstrecken, was wir bereits erwähnten.

Wenn aus dem Bereiche der objektiven Wertgründe ein ausgesprochen negativer Wert wirken kann und einzugreifen vermag in die menschliche Lebensgestaltung, so liegt es nahe, in ihm die Grundlagen des Egozentrismus zu suchen. In der Tat ist auch die geistige Welt von dem großen Gegensatz des positiven und negativen Wertes durchdrungen, der für das menschliche Denken schon seit urferner Zeit in den Begriffen von „gut und böse“ erfaßt worden ist. Es ist hier nicht der Ort, die Probleme des Wertwesens, welches in dem „Bösen“ erscheint, aufzurollen. Zu diesen Fragen sei auch auf die im Anhang gegebene ausführliche Besprechung der Werttheorie D. von Hildebrands verwiesen. Dasjenige, was geschieht, wenn das Ich sich in der niederen unfreiheitlichen, sich unterordnenden Weise mit den negativen geistigen Wertgründen, mit dem, was als Böses dort ein Dasein hat, identifiziert, besteht etwa in folgendem:

Zunächst hat das Prinzip des Bösen den Charakter, daß es eine Negation der positiven Geisteswerte des Wahren, Guten usw. im Wesen ausübt, es steht nicht als ein Anderes neben ihnen, sondern als ihr Gegensatz gegen sie. Nicht anders wirkt der Egozentrismus der Ichhaltung. Er bewirkt eine völlige Absperrung der menschlichen Persönlichkeit von der Hingabe an die positiven objektiven Wertgründe, ja eine Verneinung und Bekämpfung derselben. Es ist, als ob diese nicht mehr für ihn existierten. Das aus der egozentrischen Einstellung fließende Denken ist ohne Zugang zu ihnen und leugnet entweder überpersönliche Werte oder erkennt sie rein logisch ohne Erlebnis der inneren Verantwortung an. Aus diesen letzten Worten würde man folgern, daß die philosophischen Vertreter des Materialismus, des Positivismus, des naturwissenschaftlichen Empirismus egozentrisch orientierte Per-

sönlichkeiten seien. Wir sind der Überzeugung, daß ein solcher Nachweis sich wohl führen läßt. Es ist damit gewiß nicht gesagt, daß sie es auf allen Lebensgebieten sein müßten.

Vor einem Irrtum muß man sich hüten, den Egozentrismus gleichzusetzen mit allen Fällen krasser Gemeinschaftswidrigkeit. Diese Fälle lassen nur das Wesen desselben besonders klar hervortreten. Aber sein Wirkungsbereich erstreckt sich unendlich viel weiter. Ja von ihm gelten zwei Goetheworte: „Das Völkchen spürt den Teufel nie, selbst wenn er es beim Kragen hätte"; und der Ausspruch des Geistes, der stets verneint: „Ich bin die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft." Die Tatsache, daß in der Werttheorie und Wertphilosophie der Wert des Bösen so ganz vernachlässigt worden ist, ist nur zu verstehen aus dem allgemeinen egozentrischen Zug des modernen Seelenlebens, das diesen Zug wenig bemerkt, und mit seiner Hilfe alle die Großtaten der modernen Technik getan hat. Der Egozentrismus ist der Träger einer sehr starken Kraft, die das Individuum in einem ganz hervorragenden Maße auf sich selber stellt. Die Entwicklung zum Individualismus, das Menschheitsproblem der letzten Jahrhunderte, läßt sich als eine Leistung des Egozentrismus erfassen[13]). Aber gerade dadurch, daß der Egozentrismus den Einzelmenschen isoliert, ihn sozial vereinsamt und von der tragenden Kraft der geistigen, besonders religiösen Werte absperrt, hat er dem Einzelmenschen in nie dagewesenem Maße vor die Aufgabe der Verselbständigung seiner Persönlichkeit gestellt. Die Antike kannte das Problem in dieser Form überhaupt nicht. Die Verkündigung subjektiver öffentlicher Rechte, das Bewußtsein allgemeiner Menschenrechte, das sind Entwicklungsleistungen der letzten Zeit. Der Egozentrismus isoliert die menschliche Persönlichkeit und entwickelt dadurch in ihr das Bewußtsein der inneren Selbständigkeit; er löst sie aus den historischen Banden der gattungsmäßigen Verbundenheit in der Sippe. Aber das Unzulängliche des Mittels, die negativen Nebenwirkungen des egozentrischen Verhaltens, drängen auf eine Höherentwicklung desselben, zu den positiven Wertmaßstäben des Geistes. Mit deren Hilfe wird das in Freiheit geleistet werden können, was durch den Egozentrismus zwangvoll, ungewollt und unfreiwillig, wie durch eine List

[13]) Die zu dieser Entwicklung treibenden soziologischen Gründe wurden in großen Zügen behandelt von Folkert Wilken, Individualpsychologische Betrachtungen zum modernen Wirtschaftsbetriebe, Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, II. Jahrg., Heft 3/4.

der Natur, dem Menschen aufgenötigt worden ist, sozusagen als das für unausgereifte Ichpersönlichkeiten zunächst allein erträgliche Mittel. Das Ich von heute hat noch nicht die Kraft, sich über den Zwang der egozentrisch wirkenden Einflüsse der negativen Geisteswerte zu erheben und sich der positiven Ideen zu bedienen, um dasselbe durchzusetzen. Von solcher Tiefe und solcher Schwere ist das soziale Problem von heute. Zunächst erscheint es wie eine Begleiterscheinung höherer Entwicklungsnotwendigkeiten; dann aber wirkt es wohl als der wesentlichste Antrieb, die egozentrische Ichorientierung durch die idealistische — von der gleich die Rede sein wird — zu ersetzen.

Die vorstehenden Ausführungen werden wohl besonders deshalb auf Widerspruch stoßen, weil sie die moralische Situation unserer Zeit gerade in dem, worauf sie besonders stolz ist, völlig relativieren. Man wird vielleicht Beweise verlangen, aber diese Beweise können grundsätzlich nicht gegeben werden, da sie gerade darin liegen, daß man die egozentrische Haltung aufgibt. Aus dieser selbst, auf ihren Grundlagen können solche Beweise nicht gegeben werden, da die egozentrische Haltung gegen die Tatsachen des Wertungssubjektes und gegen die objektiven Wertgründe verschlossen bleibt. Um das zu verstehen, sei noch eingegangen auf die Formen, in denen der Egozentrismus sich in den drei Gebieten des menschlichen Seelenlebens, im Denken, Fühlen und Wollen auswirkt.

Auf dem Gebiete des D e n k e n s bekundet sich diese mit innerer Erstarkung verbundene geistige Abgeschlossenheit in jener qualitativen Formung der Denkfunktionen, die man mit dem Worte Rationalismus bezeichnet hat. Es wäre unzutreffend, wenn man mit Rationalismus nur ein Zuviel an Denkorientierung meinen wollte und dabei übersähe, daß es sich hier im Grunde um etwas sehr Tiefliegendes handelt: um eine Entgeistigung des Denkens, um eine Absperrung desselben von aller Weisheit im Erkennen, zugleich aber auch um eine Bereicherung der Verstandeskräfte, ohne die niemals jene nie gesehene und auch bewunderungswürdige Herrschaft über die Welt der Naturwirklichkeiten, die uns die Naturwissenschaften gebracht haben, möglich geworden wäre. Aber es ist die Tragik des naturwissenschaftlichen Denkens, daß es seine Erfolge um den Preis des Agnostizismus in geistigen Dingen erkaufen muß. Wohl lassen sich geistige Inhalte und Werte „denken“, selbst die idealsten Verhältnisse humanitärer, sittlicher und metaphysischer Art können rational „gedacht“ werden

und werden es heute mehr denn je, aber die Wirkungslosigkeit solcher Gedanken zeigt ihre Geistfremdheit an. Wem das qualitative Wesen eines rationalisierten Denkens nicht als ein phänomenologisch faßbarer geistiger Strukturunterschied einleuchtet, der kann immer daran die gestörte Sachlage erkennen, daß aus solchem Denken niemals ein entsprechendes Handeln fließt oder auch nur der Impuls zu einem solchen, es sei denn, daß die egozentrischen Antriebe einen solchen Impuls erzeugen. So sehen wir denn, daß heute fast allgemein eingesehene soziale Notwendigkeiten und sozialpolitische Verbesserungen ihre Verwirklichung nur im egoistisch-egozentrischen Sinne des Sozialutilitarismus finden. Das egozentrisch rationale Denken und Handeln in unegoistischen Sachlagen setzt an die Stelle der idealen Gesinnung die logische Evidenz. Das Denken von heute zeigt ein Übermaß von Gebietsüberschreitungen des Rationalismus.

Für das Gefühlsleben wirkt eine egozentrische Lebenseinstellung ebenso einseitig formumbildend durch die Fernhaltung der idealen Geisteswerte von ihnen. — Wenn man die Begriffe weit genug nimmt, so lassen sich alle Gefühlszustände in den Gegensatz sympathischer und antipathischer Strebungen bringen, soweit es sich eben um die aus der Seele entspringenden Gefühlsregungen handelt. Lust und Unlust, sei es in sinnlicher oder emotionaler Färbung, Spannung und Lösung, Erregung und Beruhigung, Lieben und Hassen, Angst und Aggression, sie alle zeigen das antithetische Verhalten einer Zu- und Abwendung, einer Hingabe oder eines Sichzurücknehmens gegenüber den Personen und Sachen der Welt.

Das Eindringen der negativen geistigen Werte in das menschliche Gefühlsleben stellt sich in einer eigentümlich unmittelbaren Weise dar. Es wurde bereits erwähnt, daß geistiges Sein in der Seele zum Bewußtsein gelangt. Das ist ein Gedanke, der schließlich aller Transzendentalphilosophie zugrunde liegt. Apriorisches Sein nimmt konkrete Bewußtseinsgestalt in der Seele an. Im menschlichen Gefühlsleben wird man alles das, was man Leidenschaften der Seele nennt, als Manifestationen des negativen Geistwertes, des Bösen, sich deutlich machen können. Das ganze Arsenal der negativistischen und asozialen Charakterzüge wird sich unter den Begriff des gefühlsmäßig erscheinenden Egozentrismus bringen lassen. Es sind immer Lebenstendenzen, die sich gegen die anderen Menschen richten und das eigene Selbst in Gegensatz zu den anderen aufzurichten trachten. Über diese Funktion des egozen-

trischen Charakters haben die Forschungen der modernen Individualpsychologie, wie sie in den Anmerkung 12 genannten Schriften Adlers ausgebaut worden ist, ein helles Licht geworfen. Es darf darauf hingewiesen werden, daß die heute allgemein gewordenen nervösen Erscheinungen und Erkrankungen von Adler auf den Egozentrismus zurückgeführt werden, den er wesentlich durch das menschliche Gefühlsleben hindurch verfolgt hat. Nimmt man dazu den oben ausgesprochenen Gedanken der Entwicklung der modernen Menschheit zu selbständigen Ichpersönlichkeiten eben durch das Mittel des Egozentrismus, so wird es aus einem höheren Gesichtspunkte aus verständlich, warum die nervösen Erkrankungen und nervösen Charakterzüge eine allgemeine und typische Erscheinung gerade der jetzigen Zeit werden mußten. Hier liegt vielleicht der durchschlagendste indirekte Beweis für die Richtigkeit der oben ausgesprochenen Thesen über das Wesen und die Aufgaben der egozentrischen Ichorientierung.

Wie das Denken, kann auch das Gefühlsleben der Menschen den Maßstäben der positiven geistigen Werte untergeordnet werden, richtiger: von den ichheitlich aufgenommenen Gesetzen geistigen Wesens durchdrungen werden. Dieser Kampf mit den Waffen des Geistes gegen die Manifestationen des Bösen füllen die eine Seite des Lebens der Heiligen, die aus Versuchungen besteht, aus. In der Form, wie Franz Brentano in seiner Schrift: „Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis“ Lieben und Hassen beschreibt, haben wir die geistigen Erscheinungsweisen dieser Gefühlszustände vor uns. An sie erst läßt sich nach ihm der Maßstab der „Richtigkeit“ herantragen. Diese Richtigkeit ist der Ausfluß der höheren Ichgestaltung, einer Arbeit des Ich an sich selbst, indem es an der Durchgeistigung der seelischen Funktionen arbeitet, indem es sich mit den objektiven Wertgründen identifiziert. Im Falle des Egozentrismus erkennt das Ich die seelischen Aktionen und Reaktionen nur an, identifiziert sich mit deren eigengesetzlichen Triebrichtungen und bahnt ihnen den Weg durch handelnde Verwirklichung, aber gestaltet sie nicht im Sinne der höheren Geistformen.

Das Wollen endlich läßt in der egozentrischen Persönlichkeitsorientierung am ausgesprochensten dasjenige erkennen, was die eigentliche und innerste geistige Beschaffenheit der niederen Icheinstellung enthüllt: die persönliche Macht und alle die damit zusammenhängenden Charakterzüge des Ehrgeizes, Neides, der Selbstüberschätzung, des grenzenlosen Bereicherungsstrebens usw. Wer unbefangen das heutige menschliche Zusammenleben betrach-

tet, wer die egozentrischen Formen, in denen das wirtschaftliche Dasein der Menschen von heute sich auslebt, vorurteilslos auf sich wirken läßt, der wird überzeugt sein müssen, daß aus solchen scheinbar weit abliegenden Betrachtungen, wie sie hier angestellt werden, wichtige Grundlagen zur Erkenntnis des Wesens der modernen Wirtschaft gewonnen werden.

Es liegt in der Natur der egozentrischen Orientierung, daß sie zu sozialen Konflikten führt. Gerade der Wille zur persönlichen Macht erlebt besonders die sozialen Formen des Gefühlslebens, denen er aus hedonischen Gründen sonst nachgeben würde, zu seinen praktischen Zielen in Widerspruch stehend und er greift dann hier ummodelnd ein. Diese Eingriffe, deren Gewalt aber nur zur Unterdrückung, nicht zu völliger Ausschaltung der Gefühlstriebe hinreicht, führt dann zu jenen schweren Persönlichkeitsstörungen, die sich in den sogenannten nervösen Erkrankungen äußern, die nicht zufällig das Zeichen der heutigen Zeit bilden, die wie nie zuvor von den Affekten der Angst und des Hasses beherrscht wird. Wie diese aus der egozentrischen Lebensleitlinie entstehen, das haben die aus der Neurosentherapie erwachsenen Analysen des nervösen Charakters, wie sie Alfred Adler in den bereits genannten Schriften gegeben hat, gezeigt. —

Es ist in diesem Betrachte die oben gegebene Aufzählung der Gefühlsantithesen insofern zu ergänzen, als die starken und dauernden Formen von Angst- und Haßaffekten nicht die unmittelbar aus der Seele fließenden unmittelbaren Gefühlszustände darstellen, sondern bereits eine egozentrische Formumwandlung der normalen Gefühlskräfte durch die willensmäßigen Machtbestrebungen und ihre ungemessenen Aggressionen erkennen lassen. Gäbe es keinen Egozentrismus, so wären Angst und Haß in der übersteigerten, fixierten, unmotiviert erscheinenden und doch in der Leitlinie einer selbstisch asozialen Persönlichkeit planvoll begründeten Zwangsläufigkeit nicht möglich. So aber sind sie zu verstehen als qualitative Affektverschiebungen: der Haß im Sinne einer „In-sich-selbst-Verkehrung des Liebesgefühles“ zu aggressiver Lebensfeindlichkeit gegen andere, die Angst im Sinne einer Rückwärtswendung aller irgendwie aggressiv tendierenden Gefühle und Willenskräfte. Die im Mechanismus der Angstentwicklung sich darstellende Affektverkehrung — für die sexuelle Liebe (eine andere kennt er nicht) hat sie bereits Freud erkannt — zielt ab auf Sicherung mittels Einwärtswendung aller aggressiven Lebenstendenzen zum Ichmittelpunkt hin. Durch den egozentrisch be-

dingten Formwandel derselben zur Angst werden sie sukzessive aufgesogen, ihrer individuellen Qualitäten beraubt und zu einem einzigen Affekt herabnivelliert. Das gleiche spielt sich bei der tendenziösen Erzeugung von Haßgefühlen ab, nur daß hier die entgegengesetzte Richtung einer sich nach außen wendenden Aggression erstrebt wird.

IV. Der vorausgehende Abschnitt enthält die Grundzüge einer Theorie des Individualismus. Es ist die niedere Erscheinungsform desselben, die in den verschiedenen Formen der Egoität zum Ausdruck gebracht wird. Was die egotistische Orientierung leistet, ist mehr eine mikrokosmische Ausbildung des individualen Wesens, eine Zentrierung und Selbstbewußtheit der menschlichen Persönlichkeit in sich selbst und durch sich selbst. Die Harmonie und Einheit derselben erstreckt sich deshalb auch nur auf den engen Komplex des in der Einzelpersönlichkeit begrenzten Lebenszustandes. Die individuelle Gestaltung geht dabei noch nicht in der Richtung, daß sie in den Rahmen des Ganzen der Welt, speziell der menschlichen Gemeinschaft, hineingestellt wird. Daß das geschehen kann, dazu sind andere Wertmaßstäbe erforderlich. Diese müssen so beschaffen sein, daß sie die individuelle Entwicklung davon abhängig machen, daß auch die sonstige Entwicklung mit ihr verbunden wird. Die individuale Entwicklung der menschlichen Individualität läßt Bedingungen erkennen, deren Eigenart darin besteht, daß das Individuum nur in dem Maße sich selbst dient, als es der allgemeinen Entwicklung, insbesondere der Entwicklung der Mitmenschheit, Rechnung trägt. Nur dadurch, daß fremdindividuelle Entwicklung gefördert wird, wird auch die eigene Entwicklung gefördert[14]. Das ist ein dem Egotismus in jedem Betrachte fremder Gesichtspunkt. Erst die höhere Form des Ichverhaltens setzt eine Wertorientierung voraus, deren Verwirklichung wesensgesetzlich auf das allgemeine Leben und seine Wohlfahrt gerichtet ist. Erst diese Wertorientierung ist gebunden an die in den allgemeinen Vernunftwerten sich darbietenden Gesetze einer geistigen Gestaltung des individuellen Daseins. Und wieder sind es nicht diese an sich, sondern es ist das menschliche Ich, welches durch sie und mit ihnen die Leistung vollbringt.

Für das Ich-begabte menschliche Individuum sind nicht nur Körper und Seele, sondern auch die idealen Geistwirklichkeiten

[14]) Vgl. Rudolf Holzapfel, „Panideal“ I und II, Jena 1923.

als eine Art Gebrauchsmittel zu betrachten, die im letzten Sinne nur der Entwicklung des im Ich sich darstellenden eigentümlichen menschheitlichen Wesens zu dienen haben. Dabei hängt die Art dieses Dienstes in entscheidendem Maße davon ab, wie dieses Ich sich zu den selbständig auftretenden Ansprüchen des körperlichen, seelischen und geistigen Lebens verhält. Es besteht eine Wahlfreiheit und insofern eine Selbstverantwortlichkeit des menschlichen Individuums, weil es mit einem Ich begabt ist, dem die Führung des persönlichen Lebens anvertraut ist. Es wohnt diesem Ich die Fähigkeit und die Verantwortung inne, sich der niederen und höheren Verhaltungsweisen: der Egoität oder der Idealität zu bedienen, wenn es sich mit den ihm im körperlichen, seelischen und geistigen Lebensgeschehen dauernd entgegentretenden Aufgaben auseinandersetzt. Dem Ich wohnt eine Initiative inne, die nicht wieder abgeleitet werden kann, und darin liegt das Problem des Menschen und aller menschlichen Lebensverhältnisse.

Letzten Endes ist dieses Lebensproblem zugespitzt in dem Kampfe der egotistischen Lebensorientierung mit der idealistischen. Und wenn Hegel den Sinn der Geschichte in dem Fortschritt des Bewußtseins der Freiheit erblickte, so findet sich darin der Gedanke, daß die Entwicklung auf einen Sieg der idealistischen Lebensorientierung zugeht. Denn die egotistische Orientierung ist mit Freiheit unerträglich. Darin liegt eine tiefe Logik der Tatsachen. Die Identifikation des Ich mit einem Wertsystem, das im Range der ichheitlichen Wertinstanz untergeordnet ist, muß das Ich in einen Zustand der Unfreiheit versetzen; die Identifikation des Ich mit einem Wertsystem, das bereits weiter entwickelt ist, als die immanenten Wertmöglichkeiten des Ichs, muß dem Ich eine Erweiterung seines Daseins und seiner Wirkungsmöglichkeiten verschaffen und insofern Freiheit.

Es konnte darauf hingewiesen werden, daß die niedere Ichorientierung nicht schlechthin wertlos ist. Vielmehr stellt sie eine Entwicklungsnotwendigkeit dar. Ohne eine solche Möglichkeit müßte das menschliche Leben überhaupt problemlos verlaufen. Sie bedeutet einen realen Entwicklungswiderstand, ohne dessen Überwindung niemals der Zugang zu den höheren Formen des Ichverhaltens gefunden wird. Und wir dürfen es als ein Zeichen der Bewußtwerdung der Menschheit hinnehmen, daß die moderne Philosophie immer umfassender das Wertproblem in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen gerückt hat. Auch die Wirtschafts-

wissenschaften werden ihre Wertprobleme aus den weitesten systematischen Zusammenhängen heraus denken müssen.

Wenn man die moderne idealistische Wertphilosophie betrachtet, so kann man in ihr zwei Richtungen unterscheiden. Nehmen wir die weiteste, sozusagen makrokosmische Einstellung auf die Dinge, — stellen wir uns vor die Seele ein Bild vom Weltganzen, in das der Mensch eingeordnet ist mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit Körper, Seele, Geist und Ich, so können wir analogisch das Bild des Makrokosmos aus dem Mikrokosmos konstruieren und im Sinne Sterns personifizierend von einer Hierarchie übergeordneter Ichwesenheiten sprechen[15]), oder aber wir fassen sogleich das kosmische Ganze als die dem Menschlichen gegenüberstehende Organisation auf und sehen die höchsten und absoluten Wertgründe in metaphysischen Regionen, in einer Weltvernunft, Weltsittlichkeit usw. verankert. Unter diesem Gesichtspunkt kann das menschliche Wesen dann wieder nur als eine spezielle Offenbarung solcher metaphysischer Wertrealitäten erscheinen. Die absolute Allgemeingültigkeit etwa der transzendentallogischen Vernunftgesetze wäre dann in dieser Einheit der Weltvernunft begründet, an der jede Persönlichkeit Anteil hat. Eine solche transsubjektive Lokalisation der letzten Wertgründe für das menschliche Verhalten hat ihre unbestreitbare Berechtigung. Sie kann aber nichts zu dem von uns gebrauchten Begriff des Wertungssubjektes beitragen. Ja, sie ignosiert dieses überhaupt in seiner selbständigen spontan-freiheitlichen Wertmaßstäblichkeit gegenüber jenen höheren Wirklichkeiten. Sie erklärt wohl das geistgemäße Gefüge eines reinen Denk-, Gefühls- und Willensverhaltens, sie sagt aber nichts aus über die höchste personale Wertinstanz der menschlichen Persönlichkeit.

Gewiß, die idealen absoluten Werte sind objektive Wertgründe an sich, aber sie treten erst gestaltend in die menschliche Persönlichkeit ein dadurch, daß sie durch das individuelle Ich anerkannt, zur Geltung, zur Entfaltung, zur subjektiven Seinsmöglichkeit, zur Vergeistigung der Seele gebracht werden. Wahrheit im Denken, Schönheit im Fühlen, sittliche Güte im Wollen, sowie ihr geistiger Gegenwert: das „Böse“ sind nicht Icherzeugnisse, sondern nur ichbejaht; für das Leben der menschlichen Persönlichkeit ermöglicht als richtunggebende persönliche Maß-

---

[15]) Stern, Person und Sache; Die menschliche Persönlichkeit, a. a. O.

stäbe, durch die Kraft des Ich persönlich geltend. Das Ich identifiziert sich mit ihnen[16]).

In diesem Sinne gelten absolute Werte auch persönlich, indem sie eine ichgewollte freiheitliche Hingabe an die höchsten geistigen Werte, als objektive Wertgründe darstellen. In dieser Form sind sie selber vom Geiste des Ich durchdrungen, das sich mit ihnen identifiziert hat. Das noch so wenig klare Bewußtsein von diesem ichheitlichen Zuge in ihnen, kann man verstehen, wenn man bedenkt, daß die Menschheit von heute nach dieser Richtung hin erst im Anfange ihrer Entwicklung steht. Sie hat es zur Zeit noch nötig, auf den meisten Lebensgebieten die egotistische Orientierung zu beherrschender Geltung zu bringen.

Die Verlegung des Geltens der idealen Werte in außersubjektive Sphären, wie sie an allen an Kant orientierten philosophischen Systemen der neueren Zeit in den verschiedenen Fassungen auftritt, stimmt mit der hier vertretenen Auffassung vom Ich und den objektiven Wertgründen durchaus überein. Es gilt uns nur hervorzuheben, daß die höchste subjektive Wertinstanz, das Ich, mit jenen Wertinstanzen, die als transzendentales Sollen (Rickert), als postuliertes Übersinnliches, dessen Gebiet der Religion zugewiesen wird (nach den letzten Auffassungen Windelbands), als metaphysische Wesengesetzlichkeit eines intelligiblen Ich (Volkelt im System der Ästhetik), als Über-Ich (Münsterberg), als immanente Weltvernunft (Lotze), als Problem des Ursprungs (Cohen) usw. auftreten, nichts gemein hat, sondern neben ihnen besteht und seine eigene freiheitliche Wertsphäre repräsentierend, sich in höherer oder niederer Form als personalistischer Geltungscharakter offenbart. Was in der niederen Form als Ego-

---

[16]) In der Philosophie der Werte von H. Münsterberg (a. a. O.) spielt der Begriff der Identität eine besondere Rolle. Aber er bedeutet daselbst etwas völlig anderes, als in der vom Verfasser entwickelten Werttheorie. Die Identität hat bei Münsterberg den Charakter eines obersten Wertes. Sie ist Wertobjekt, Wertinhalt, nicht ein Bestandteil der Wertungsfunktion. Es ist mit ihr ein großes sachliches Vereinheitlichungsziel gemeint, in dem sich alle Inhalte und Gestaltformen der Welt wie in ihrem letzten geistigen Bewußtseinsgrunde letztlich auflösen. Es ist das Ziel des Wertens, das Identische zu bilden und die Identität der Welt zu vollenden. So unterscheidet M. 4 Gebiete, auf denen sich der Wert der Identität im Sinne der mit sich selbst einheitlichen Welt verwirklicht: 1. die Einheit im Erleben; 2. die Einheit der Teile mit sich selbst; 3. die Einheit in der Veränderung; 4. die Einheit dieser drei Einheitsnotwendigkeiten miteinander, d. i. die Vollendung. So werden die Begriffe der Logik, der Ästhetik und Religion gebildet.

ismus, als Individualität im Sinne der isolierten Einzigkeit Max Stirners erscheint, nimmt in der höheren Form die individuelle geistige Freiheit an, die das in die Persönlichkeit hereinwirkende allgemeine Vernunftwesen bejaht und gestaltbildend mit seinem unvergleichlichen Wesen durchdringt[17]).

[17]) Man wird anläßlich der gegebenen Charakteristiken vom individualen Ich an sich, alias Wertungssubjekt, zu fragen haben, ob alle diese Charakteristiken Konstruktionen seien oder Erkenntnisse. Der gutwillig sich den Gedanken des Textes hingebende Leser wird das „Ich" in sich zu finden trachten und vielleicht wie so mancher Psychologe schließlich bei der Einheit des Bewußtseins anlangen. Hiervon war schon in der Anmerkung Nr. 8 die Rede; man wird die Einheit des Bewußtseins nicht für das Ichwesen in seiner Ganzheit, sondern gegebenenfalls nur für einen allerschwächsten Abglanz desselben halten dürfen. Aber daß es der letzte eben merkliche Bewußtseinsanklang an die individuelle Ichtatsache bedeutet, kann bestätigt werden. — Lipps (Leitfaden, a. a. O., S. 6) drückt das mit den Worten aus: „Indem das eine und selbige Ich in allen Bewußtseinserlebnissen unmittelbar miterlebt wird, ist es zugleich der einheitliche Mittelpunkt des individuellen Bewußtseinslebens." Dieses Ich bezeichnet er auch als „Primäres Ich" = Bewußtseinsich. (An anderer Stelle vertritt er auch ein überindividuelles Ich als Voraussetzung der Normen. Naturphilosophie, 1907, Festschrift für Kuno Fischer.) Vom primären Ich ist zu unterscheiden die von mir als zu diesem Ich „als Substrat" hinzugedachte Seele; und nicht minder mein Gehirn. „Meine Seele ist die an sich unbekannte reale Voraussetzung für das Dasein meiner Bewußtseinserlebnisse."

Wenn nun aber Schopenhauer — und die meisten transzendentalphilosophischen Erkenntnistheoretiker folgen ihm hierin — einmal bemerkt: Welt als Wille und Vorstellung, I, S. 230, daß bei ästhetischer Betrachtung das Selbstbewußtsein des Erkennenden nicht als Individuum, sondern als reinen willenlosen Subjekts der Erkenntnis spricht, so weist ein solches Selbstbewußtsein auf die überpersönliche Geistwirklichkeit hin, deren immanente Werte durch das Ich zur Geltung gebracht, sozusagen in die individuelle Existenz herabgezogen werden. Das tritt bei Schopenhauer nicht klar hervor. Die Ichleistung und die Ichbewußtheit übersieht er; der Begriff des „willenlosen Subjekts" meint ein empirisches Ich, zum mindesten ein der Spontaneität der selbständigen Entscheidung und Freiheit entbehrendes Ich.

Diese beiden Beispiele sollten dartun, wie schwierig es ist, in dem Bewußtsein als solchem, welches nur durch seine Einheit in der Zeit differenziert ist, das Ich zu erkennen und vom Nicht-Ichheitlichen zu unterscheiden; allgemein gesprochen: in der Seele das spezifisch seelische Bewußtsein von seelisch präsentierten geistigen Inhalten, als welcher das Ich in seelischer Gegebenheit erscheint, zu unterscheiden. Die Philosophen haben sich viel bemüht, das geistige Bewußtsein gegen das seelische abzugrenzen, was in dem Augenblicke schwierig wird, wo ein in seelischer Gegebenheit sich darstellendes Geistiges — wie die dem Denken immanierenden idealen Maßstäbe — zugrunde gelegt wird. Eine ähnliche Schwierigkeit entsteht, wenn man das Ichwesen gegen die in den objektiven Wertgründen sich darbietenden Geistwirklichkeiten abzugrenzen unternimmt. Descartes' Selbstgewißheit des denkenden Subjekts darf wohl ebenso wie die transzendentale Bedingung der Bewußtseinsmöglichkeit bei Kant mit dem individualen Ich identifiziert werden,

Der Idealismus des Wertungssubjektes ist also durchaus wesensverschieden von dem Idealismus, mit dem die kritische Philosophie ihre Methode der unpersönlichen Geistesforschung benennt. Den Gegensatz zum ersteren bildet der Egotismus, den Gegenstand zum letzteren der Positivismus, Materialismus, Prag-

---

wobei noch speziell Bedacht genommen ist auf die höhere Form desselben. Für Kant ist diese transzendentale Welt letztlich nur erschließbar, nicht Gegenstand der unmittelbaren Anschauung, wie bei Fichte, Schelling und Hegel.

Wir müssen bekennen, daß die Selbsterfassung und damit auch zusammenhängend die Selbstsetzung des Ichs und Nichtichs (zu dem das Ich in eine gewählte Beziehung wiederum tritt, welche durch das Gebiet der subjektiven und objektiven Wertgründe bezeichnet wird), wie sie Fichte auf seine Weise darzustellen versucht (Grundlagen der gesamten Wissenschaftslehre, Jena und Leipzig 1802), uns diejenige Tatsache ist, an der nicht gerüttelt werden kann — in demselben Sinne, in dem nicht gerüttelt werden kann an der Gewißheit der Existenz des Tisches, an dem ich sitze. Trägt man jedoch das Subjekt — Objekt-Verhältnis in die Erkenntniskritik des Ich, dann kommt man, wenn man das Subjekt des Erkennens mit dem Ich noch gleichsetzt, zu der Folgerung, daß wohl alle anderen Gegenstände dem Ich bewußt werden können, aber nie es selber, da es nicht Subjekt und Objekt in einem sein kann. Davon unberührt sagt Lipps (Leitfaden, S. 6): „Und das Ich kann geflissentlich auf sich seinen Blick richten. Es kann sich selbst „Gegenstand" sein. Es kann sich erfassen und erkennen." Auch Driesch rollt in seiner Ordnungslehre, 1912, wiederholt dieses Problem auf (S. 38): „Indem das Ich sich seine Erlebtheit überhaupt gegenübersetzt, setzt es das Sein; auch es selbst, indem es als setzendes gesetzt erfaßt wird, ist so für sich Sein, „ist" für sich. „Ich" setze auch „mich", kann auch mich setzen. Ich als Setzender bleibe dabei freilich immer Ich, und werde nie, um es seltsam aber zutreffend auszudrücken, „mich" als Gesetztes; nur „mich" ist, „ich" setze." S. 124: „Ich bin ich als immer derselbe, das weiß ich." S. 126: „. . . ich bin also in den verschiedenen Augenblicken meiner Dauer ein Verschiedenes Habender, und doch bin ich Ich als Einzigkeit, das heißt alles, was ich habe, hat das Ichzeichen, hat Ichbetonung." S. 319: „Das Ich als Ordner meiner Erlebtheit zeigt das Ich als Handhaber der Seele."

Man darf vom Standpunkte der die Selbsterfassung nicht kennenden Erkenntnistheorie mit Recht einwenden, daß das primäre Bewußtseinsich nicht sich selbst zu bewußter Gegebenheit bringen kann, sondern nur ein abgeleitetes, sekundäres Ich, welches nicht das ursprüngliche ist. In vollendeter Weise hat Paul Natorp das Ichproblem von dieser erkenntnistheoretischen Grundhaltung aus durchdacht. (Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode, Tübingen 1912, S. 22—39 insbesondere.) S. 31: „Bewußtsein heißt Gegenstand für ein Ich sein; dies Gegenstand-sein läßt sich nicht wiederum zum Gegenstand machen . . . ." Um so bedeutsamer wird dann die platonische Wendung, die Natorp zum Schlusse dem Problem der Icherkenntnis gibt, indem er sagt, S. 38 f.: „Wenn nun im Begriff des Erlebnisses unfraglich die wirkliche Identität des erlebenden Ich, und zwar nicht als bloße etwa willkürliche Annahme, sondern als absolutes Faktum, vielmehr als Fieri, ja als Facere, als absolute „Tat" (Akt) — se faire sagt Bergson — eingeschlossen liegt, d. h. gedacht sein will — eine Identität, die nicht in der jedesmaligen begrenzten Inhaltskomplexion sich erschöpfe, sondern über jede solche

matismus, Psychologismus, Sensualismus. Es ist natürlich kein Zufall, daß im Rahmen dieser letzgenannten Philosophien auch allein die Versuche zu finden sind, den Egoismus, die Utilitätsmoral, den Hedonismus und den Eudämonismus ethisch zu begründen. Sie stellen der idealistischen Philosophie gegenüber eben auch eine niedere Stufe dar, welche nicht ohne Beziehung zu der niederen Ichform stehen kann. Eine bestimmte Niveaustufe von Bewußtheit pflegt sich in allen Lebensgebieten der menschlichen Persönlichkeit zu entsprechen.

Wir äußerten bereits, daß das Ich als geistiges Wesen zu den Geistwirklichkeiten entweder in einem übergeordneten (besser nebengeordneten) oder untergeordneten Verhältnisse steht. Das will so verstanden werden: Wenn das Ich im Sinne seiner Entwicklung, d. i. in seiner höheren Funktion, das Fühlen, Wollen und Denken mit den Gesetzen der geistigen Welt durchdringt, so kann es das insoweit, als es selbst seiner Entwicklung entsprechend diese geistigen Tatsachen in sich entfaltet hat, sozusagen als eine

---

Begrenzung mindestens der Möglichkeit nach hinausreiche, also auch nicht durch diese erst gesetzt sei, sondern ihr voraus, eben darum auch unbeschränkt über sie hinaus bestehe —: so hat diese Supposition, wie wir jetzt erkennen, das tiefste innerliche Recht auf ihrer Seite. Denn genau in diesem Sinne ist das Bewußt-sein als Bezugseinheit gegründet in der Idee dieser Einheit, ...; zu supponieren nicht sowohl als Begriff (obwohl man nicht umhin kann, sich auch eine Art Begriff von ihr zu machen) sondern als Urerlebnis, als das Urerlebnis. Es gibt eben nicht bloß die Erscheinungen, es gibt auch das Erscheinen selbst, obgleich dies selbst — natürlich — nicht wiederum erscheint. Und es gibt — das besagt, nur in anderer Wendung, dasselbe — jenes ursprüngliche Ich, das nicht in den jeweils sich begrenzenden und in dieser Begrenzung beständig wechselnden Inhaltskomplexionen aufgeht, sondern, in sich grenzenlos und beharrend (in dem Sinne, wie die Idee beharrt), über diese alle hinausragt, also wiederum in diesen nicht erscheint, aber als Grund des Erscheinens (so wie die Idee Grund ist) sie alle „allein möglich macht". Und zwar als letzter Sachgrund, nicht bloß Begriffsgrund."

Solche Gedanken erinnern unmittelbar an Fichte, dessen auf die sittliche Tat der Freiheit sich aufbauende Bestimmung des Ichs als eines sich selbst setzenden und erfassenden, der unserigen besonders nahesteht. Ebenso wie diejenige Schellings: „System des transzendentalen Idealismus", Tübingen 1800, S. 63 ff. Für ihn ist der Begriff des Ichs „der des Subjekt-Objekts, zu dem wir uns durch absolute Freiheit erheben". Es würde uns zu weit führen, in den eigenartigen Ausdrücken der Fichte-Schellingschen Ichlehre die personale Ichauffassung darzustellen. Nur das mag erwähnt werden, daß der Begriff der Selbstsetzung des Ichs die sich vergegenständlichende Wertungsintention des Ichs ist, wenn man diesen Vorgang vom Ich aus sieht. Man könnte in diesem Betrachte den personalen Wert (im Sinne der Wertintention) als ein partielles Ichbewußtsein definieren, sozusagen als das im Ich aufleuchtende Bewußtsein eines Störungswertes, den das Ich in der Wertung dann setzt — als einen Soseinszug seiner selbst.

intensive Mannigfaltigkeit. Gemessen an dem Entwicklungsziel, auf das es zugeht, wird die Ichheit im gegenwärtigen Menschheitsstadium nirgends am Ziele selbst, sondern nur auf dem Wege zu ihm angetroffen. Was es an geistigen Wirklichkeiten noch nicht sich zu eigen gemacht hat, das wird als ein höheres Geistiges solange über ihm stehen. Wie dieses beschaffen ist, das offenbart sich natürlich nicht einem rationalen und deduktiven Nachdenken über diese Dinge. Das ist denn auch der Grund, weshalb Reflexionen über solche höchsten geistigen Entwicklungsformen von der sogen. exakten Philosophie auf das Gebiet des Agnostizismus verwiesen werden. Wir wollen darüber denn auch keine langen Betrachtungen anstellen, sondern nur so viel zu bedenken geben, als zur Vervollständigung des Bildes dienlich erscheint.

Als die letzten idealen Ichziele können wir uns nur vorstellen: die höchsten Manifestationen des Denkens, Fühlens und Wollens. Im Gebiete des Denkens sehen wir diese in einem Erkennen, welches das Gepräge des Weisheitsvollen trägt, jener Weisheit, der der menschliche Geist von heute noch vollständig ohnmächtig gegenübersteht, einer Weisheit, die sich z. B. bekundet in den Lebensformen der uns umgebenden Natur, für die wir bis jetzt wissenschaftlich kaum andere Worte finden konnten, als die der äußerlich beschreibenden Naturwissenschaft. Auf dem Gebiete des Fühlens werden wir an eine Entwicklung zu denken haben, die auf Formen der Liebe geht, wie sie etwa im Verhalten des Christus der Menschheit vorgelebt wurden, und in dem Ereignis auf Golgatha einen für das heutige Denken nicht mehr faßlichen Ausdruck annahmen, — wodurch dieses Denken als ein dem Rationalismus verfallenes sich enthüllt. Für das Gebiet des Wollens läßt sich der Zustand der Vollendung nur ausdenken, wenn man das, was heute im menschlichen Bewußtsein von Wollen lebt und experimentell psychologisch beschrieben wird, als ein ganz fragmentarisches Gebilde erkennt, dessen Wesen noch in seinen Grundlagen völlig in Unbewußtsein getaucht ist. Wie dieses Wollen im Falle des Egoismus auf die enge und unmittelbare Selbstentwicklung abzielt, diese aber nicht in den Rahmen der Gesamtentwicklung stellt, ohne welche erstere schließlich zum Scheitern kommt, so macht sich das ideale Wollen den Sinn der Weltentwicklung zu eigen. Die Angelegenheit und Aufgabe der Weltordnung wird vom Ich ergriffen. Das Wollen offenbart sich als ein Innewerden und eine Verwirklichung dessen, wofür uns nur der Name des Göttlichen zu Gebote steht. Das Gute in diesem

religiösen Sinne, in dessen Rahmen sich Weisheit und Liebe gleichermaßen verwirklichen, darf als das dritte der Ichentwicklung, in noch nicht greifbarer Gestalt vorgesetzte Ziel geahnt werden [18]).

In dieser Weise trägt das Ich in das Gebiet der Seele die Wirksamkeit der überpersönlichen Werte hinein, indem es sich mit diesen Werten als positiven objektiven Wertgründen identifiziert. Aber diese Identifikation hat nicht die Folge, daß sie das Ich unfrei macht, wie es bei der Identifikation mit den niederstufigen subjektiven Wertgründen und den negativen objektiven Wertgründen die unausbleibliche Folge ist. An der Beziehung des Ich zu den überpersönlichen Werten verwirklicht sich das Wort Goethes: „Das Gesetz nur kann uns Freiheit geben." Der hier geäußerte Gedanke der Identitätsbeziehung zwischen dem Ich und den überpersönlichen Werten, die nur so zur Verwirklichung im individuellen Dasein gebracht werden können, ist nicht zu verwechseln mit jener Identität, die in der Philosophie der Werte von Hugo Münsterberg die Grundlage für die Objektivität der Wertinhalte bildet [19]).

Münsterbergs Wertphilosophie gipfelt im Begriff des Über-Ich, der dem Begriff des wollenden Ich und zwar des rein, d. i. ohne Lust und Unlust wollenden Ich, das die Welt schafft, gegenübergestellt wird. Diese beiden Ichbegriffe Münsterbergs scheinen uns trotz starker Erlebnishintergründe, die sie tragen, doch in mancher Hinsicht Konstruktionen eines analogisierenden Denkens zu sein. In dem Über-Ich müssen wir eine Personifikation des Gebietes der objektiven Wertgründe sehen, im Sinne einer Zurückführung desselben auf eine letzte einheitliche, geistige Quelle. Diese Quelle ist ihm zugleich auch der Schoß, aus dem das menschlich-persönliche Ich geboren wird. „Sobald das Urstreben, das Über-Ich, in sich den begrenzten Ichstandpunkt erzeugt und so die Innenwelt, Mitwelt und Außenwelt sondert, muß, wie wir sahen, die ganze Fülle der Erfahrungswerte entstehen. Durch seine eigene Tat verwirklicht so das Urstreben sich stetig in den reinen Werten des logischen, ästhetischen, ethischen und religiösen Lebens [20])." „Die Erfahrung entnimmt ihre Ideale somit einem

---

[18]) Man denke etwa an Schopenhauers Willensmetaphysik oder an Wundts Willensindividualitäten und Idee eines absoluten Weltwillens, der jenseits menschlicher Erkenntnisfähigkeit liegt. (System der Philosophie.)

[19]) Siehe Anmerkung 16.

[20]) Philosophie der Werte, S. 450. Ähnliche Gedanken wie Münsterberg äußert auch Volkelt: System der Ästhetik, Band II, S. 503: „Das Sein ist die

Erfahrungsjenseits, das freilich nicht, wie ein Gott, jenseits der Dinge zu finden ist, sondern als Grundkraft unpersönlich in uns selber wirkt[21])." In dieser Weise wird das individuale Ich bei Münsterberg in hohem Maße seiner Personalität entkleidet und an Stelle dessen mit Zügen einer geradezu makrokosmischen, aber unpersönlichen Dignität ausgestattet, indem ihm die Voraussetzungen für die immanenten Gesetze der reinen Vernunft, des reinen Gefühls und der religiösen Vollendung beigelegt werden. Im Wertbereich der letzteren erweitert sich das Ich zum Über-Ich, zum All. „Das Ich muß sich selbst zum Über-Ich erweitern, damit es im Über-Ich Ruhe, Sicherheit und Zugehörigkeit zum letzten Ganzen findet[21])." So tief Richtiges uns dieser Gedanke zu enthalten scheint, so finden wir doch, daß das personale Ichwesen durch ihn in schiefer Weise charakterisiert wird. Münsterbergs individueller Ichbegriff ist ein Zwittergebilde. Einerseits ist er zu unpersönlich, ja überpersönlich, andererseits trägt er zu viele empirisch-psychologische Züge. Die diesem Ich zugeschriebene reine Freiheit des Wollens ist oft nichts anderes als eine psychologische Wahlfreiheit, indem zur Voraussetzung der Gültigkeit des Systems der Werte immer wieder die Alternative gestellt wird, ob das Individuum die Welt will oder nicht. Doch bieten Münsterbergs Betrachtungen vieles für die Vergegenwärtigung der tragenden Impulse des überpersönlichen Wertgebietes.

V. Kurz berührt sei noch das Gebiet der Wertrangordnung. Die Wertabstufungen im Bereiche der subjektiven Wertgründe wurden im vorigen Kapitel behandelt. Für den Bereich der objektiven Wertgründe gilt Analoges aber nicht. „In der reinen, d. h. außerzeitlichen Wertsphäre ist die Konkurrenz, ist alles Mehr oder Minder sinnlos! Reiner Wert kann so wenig mehr oder minder wertvoll sein, als Wahrheit mehr oder minder wahr sein kann[22])." So sagt Theodor Lessing in seinen eigenartigen Studien zur Wertmaxiomatik. Auch Franz Brentano wird in seinen Betrachtungen zur Evidenz der sittlichen Wertungen zu der Frage

---

Selbstverwirklichung des absoluten Wertes." Der absolute Wert offenbart sich in den vier gleichgeordneten Selbstwerten des Moralischen, Ästhetischen, Noologischen und Religiösen.

[21]) Philosophie der Werte, S. 452. Vgl. auch Anmerkung 2.

[22]) Theodor Lessing, Studien zur Wertaxiomatik, Leipzig 1914, S. 42.

des richtigen Vorziehens geführt[23]). Bei Brentano aber tritt es klar hervor, wie letztlich der Konflikt der Werte dadurch aktuell wird, daß die beiden Wertsphären, die in den subjektiven und objektiven Wertgründen einander gegenüberstehen, jede von sich aus das Ich zu Entscheidungen drängen. Und der Konflikt entsteht gerade dadurch, daß die objektiven Wertgründe in der menschlichen Seele zur Geltung gebracht werden, in der die subjektiven entspringen. Es entsteht der Kampf zwischen der höheren und niederen Ichform, zwischen Idealität und Egoität.

Wie ist dieser Kampf zwischen Egoität und Idealität überhaupt möglich, da doch über allem Zweifel die Geltung der idealen Orientierung eine der egoistischen übergeordnete ist? Wir stoßen hier auf ein eigenartiges Problem der Werte. Es war bekanntlich Lotze, der den Begriff der Wertgeltung in die Philosophie einführte. Aber dieser Begriff genügt nicht, um den Antagonismus zwischen Egoität und Idealität in der personalen Wertorientierung zu begreifen. Jede dieser beiden Orientierungsformen ist von einer ausgesprochenen inneren Evidenz getragen. Und diese Wertevidenz ist es, die wir als einen Oberbegriff hinstellen müssen, im Vergleich mit welchem das Spezifische der Wertgeltung nur als eine untergeordnete Form derselben verstanden werden kann. Die Wertgeltung bildet den Orientierungsmaßstab für die Verwirklichung der höheren Ichform. Der Orientierungsmaßstab der niederen Ichform aber wird durch eine ganz andere Art von Evidenz gewonnen. Neben der Wertrangordnung nach den Unterschieden der Geltungsevidenz läuft eine andere, die ganz ausgesprochen eine entgegengesetzt gerichtete Rangordnung schafft, in vollständig selbständiger Weise, ohne diejenige der Geltungsevidenz zu zerstören. Und zwar handelt es sich um die zeitgebundene Dringlichkeit der Wertverwirklichung, die wir kurz als Aktualitätsevidenz der Werte der Geltungsevidenz zur Seite stellen können. Die Geltungsevidenz ist überzeitlichen, unsinnlichen Wesens und entfaltet sich von der Seite der subjektiven Wertgründe her; die Aktualitätsevidenz ist ein Ergebnis der zeitbedingten Gesetzmäßigkeit des Daseins und enfaltet sich von der Seite der subjektiven Wertgründe aus. Das Ich steht zwischen diesen beiden unpersönlichen Wertevidenzen mit seiner eigenen Evidenz, die eine reine Geltungsevidenz darstellt, wie es nach dem zeitlos geistigen Charakter des Ich nicht anders sein kann. Diese spezifisch personale Geltungsevidenz des Ich verwirklicht sich an den beiden

[23]) Franz Brentano, Vom Ursprung sittlicher Erkenntnis, Leipzig 1889.

ihm stets gegenüberstehenden Möglichkeiten der Geltungs- bzw. Aktualitätsevidenz der über- bzw. unterpersönlichen Wertsphären. Es ist seine Entwicklungsaufgabe, sich mit diesen auseinanderzusetzen; und das offenbare Ziel derselben, die Maßstäbe der Aktualitätsevidenz zugunsten der Geltungsevidenz allmählich zu überwinden.

Vom Standpunkte der personalen Wertorientierung des Ichs gesehen, stellt sich die immanente Geltungsevidenz der überpersönlichen Wertsphäre und die immanente Aktualitälsevidenz der unterpersönlichen Wertsphäre als der Gegensatz von Geltungsevidenz und Geltungsaktualität dar. Das Wertungssubjekt orientiert sich im niederen Ichverhalten nach der Geltungsaktualität, im höheren Ichverhalten nach der Geltungsevidenz. Vom Standpunkte der personalen Werttheorie sind die Ausdrücke Geltungsevidenz und Aktualitätsevidenz als Sinndeutungen aufzufassen, indem den Gebieten der subjektiven und objektiven Wertgründe eine selbständige immanente Wertdignität eingelegt wird, was nach den Ausführungen des zweiten Kapitels statthaft ist. Dagegegen nimmt sich in der Realität der Ichorientierung jener Gegensatz als eine Artverschiedenheit der Geltung aus. Der Begriff der Geltungsevidenz wird dadurch doppelsinnig: einmal meint er sinndeutend das in den Geistwirklichkeiten liegende innere Wertvorbild, andererseits die in der Geistwirklichkeit des Ich sich individuell bekundende Identifikation desselben mit jenen objektiven Geistwirklichkeiten.

Die Geltungsevidenz der objektiven Wertgründe stellt einen inneren Wertmaßstab in der Weise dar, daß in der Art einer letzten unbeweisbaren Gewißheit ihr Gebiet als eine höhere Rangklasse über das Gebiet der subjektiven Wertgründe und ihrer Aktualitätsevidenz (bzw. Geltungsaktualität) erhoben wird. Dieses Verhältnis der Überordnung hat seinen tieferen Sinn darin, daß die geistigen Wirklichkeiten letzthin die unsinnlich apriorische Voraussetzung der sinnlichen und seelischen Wirklichkeiten bilden. Wie das gemeint ist, kann man an der Lehre von der „Übergegensätzlichkeit“, wie sie z. B. Emil Lask („Die Lehre vom Urteil,“ vgl. Anm. 4) vertritt, verdeutlichen. Er sagt (l. c. S. 134): „daß die positive Wahrheit an einer gegensatzlosen ihr Urbild hat, daß nicht die positive, sondern die gegensatzlose Wahrheit den höchsten Punkt im theoretischen Gesamtgebiet einnimmt.“ Demgemäß unterscheidet er die urbildliche Wahrheit (welche dem überpersönlichen Geistgebiet der objektiven Wertgründe „gegen-

ständlich“ angehört) als Wahrheit ohne Beinamen von der positiven Wahrheit (welche dem unterpersönlichen seelischen Gebiet der subjektiven Wertgründe „gegenständlich“ angehört), die zum Zeichen ihrer nachbildlichen Stellung im Verhältnis des Gegensatzes von „Wahrheitsgemäßheit“ und „Wahrheitswidrigkeit“ erscheint. „Es stehen darum Wahrheitsgemäßheit und Wahrheitswidrigkeit zueinander im Verhältnis des Gegensatzes, dagegen Wahrheit und Wahrheitsgemäßheit ebenso wie Wahrheit und Wahrheitswidrigkeit im Verhältnis des Abstandes zwischen Urbild und Nachbild oder zwischen Maß und Gemessenem.“ Hier ist klar ausgesprochen, in welcher Weise das Ich die überpersönlichen Maßstäbe in der Seele verwirklicht und die empirischen Wahrheitserkenntnisse verwirklicht, welche dem Gegensatz von positiv und negativ ausgesetzt sind. Was Husserl in seinen öfters genannten „Logischen Untersuchungen“ als die Bedeutungsintention in den Erkenntnisakten herausgearbeitet hat, erhält hier seine Erklärung durch die ichheitlich vermittelte Verwirklichung geistiger Idealmaßstäbe im empirischen Material. S. 137: „Das Unsinnliche und damit das wertartige Gelten zerlegt sich in eine Vielheit geltungs- und wertartiger Formen. In ihnen allen steckt das schlechthin mannigfaltigkeitslose wertartige Gelten überhaupt, dem sich in jeder Einzelform als Sympton des Hinweisens auf bestimmtes Material der trübere Bedeutungsgehalt aussetzt. Das Bedeutungsmoment erweist sich als das prinzipium individuationis des Geltungsartigen. Das Unsinnliche und entsprechend jede Einzelform darf nun nicht mehr als ein untergegensätzlich und unterwertartig Neutrales angesehen, sondern muß als übergegensätzlich Geltungs- und Wertartiges begriffen werden. Was vorher von der Übergegensätzlichkeit der urbildlichen Region ausgemacht wurde, überträgt sich ja jetzt gerade und ausschließlich auf die kategoriale Formenwelt.“ Auch Drieschs Lehre von den Ursetzungen, die noch vor und über den Gegensätzen von Besonderheit und Allgemeinheit, von Falsch und Richtig, von Bejahen und Verneinen stehen, wäre hier zu erwähnen[24]). Aber so wertvoll für uns solche Bestätigungen anderer Denker sein müssen, so mangelt ihnen doch die Einsicht in die Rolle der personalen Wertinstanz, welche als der persönlich verantwortliche Träger aller dieser Geistverwirklichungen

[24]) Driesch, Ordnungslehre, Jena 1912, S. 39: ,,In der Setzung fallen Begriff und Urteil in ihren einfachsten Formen zusammen.“ Wir können für urteilen auch ‚bejahen‘ sagen oder auch ‚anerkennen‘, nämlich daß ‚A‘ da ist.“ ,,Es hat auf dieser Stufe nicht Verneinen und Ablehnen als Gegensatz.“

im Rahmen der Betätigung der menschlichen Persönlichkeit erscheint.

Wenn im Gebiete der objektiven Wertgründe die Wertmodalitäten den Charakter der Übergegensätzlichkeit zeigen, so schließt diese Wesensbestimmung nicht eine Mehrheit von Wertarten in dieser Sphäre aus. Die Zitate aus dem Werke von Lask bezogen sich nur auf die ideale Sphäre des Wahrheitswertes; von den sittlichen und ästhetischen Werten war nicht die Rede. Von diesen beiden ist es der sittliche Wert, der dem Prinzip der Übergegensätzlichkeit in der idealen Sphäre zu widerstreiten scheint. Die Gegenüberstellung von „gut“ und „böse“ kann zu der Meinung verleiten, daß selbst in dem unsinnlichen Gebiete der Urbilder eine Wertgegensätzlichkeit sich auspräge. Das ist jedoch ein Irrtum. Gut und Böse liegen in der Geistwirklichkeit nicht auf derselben Ebene. Es handelt sich hier um einen Gegensatz verschiedener geistiger Sphären. Wer auf das Gebiet des sittlich Guten eingestellt ist, ist dem Gebiet des sittlich Bösen toto genere entrückt, ja es ist unmöglich, daß er es in diesem Zusammenhange auch nur bewußtheitlich erfassen könnte. Nur die nivellierende Schwäche des rationalen Denkens ermöglicht es, gut und böse in einem Gedankenzuge zu verbinden. Doch es ist nicht möglich, diese Fragen, die schon bei Erörterung des Egozentrismus-Problemes gestreift werden mußten, hier weiter zu verfolgen. Im Mittelpunkt dieser Betrachtungen steht das Ich, als Wertungssubjekt und personale Wertinstanz. Gilt auch für die von dieser Wertinstanz ausgehende Geltungsevidenz das Gesetz der Übergegensätzlichkeit?, so haben wir nunmehr zu fragen.

Die im Wertungssubjekt vergegenständlichte Geistwirklichkeit des menschlichen Ich zeigt in den Formen ihrer Betätigung eine eigenartige nach Egoität und Idealität unterschiedene Gegensätzlichkeit. Das ist unbestreitbar. Aber das, was vor derselben liegt, das Ichwesen an sich, hat an dieser Gegensätzlichkeit nicht teil, denn diese Gegensätzlichkeit ist vom Standpunkte des Ich aus nur etwas Formales. In ihr kommt zum Ausdruck ein gewisses Maß von Unvollendung, das mit der vollen Ichentwicklung hinwegfallen würde zugunsten der eindeutig idealen Wertorientierung. Die Eigenart des menschlichen Ichwesens liegt in der inneren Selbständigkeit und unvergleichlichen Individualität desselben. Weiterhin ist unmittelbar an ihm ein eminent teleologischer Charakter zu erkennen, der im Zusammenhange mit den Eigenschaften der Selbständigkeit und Individualität ein Urgebilde er-

stehen läßt, das als ein von Person zu Person individualisierter Entwicklungsselbstwert von in sich geschlossener Einheit erscheint. Das Moment der Individualität aber besagt, daß es sich bei jedem Ich um eine qualitativ und quantitativ besonders geartete Entwicklungs**stufe** spezifisch menschlicher Art handelt. Diese Entwicklungsstufe trägt eine Art dynamischen Charakters im geistigen Sinn des Wortes. Das ist so gemeint, daß die voll entwickelte Ichstärke die Kraft besitzt, alle Lebensverhältnisse in der idealen Orientierung zu gestalten. Wo immer die Formen des egoistischen Ichverhaltens wahrgenommen werden, da ist der Rückschluß auf eine mangelnde Ichstärke, auf eine Ichunvollkommenheit im Sinne des letzten Entwicklungszieles nötig. Jedes Ich selber aber ist in seiner jeweiligen Struktur in seiner momentan individuellen Entwicklungsstufe eine geistige Einheit, deren dynamisches Vermögen qualitativen Charakter besitzt. In dem Begriffe der Selbständigkeit des Ich wird aber hingedeutet auf eine initiativ im Ich selber entspringende Kraft, auf eine Freiheit des Ich in der Verwendung seiner Initiative, und damit ist auch die innere Bewußtheit seines idealen Bestimmungszieles als wesentliches Stück der Ichbewußtheit dem Ich zuzusprechen, obschon dieses Bewußtsein nicht in gedanklicher Realisierung aufzutreten braucht. Dieses selbst-teleologische Ichbewußtsein ist aber der leitende Wertmaßstab aller personalen Wertung. Die Fähigkeit des Ich, ihm zu entsprechen, führt bereits in die Quellen des Gegensatzes der höheren und niederen Ichform. Während hier das Ich in gewisser Weise gebunden erscheint, indem es über seine individualen Möglichkeiten nicht hinaus kann, so liegt in seinem teleologischen Selbstbewußtsein aber die Freiheit in der Verwendung der ihm innewohnenden Kraft.

Die Möglichkeit der Ichentwicklung im Sinne der idealgerichteten Teleologie ist dadurch gegeben, daß nur die ideale Ichorientierung dem ichheitlichen Entwicklungsziele und der Mehrung der Ichstärke dient. Dabei liegen die Dinge so, daß nicht etwa eine vorläufige Unfähigkeit zu idealgesinntem Verhalten zur egoistischen Einstellung notgedrungen verpflichtete. Im Gegenteil, das Ich hat die Freiheit, jedem von Seiten der subjektiven Wertgründe entstehenden Antrieb **nicht** nachzugeben, sich einer Identifikation mit demselben zu versagen. Es wird in diesem Falle die gefühlten Bedürfnisse sich selbst überlassen und nur nach dem Urteil (Bedürfnisurteil) sich entscheiden. In diesem Falle liegt die Bedeutung des Ichverhaltens in der geübten Ent-

sagung, nicht in der rationalen Orientierung, die nur einen Notbehelf darstellt, insofern eben die Rationalität, wie gesagt, die niederste Stufe der geistigen Orientierung (im egozentrischen Sinne) darstellt. Aber soweit diese geistige Orientierung jene apriorische Vernunftevidenz trägt, die mit dem Begriffe des kategorischen Imperativs der Pflicht gemeint ist, weist sie auf die idealen Maßstäbe der objektiven Wertgründe hin, die aber in dem rationalen Urteil nicht unmittelbar urbildlich, sondern als in der nachbildlichen Sphäre erscheinend bewußt werden. Man erinnere sich der obigen Ausführungen über die Übergegensätzlichkeit der „Wahrheit“. Pflichthandeln ist also noch kein unmittelbares Handeln aus den objektiven Wertgründen heraus, sondern die sittliche Leistung besteht hier in der Entsagung von den Bedürfnisneigungen der subjektiven Wertgründe. Daß aber durch ein solches Pflichthandeln das Ich sich zu einer immer unmittelbareren Nähe mit den idealen Wertmaßstäben hinentwickelt, braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Bei der Pflichtorientierung handelt es sich um einen Tatbestand entwicklungsgemäßen Ichverhaltens, zu dem das Ich auf jeder Entwicklungsstufe fähig ist, während es sich zu einer unmittelbar idealen Orientierung erst reif machen muß, was allein auf jenem Wege über das Pflichthandeln möglich ist. — Über diese Stufen der inneren Entwicklungsreife bis zum Heiligen hinauf ist auch die im Anhang besprochene Abhandlung von D. von Hildebrand heranziehen. Sehr anregend ist die Phänomenologie von sieben Typen der Tiefe, die er im Wertbewußtsein unterscheidet. Es würde uns zu weit führen, darauf einzugehen.

Die Wertevidenz des personalen Wertungssubjektes trägt also den Charakter der Übergegensätzlichkeit. In der personalen Wertungswirklichkeit aber löst sich diese Übergegensätzlichkeit in die beiden gegensätzlichen Wertverhaltungsweisen der Egoität und der Idealität auf. Die Geltungsevidenz des übergegensätzlichen Wesens ist weder absolut, wie die der objektiven Wertgründe des Guten, Wahren und Schönen, noch relativ wie die der subjektiven Wertgründe des körperlichen und seelischen Lebens, sondern unvergleichlich individual. Es ist nicht weiter zu definieren, was individual in diesem Sinne bedeutet, der mit dem Selbstentwicklungswert des einzelmenschlichen Ichs zusammenfällt. Insofern das Ich zu der idealen Identifikation mit den objektiven Wertgründen gelangt, eignet seinem Verhalten die absolute Geltungsevidenz derselben; soweit es sich mit den subjektiven Wertgründen intentifiziert, eignet ihm nur die relative Geltungsevidenz, für die wir den Ausdruck der Geltungs-

aktualität oben eingeführt haben. Von dieser ist nun noch einiges zu sagen, da sie in der wirtschaftlichen Orientierung der Menschen von heute die führende Rolle spielt.

Die Geltungsaktualität deckt sich mit dem, was in der Wirtschaftswissenschaft mit der Dringlichkeit der Bedürfnisse bezeichnet wird. Dringlichkeit ist ein dynamischer Charakter, der nichts über die innere Geltung aussagt, sondern lediglich einen Erfüllungszwang darstellt, einen Zwang zur Befriedigung des Bedürfnisses, der dem Bewußtsein des Bedürfnisses immanent ist. In dem Maße, wie die Befriedigung fortschreitet, läßt dieser Erfüllungszwang nach. Das psycho-physiologische Gesetz der abnehmenden Reizempfindung offenbart sich auch an dieser Stelle und hat in dem sogen. Gossenschen Gesetz der Sättigung seine spezifische Formulierung für die Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse gefunden. Dieses Gesetz läßt eine doppelte Formulierung zu, da dem Unlustgefühl der Dringlichkeit des Befürfens ein äquivalentes Lustgefühl seiner Befriedigung entspricht. Vom Standpunkte der Befriedigungslust sagt Gossen („Die Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs“ 1854): „Die Größe ein- und desselben Genusses nimmt, wenn wir mit der Bereitung des Genusses ununterbrochen fortfahren, fortwährend ab, bis zuletzt Sättigung eintritt.“ Vom Standpunkte der Unluststärke der Befriedigungsdringlichkeit gewinnt v. Wieser folgende Formulierung: „Bei jedem teilbaren Bedürfnis wird innerhalb jedes Bedürfnisabschnittes der mit der ersten Verwendungseinheit vorzunehmende Befriedigungsakt mit der höchsten Intensität begehrt, jede Verwendung weiterer Einheiten derselben Art wird mit abnehmender Intensität begehrt, bis der Sättigungspunkt erreicht ist; darüber hinaus schlägt das Begehren in Widerwillen um.“ Dieses Gesetz der Dringlichkeitsorientierung im Sinne der Geltungsaktualität gilt nicht nur für ein einzelnes Bedürfnis, sondern auch für Bedürfnisgesamtheiten, die in bezug auf ihre Geltungsaktualität, ihre Dringlichkeit mit einander in Beziehung gesetzt und verglichen werden können. Unter dem Gesichtspunkt der Geltungsaktualität mehrerer Bedürfnisse wird man den Vorgang der Sättigung nach einer Rangordnung der Bedürfnisse in Ansehung ihrer Dringlichkeit vollziehen. Das sind Selbstverständlichkeiten. Das Problem entsteht erst, wenn man erkannt hat, daß eine Orientierung der wirtschaftlichen Bedürfnissättigung nicht notwendig nach diesen unterpersönlichen primitiven egotistischen Maßstäben zu erfolgen braucht, sondern daß an ihre Stelle das Bedürfnisurteil treten kann. Nach diesem stellt sich das Kriterium der Rangordnung der Bedürfnisse

oft erheblich anders dar, als es die Lust-Unlustreize angezeigt erscheinen lassen. In objektiv urteilender Betrachtung werden z. B. die starken Lustreize des Alkoholgenusses gegenüber den schlichten Genußnotwendigkeiten des Existenzbedarfs im Range weichen müssen.

Und so ergibt sich das merkwürdige Bild, daß unter dem Gesichtspunkt der Geltungsaktualität gerade diejenigen Bedürfnisse an der Spitze stehen, die unter dem Gesichtspunkte der Geltungsevidenz an die letzte Stelle rücken würden. Die auf der untersten Stufe stehenden körperlichen Bedürfnisse sind diejenigen, welche objektiv am wenigsten aufschiebbar sind. Verhungern und Erfrieren sind immer Angelegenheiten von Tagen, während die rein seelischen Bedürfnisse, insbesondere die niederen, wie der Geschlechtstrieb, wohl sehr quälend werden können, aber weiter keine Folgen zeitigen, wenn die Befriedigung nicht sogleich einsetzt. Das Gebiet der körperlichen Bedürfnisse, welche im Mittelpunkte der wirtschaftlich erheblichen Bedürfnisse stehen, ist also durch den Charakter der höchsten Aktualität vor allen übrigen Bedürfnissen ausgezeichnet. Es ist bemerkenswert, daß die idealen Werte, die als objektive Wertgründe auftreten, eine Aktualität im Sinne der Befriedigungsdringlichkeit nicht mit sich führen. Vielmehr geht der Antrieb, sie zu verwirklichen, allein vom Ich aus. Die als subjektive Wertgründe auftretenden Bedürfnisse, insbesondere die rein körperlichen, werden von einer Aktualitätsevidenz getragen, welche für das Wertungsubjekt wie eine verführerische Macht wirkt, sich in den Dienst der Aktualisierung solcher Bedürfnisse zu stellen. Von dieser Seite fällt auch ein Licht auf den Antagonismus der ichheitlich-personalen Wertorientierung, die zu der höheren Form nur aus innerem Antrieb ohne Verlockung durch die objektiven Wertgründe gelangen kann, während sie zu der niederen Form dauernd durch die verführerische Kraft der Aktualität der subjektiven Wertgründe herabgezogen wird, wobei die körperlichen Bedürfnisse und die niederen seelischen Bedürfnisse den stärksten Zwang ausüben. Bei den höheren seelischen Bedürfnissen verliert sich dieser Aktualitätszwang immer mehr und mehr[25]).

[25]) J. Cohn, Voraussetzungen und Ziele des Erkennens, Leipzig 1908, äußert hierher passende Gedanken S. 35 ff.: „Das Wesen des erkennenden Ich enthüllt sich uns vielleicht nirgends so augenscheinlich, wie im Falle der Selbsterkenntnis.“ „Wo sich die herrschenden Interessen, wo sich Selbstliebe oder Selbstquälerei der eigenen Vergangenheit bemächtigen, da entsteht keine Selbsterkenntnis. Das Bild, das wir von uns selbst in uns tragen, ist entstellt durch Veränderungen, die aus der Natur unserer Person hervorgehen.“ (Hier liegt vor die egoistische Identifikation des Ich mit den Ansprüchen der sinnlichen und seelischen Bedürfnisse.) „Nur wenn

Es zeigt sich also, daß die Sphäre der unterpersönlichen Bedürfnisse nach dem Prinzip der Geltungsaktualität innerlich abgestuft ist. Eine solche innere Abstufung ist für das Gebiet der objektiven Wertgründe nicht zu erweisen. Die Geltungsevidenz trägt einen absoluten Charakter. Die Aktualitätsevidenz ist dagegen in einem doppelten Sinne relativ geartet. Einmal tritt sie in allen Gradunterschieden auf, angefangen von den geringsten

---

diese als das erkannt werden, was sie sind, treten sie selbst als charakterisierende Züge in das berichtigte Bild unseres erkannten Ich hinein, während das erkennende Ich sich von ihnen reinigt. Man darf also zusammenfassend sagen: im Erkennen strebt das individuelle Ich darnach, sich von seiner Individualität zu befreien."

Cohn faßt also Individualität im Sinne des niederen Ichverhaltens und stellt dem individuellen erkennenden Ich die Erreichung des „überindividuellen Ichs" als Ziel. So sehr man diese Worte in ein verträgliches Verhältnis zu den Ausführungen im Text bringen könnte, so will das doch nur in dem formal Äußerlichen der Unterscheidungen gelingen, wenn man außerdem noch die einzelnen Bestimmungen beachtet, die Cohn zur weiteren Erläuterung des Ichbegriffs im Verlaufe seiner Untersuchungen heranzieht. Das überindividuelle Ich wird von ihm außerindividuell als Postulat gefaßt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn das individuell höhere Ich damit nicht zugleich entindividualisiert worden wäre. Das höhere Ich aber ist in intentionaler Entwicklungsangleichung an überindividuell geistige Ichwesenheiten zu denken, aus deren Bereich die höchsten geistigen Werte als dauernde Ansprüche im Sinne der Geltungsevidenz an die personale Ichheit herantreten.

Diesen Gedanken des Anspruchs hat Cohn wieder scharf herausgearbeitet, wie es überhaupt das philosophische Verdienst der neukantischen Schulen seit Lotze ist, die überpersönlichen transzendentalen Ansprüche des Geltens und Sollens geistiger Wertverwirklichungen in den Mittelpunkt gestellt zu haben. Cohn, a. a. O., S. 429 ff. unterscheidet geforderte leitende Werte, d. h. solche, die den Anspruch auf Geltung für das wertende Ich erheben, von nicht geforderten, psychologischen Werten wie Annehmlichkeit und Neigung, die solche Ansprüche nicht erheben. Sie sind nur mit dem behaftet, was wir als Aktualitätsevidenz, bzw. als Geltungsaktualität definierten. Es ist jedoch ein großer Fehler, wenn die genannte philosophische Richtung diese Werte aus der philosophischen Wertwissenschaft ausschließt. Wir können in dieser Auffassung nur eine Verfehlung des umfassenden Standpunktes erblicken, der im Grunde aus einem Denken fließt, das bereits in den höheren Werten befangen ist und die niederen nicht mehr vorurteilslos würdigen kann.

Wenn man der niederen Wertregion den Forderungscharakter abspricht, wie auch Cohn es tut, so referiert man nicht die Tatsachen, sondern bewertet sie nach dem Ideal der höheren Werte. Es ist demgegenüber zu betonen, daß die niederen Werte genau so fordernd dem Ich entgegentreten, wie die höheren, nur tun sie es auf einer anderen Evidenzgrundlage. Wenn Cohn den Anspruchscharakter der Wertregion der subjektiven Wertgründe dadurch aufgehoben sieht, daß ein Genußmittel bald angenehm, bald unangenehm empfunden wird, so verwechselt er hier die subjektiven Wertgründe mit dem Wertobjekt, eine Unterscheidung, die ihm fehlt. Auch die in der gegensätzlichen nachbildlichen Sphäre auftretenden verschiedenen Manifestationen der „Wahrheit" stufen sich in immer neuen geistigen Objektivierungen ab, von denen die tieferen zugunsten der höheren unter dem

unverbindlichen Regungen bis zu dem ungeheuren Zwange der Gesamtlebensreaktion, von der oben die Rede war. Ein Aktualitätserlebnis im Sinne der Gesamtlebensreaktion ist im Gebiete der objektiven Wertgründe unvorstellbar. In einer zweiten Hinsicht erscheint die Aktualitätsevidenz dadurch relativiert, daß bestimmte Grade nicht bestimmten Bedürfnissen zugeordnet sind, sondern daß die Größe der Aktualität außer von der objektiven Größe des Bedürfnisses (objektive Größe der Störungs- und Mangelverhältnisse) auch abhängt von den objektiven Aktualitätsfaktoren, d. h. von dem Grade der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Bedürfnisbefriedigung. Es liegt im Begriffe der Aktualität, daß ihre Gradhöhe wesentlich von der Seite der Verwirklichungsmöglichkeiten bestimmt wird. Und gerade von dieser Seite aus erlangt die Aktualitätsevidenz der Bedürfnisse einen unberechenbaren Faktor, einen inneren Schwankungsspielraum, der bei lebensnotwendigen Bedürfnissen zwischen Null und Unendlich liegt. Das Bedürfnis nach dem täglichen Brot kann sich leidenschaftslos abspielen, wenn seine Erfüllung gesichert erscheint, es kann aber auch der Anlaß zu Panik und Lebensangst werden. Im ersten Falle ist an die Stelle des Bedürfniserlebnisses das Bedürfnisurteil getreten, mit dem auch das Aktualitätsurteil unlöslich verschmolzen ist. — Je stabiler die Formen der Bedürfnisbefriedigung werden, um so mehr zeigt es sich, daß die Geltungsaktualität des Bedürfnislebens nicht notwendig an die subjektive Form des Dringlichkeitserlebnisses und seines Äquivalentes, der Befriedigungslust, gebunden ist, sondern auch in die objektive Region objektiv geltender Aktualitätsurteile gehoben werden kann. Da der Begriffsgegensatz von subjektiv und objektiv in den wirtschaftlichen Wertverhältnissen eine so große Bedeutung erlangt hat, versuchen wir im folgenden Kapitel die Äquivokationen dieses Begriffsgegensatzes einmal ausführlich darzustellen, soweit die Wertverhältnisse in Betracht kommen.

Zwange der Geltungsevidenz ichheitlich abgelehnt werden. In Erkenntnissen dieser Art wurzelt der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus und seine teleologisch-utilitarische Färbung. Im Gebiete der Denkbedürfnisse hat die Wahrheitstheorie von James schon ihre Berechtigung.

Die großen Gegensätze in den philosophischen Systemen und ihren Grundauffassungen sind zu einem nicht geringen Teil auf die Zweidimensionalität der Ichorientierung und die Vollendungsintentionalität des Ichwesens zurückzuführen, deren einheitliche Kraft dem alternativen Formenwandel ausgesetzt ist, je nachdem es sich in höherer oder niederer Weise in der Identifikation mit den unter- oder überpersönlichen Wertsphären zu aktuellem Dasein verwirklicht.

Viertes Kapitel.

Objektivität und Subjektivität in den Wertverhältnissen.

Die Fragen des subjektiven und objektiven Wertes sind im Keime schon im wissenschaftlichen Denken des Aristoteles veranlagt. Wesentlich ist es der Tatbestand des Tauschwertes und die Bestimmung seiner Größe gewesen, die Veranlassung wurden, die Ursachen derselben bald durch das zu bestimmen, was in den Wertungsvorgängen, wie sie im Subjekt sich unterschiedlich gestalten, erkennbar ist, bald durch außerhalb des Subjekts gelegene Verhältnisse zu bestimmen, die in Beziehung zu den Wertgrößen gebracht werden. Bei der prinzipiell subjektiven Genese der Wertungsvorgänge kann es sich bei allen sogen. objektiven Bestimmungsgründen derselben immer nur um einen modus dicendi für ein letztlich subjektiv geartetes Wertverhalten handeln. In viel allgemeinerer Weise, als es durch den Gesichtspunkt des Tauschwertes wichtig erscheinen kann, soll im folgenden das Problem der Objektivität und der Subjektivität in den Wertverhältnissen behandelt werden.

Wenn wir den Wertungsvorgang als Ganzes und in der weithinreichenden Vielseitigkeit seiner Möglichkeiten uns vor die Seele rücken, so finden wir, daß er das eigentliche dynamische Wesen der menschlichen Persönlichkeit ausmacht und sie deswegen auch in allen ihren Teilen berührt. Vom Ich nimmt das Werten seinen Ausgang, erstreckt sich nach oben in die Gebiete der geistigen Wirklichkeiten, nach unten in die Gebiete der seelischen und seelisch bewußten körperlichen Wirklichkeiten. Die in diesen Gebieten selbständig auftretenden Lebenstendenzen ließen sich wiederum im übertragenen Sinne als eigene Wertreaktion interpretieren, die im Gegensatz zu den personalen Wertungen den Charakter von unter- oder überpersönlichen Wertäußerungen annehmen und als solche für das Wertungssubjekt die Rolle von Wertgründen spielen. Was alle diese Gebiete, die der personale Wertungsvorgang durcheilt, an subjektiven und objektiven Er-

scheinungen enthalten, kann auch zur näheren Beschreibung des Wertungsvorganges selber dienen. Nur besitzt der Gegensatz von objektiv und subjektiv, an den verschiedenen Stellen, in die er begrifflich hineingetragen werden kann, auch eine andere Bedeutung.

Wesentlich sind es zwei Gesichtspunkte, unter denen der Begriffsgegensatz von subjektiv und objektiv verwendet wird. Einmal wird unter Subjekt die menschliche Persönlichkeit verstanden oder Teile derselben, die einem spezifisch Nicht-persönlichen gegenüberstehen, das insofern als objektiv aufzufassen ist. In einem anderen Sinne wird aber mit den Worten subjektiv und objektiv ein bestimmter Geltungscharakter bezeichnet, wobei die Objektivität der Geltung mit den höheren Graden — im äußersten Falle mit dem höchsten Grade im Sinne von Absolutheit — der Allgemeinheit zusammenfällt. Subjektiv gültig erscheint dabei wesentlich immer dasjenige, welches in der individuellen Einmaligkeit der Geltung für ein Subjekt sich erschöpft. In dieser Weise hängen durch den Begriff des Subjektes die eben aufgestellten beiden Begriffe von „subjektiv" auch wieder zusammen.

I. In den personalen Wertungsverhältnissen ist es nun das Wertungssubjekt, die ichheitliche Wertungsreaktion, die man als das „Subjektive an sich" bezeichnen könnte. Den Gegensatz zu ihrer Werteigentümlichkeit könnten nur jene Wertungsvorgänge bilden, die nicht-personaler Natur sind. Aber das Sprachgefühl sträubt sich, diese unter dem Gesichtspunkte des „objektiven" Wertwesens zu begreifen. Der Begriff Subjektiv hat hier die Bedeutung von Persönlich; sein Gegensatz aber erstreckt sich in Gebiete, die zwar Nicht-persönlich geartet sind, jedoch ganz außerhalb der personalen Wirkung liegen. Unsere Absicht hier geht aber dahin, innerhalb der personalen Wertverhältnisse die subjektiv-objektiven Gestaltungen darzulegen. Der Begriff der Subjektivität des Wertungssubjektes bleibt also gegensatzlos.

Innerhalb des personalen Wertungsvorganges läßt sich der Begriffsgegensatz von subjektiv und objektiv im Sinne von persönlich und außerpersönlich nur auf den Gegensatz der objektiven Wertursachen und des Wertobjektes zu den gesamten subjektiven Wertgrundlagen (Wertungssubjekt in Beziehung zu den Wertgründen) anwenden. Und das kann geschehen einmal zur Kennzeichnung dieses Gegensatzes überhaupt, dann aber auch zur ursächlichen Beziehung quantitativer oder qualitativer Objektbeschaffenheiten auf die Modalitäten der Wertung.

Wenn von Wertursachen gesprochen wird, so hat man zu denken an alles dasjenige, wodurch ein aktueller Wertungsprozeß ins Leben gerufen wird. Nach den Ausführungen des vorhergehenden Kapitels wird es ohne weiteres einleuchten, wenn für die ideale Auseinandersetzung mit den objektiven Wertgründen die aktuelle Initiative dem Wertungssubjekt zuerkannt wird. Das Gebiet der objektiven Wertgründe ruht zeitlos in sich selbst, es lebt nicht in stets sich erneuernden Bedürfnisreaktionen fortdauernd in sich selbst auf, wie die Sphäre der subjektiven Wertgründe. Im Bereiche der letzteren darf man die Frage nach den Ursachen der Bedürfnisentstehung im konkreten Falle stellen. Diese Ursachen sind bei den rein seelischen Bedürfnissen unmittelbar immer wieder seelischer Art, können aber in das physische Gebiet hinunterreichen, wenn z. B. Gifte psycho-physiologisch weiterwirken. Am eindeutigsten liegt das Problem der Verursachung der Bedürfnisse materieller Art, die aus den körperlichen Lebensnotwendigkeiten entspringen. Es ist hier nicht der Ort, den Nachweis zu führen, daß nur diese Bedürfnisklasse mit dem Namen der „wirtschaftlichen" belegt werden kann. Aber in ihr tritt das Problem der Bedürfnisverursachung am klarsten hervor. Im zweiten Kapitel haben wir die Verursachung von der Veranlassung des Bedürfnisses unterschieden, welch letztere bereits eine latente Bereitschaft des Bedürfnisses voraussetzt. Von den auslösenden Anlässen sprechen wir an dieser Stelle nicht, sondern von den in physiologischen Störungstatsachen sich darstellenden objektiven Ursachcn für das Entstehen des Bewußtseins von Bedürfnissen. Diese materiell objektiven Ursachen sind auch der Grund, weshalb die Wirkungscharaktere des unmittelbaren Wertobjektes notwendig wieder materieller Art sein müssen. Durch das Wertobjekt, genauer das Wertobjektive an ihm, wird die materielle Ursache des materiellen Bedürfnisses beseitigt und damit das Bedürfnis selbst. In dieser Weise ist das Wertobjekt und die Wertursache als etwas „objektives" dem personalen Wertungsvorgange als etwas „subjektivem" entgegengesetzt.

Auch im subjektiven Wertungsvorgange ist das Wertobjekt anzutreffen, aber nicht in seiner realen Objektivität, sondern in spezifisch subjektiver Gegebenheit. Bereits vor der Verwirklichung des Wertobjektes existiert dasselbe in intentionaler Gegebenheit. Es existiert in der Intention des Bedürfniserlebens sowohl, wie des Wertungssubjektes als ein in mehr oder minder deutlichem Zweckbewußtsein gegebenes „Sein-sollen". Dieses findet nach der Wertverwirklichung seine reale Entsprechung in dem Wertobjekt

selbst. Das Wertobjekt ist ein objektives Sein im Sinne der Realität, dem auf der Seite der Wertung nur das intentionale Bedeutungsbewußtsein vom Wertobjekte entspricht.

Was für das unmittelbare Wertobjekt gilt, gilt auch für die ganze Reihe der mittelbaren Wertobjekte: der Mittel. Die gesamte Wertverwirklichung steht als ein Objektives der reinen Wertung als Subjektivem gegenüber. Aus der großen Reihe der mittelbaren Wertobjekte wird unter dem Begriff des Aufwandes der Teil ausgeschieden, der speziell als Ursache von neuen Bedürfnissen wirkt, der also den menschlichen Lebensprozeß selber in Anspruch nimmt. Indem in dieser Weise dasjenige, was Wertobjekt ist, auch gleichzeitig zur Wertursache werden kann, entstehen die Schwierigkeiten der wirtschaftlichen Wertprobleme. Der als Aufwand charakterisierte Teil der Bedürfnisbefriedigung hat nicht nur in bezug auf dieses Bedürfnis eine wertobjektive Bedeutung, sondern er hat selber seine eigene subjektive Seite, indem er als Bedürfnisursache wirkt. Insofern empfängt er von zwei Seiten eine Wertbedeutung: einmal von der objektiven, d. h. seiner unmittelbar sachlichen Leistung für das zu befriedigende Bedürfnis, dessen aktuelle Bedeutung seinen Wert auf die Wertdignität des Aufwandes überträgt; andererseits von der aktuellen Bedeutung der durch den Aufwand verursachten Bedürfnisäquivalente. In dieser Weise steht die Bewertung des Aufwandes in zwei Wertreihen, in einer abgeleiteten (objektiven) und einer unmittelbaren (subjektiven). Das Gesetz des Verhältnisses beider aber besteht darin, daß die unmittelbare Wertbedeutung die abgeleitete nicht übersteigen darf, andernfalls der Aufwand größer wäre als der Erfolg. Die Kreuzung einer objektiven und einer subjektiven Bewertungskomponente im Tatbestande des Aufwandes bildet die eine Ursache der Spaltung der Wirtschaftstheorie in eine objektive und eine subjektive Richtung.

Im marktmäßigen Tausche verquicken sich diese beiden Bewertungsweisen in der Weise, daß der Hersteller des Gutes nach der subjektiven Seite des Aufwandes wertet (Kostenwerte), während der Käufer dem Gute erst jene Wertgröße zuerteilt, von der sich die objektive Bewertung des Aufwandes ableitet. Diese bestimmt im Vergleich zur subjektiven Seite dem Hersteller seinen Erfolg. Die klassische Nationalökonomie rechnete immer von der subjektiven Seite des Aufwandes her; die Subjektivisten aber entwickelten die Theorie des Gebrauchswertes und damit der objektiven Bestimmung der Aufwandswerte. Die Begriffe erscheinen

also nunmehr auf den Kopf gestellt. Wenn man die klassischen Nationalökonomen gerade als Objektivisten bezeichnet und ihnen in der österreichischen Schule die Subjektivisten gegenüberstellt, so liegt hier ein etwas anders gearteter Gesichtspunkt vor. Die soeben getroffene Unterscheidung von subjektiven und objektiven Wertverhältnissen betraf lediglich die Beschreibung des Wertungsvorganges nach seinem subjektiven und objektiven Teil. Diese Beschreibung enthält eine künstliche Zerlegung eines Gesamtgebildes, das immer auf der Seite der Wertobjekte auch zugleich subjektiv bestimmt ist. Nun aber läßt sich dieser Gesichtspunkt vertiefen, indem man ihn zur Erklärung der Wertgrößenverhältnisse benutzt. Da ist es dann möglich, daß vom Gesichtspunkte der objektiven Wertursachen, speziell der vom Aufwande ausgehenden Bedürfnisverursachung, von der Ursache auf die Wirkung geschlossen wird und eine Äquivalenzbeziehung zwischen beiden zum Prinzip der Werterklärung erhoben wird. Dieser kausale Ausgangspunkt in der Werterklärung hat die klassische Nationalökonomie als eine spezifisch objektiv eingestellte Richtung in der Erklärung der wirtschaftlichen Wertbildung erscheinen lassen. Die subjektive Richtung dagegen stellte sich in den Wertungsvorgang selbst hinein und gelangte zu einer spezifisch teleologischen Grundhaltung, sie legte Gewicht auf dasjenige, was die menschliche Persönlichkeit aus eigenem in der Wertung leistete. Und da mußte es sich ergeben, daß sie entweder nur auf seelische Äquivalenzwerte der objektiven Wertursachen stieß oder aber auf Wertgrößen, die nur aus dem Wesen des wertenden Subjektes selber verstanden werden können.

Im ersteren Falle wird die subjektive Wertlehre nur zu einem modus dicendi der objektiven; oder besser umgekehrt, die objektive Richtung ist gerechtfertigt als ein modus dicendi der subjektiven Wertverhältnisse. Im anderen Falle aber enthüllt uns die subjektive Richtung dem Sinne ihrer Einstellung nach alle die aus dem subjektiven Wertungsvorgange selbst fließenden Antriebe und Gesetzmäßigkeiten. Das ganze Problem läßt sich in die Frage kleiden: Inwieweit entsprechen den Aktualitätsabstufungen der subjektiven, speziell materiellen (physischen) Wertgründe auf seiten der Objekte (verursachenden und erfüllenden) Identitäten nach Menge und Beschaffenheit? Einige Tatsachen stehen fest: der physiologische Nahrungsbedarf ist eine bestimmbare Größe, die objektiven Verhältnisse des Nahrungsmangels prägen sich in gesetzmäßiger Weise nach dem Weber-Fechnerschen Gesetz in Bedürfnis-

empfindungsstärken aus. Wenn im Rahmen der Wirtschaftsvoraussicht an Stelle der aktuellen Bedürfnisse das Bedürfnisurteil tritt, dem klare Erkenntnisse über die Mengen des Bedarfs zugrunde liegen, so kann von einer absoluten Übereinstimmung zwischen subjektivem und objektivem Ausdruck der Wertgröße (oder was bei der egoistischen Einstellung dasselbe ist: Bedürfnisgröße) gesprochen werden. Dieser von seiten der Ursachen her bestimmten objektiven Größe der Bedürfnisse, die in dieser Perspektive als der Begriff des Bedarfs auftreten, entspricht auch eine objektiv bestimmte Größe auf seiten der Wertobjekte, die ebenfalls unter den Begriff des Bedarfs fallen. Der Begriff des Bedarfs wird negativ durch die Bedürfnisursachen, positiv durch die erfüllenden Wertobjekte definiert.

Nun aber konnte am Schlusse des vorigen Kapitels auf die innere Schwankungsgröße der den subjektiven Wertgründen anhaftenden Geltungsaktualität hingewiesen werden. Die Geltungsaktualität einer einfachen Hungerempfindung kann durch die Erkenntnis, daß keinerlei Nahrungsmittel vorhanden sind, zur Gesamtlebensreaktion sich ausweiten und den Menschen veranlassen, sein Leben einzusetzen, wo er sonst nur höchstens drei Stunden Arbeit etwa eingesetzt haben würde. Selbst dieser fessellosen subjektiven Reaktion entsprechen letztlich aber doch wieder auch objektive Verhältnisse, die sehr wohl zur Beschreibung und Erklärung herangezogen werden können, obschon sie nicht ein völlig äquivalentes und zureichendes Erklärungsbild mehr zu bieten vermögen, gemäß der subjektiven und initiativen Freiheit im personalen Wertverhalten, das aus den Objekten nicht mehr verstanden werden kann. Begriffe, wie Seltenheit, geben aber in objektiver Weise einen Zustand in der Welt der Wertobjekte wieder, welcher Ursache der Steigerung der Aktualitätsevidenz sein kann. Jede Art von Widerstand gegen die Verwirklichung des Wertobjektes wirkt gestaltend auf die ursprüngliche Wertung desselben, soweit die Geltungsaktualität in Frage kommt. Die in der Welt der Objekte begründeten Verwirklichungswiderstände bilden immer auch einen Erklärungsgrund, wenn auch nicht notwendig einen allseitigen und zureichenden, des subjektiven Wertverhaltens. Gerade auf dem Gebiete der subjekten Wertgründe und speziell wieder bei der Klasse der körperlich materiellen Bedürfnisse würde die Ablehnung einer Darstellung und Erklärung des subjektiven Verhaltens nach den quantitativen und qualitativen Eigenschaften der Wertursachen und Wertobjekte von Einseitigkeit zeugen, soweit die Gradab-

stufungen der Wertungsintensität = Geltungsaktualität in bestimmten Eigenschaften der Objekte ihre Erklärung fänden. Soweit ein solcher Parallelismus zwischen den subjektiven Wertqualitäten und den objektiven Wertquantitäten besteht, ist die Darstellung und Erklärung der wirtschaftlichen Wertbewegungen von der Objektseite durchaus zu rechtfertigen als ein modus dicendi, nicht aber als „materialistisch" abzutun, wobei von dem Vorurteil ausgegangen wird, daß die Wirtschaftswissenschaft nicht in „Quantitäten" denken dürfe. Die Versuche, technische Überlegungen aus der Nationalökonomie methodisch herauszulösen, haben bisweilen zu jenen Vorurteilen geführt. Aber man beraubt sich des wertvollsten Erkenntnismittels in Sachen der wirtschaftlichen Werterklärung, wenn man das Denken derselben von der Objektseite her als „quantitativ-materialistische" Denkweise in Verruf zu bringen versucht. Gerade für die Erkenntnis der Objektivität der Geltung des wirtschaftlichen Wertverhaltens in seinen verschiedenen Formen leistet die objektivistische Betrachtung oftmals besonderes. Im Grunde läßt sich das Gossensche Gesetz ohne Bezug auf die Mengen der Bedürfnisbefriedigungsobjekte überhaupt nicht formulieren. Und es wird nur ein Schritt weiter getan, wenn man die in der Klassik so beliebten komplexen Begriffe bildet: wie Lohnfonds, Arbeitsmenge, Angebot, Nachfrage usw.

Die Tatsachen sind jedenfalls so beschaffen, daß die aktuell geübte wirtschaftliche Wertorientierung sich sowohl an den subjektiven, als auch an den objektiven Gegebenheiten ihre Maßstäbe bildet. In diesem Betrachte gelangt die Bewertung des Aufwandes noch unter eine dritte Wertperspektive. Zunächst stellt er eine objektive Größe dar. Er leistet etwas für die Verwirklichung eines Wertes. Er leitet von diesem Werte seine eigene Wertbedeutung ab. Als dynamisch technische Größe rückt er als mittelbares Wertobjekt in die Wertsphäre selber ein. Zweitens aber besitzt die objektive Größe des Aufwandes, jetzt als reine wertfreie dynamische Größe genommen, einen subjektiven Ausdruck, indem sie bedürfnisverursachend wirkt. Es wird Lebenskraft in einem gewissen Umfange verausgabt und dem entspricht ein Bedürfniserlebnis oder ein Bedürfnisurteil von äquivalenter Erfüllungstendenz. So entsteht als zweites die subjektive Wertgröße des Aufwandes. Diese aber wieder gewinnt drittens in den zu ihrer Befriedigung erforderlichen Objekten einen objektiven Wertausdruck. Und gerade für den im früheren Beispiel genannten „Hersteller" löst sich die subjektive Größe seines betrieblichen Arbeitsaufwandes wieder ob-

jektiv auf, indem er sich und den Arbeitern die Substistenzmittel bezahlt. In der auf einen ewigen Tausch abgestimmten Geldwirtschaft pflanzt sich der ganze wirtschaftliche Bewertungsprozeß in der dauernden Alternative von subjektiv und objektiv fort. Und es ist immer ein Zeichen von Einseitigkeit, wenn man diesen Prozeß an der objektiven oder subjektiven Stelle gleichsam zum Stehen bringt, um ihn zu erkennen. In Wirklichkeit hat die wirtschaftliche Theorie das dauernde Wechselspiel von subjektiver und objektiver Wertungseinstellung mitzumachen. Wir können auf Einzelfragen nicht eingehen. Der mit den Wirtschaftswissenschaften vertraute Leser wird erkennen, daß die personalistische Werttheorie in der Weite ihres Standpunktes den Gegensatz von subjektiver und objektiver Wertlehre vollständig auflöst und in ihm nur die zwei Seiten eines nach Subjekt und Objekt zerlegbaren einheitlichen Hauptlebensgebildes: des personalen Wertungsvorganges, sieht.

II. So viel über den Begriffsgegensatz von subjektiv und objektiv im Sinne des Unterschiedes der persönlich unmittelbaren und außerpersönlichen = persönlich mittelbaren Faktoren des Wertungsvorganges. Der Gegensatz von subjektivem und objektivem Wert aber, der vom Standpunkt der W e r t g e l t u n g gebildet werden kann, liegt auf einer anderen Ebene, die aber nicht immer beziehungslos zu den eben behandelten Problemen verläuft. Gerade bei den Entsprechungen zwischen den subjektiven und objektiven Vorgängen im Wertungsverhalten drängt sich die Frage nach der Gültigkeit solcher Entsprechungen auf, ob derartige Gleichungen nur ausnahmsweise und einmalig oder allgemeiner vollziehbar sind. Vom Standpunkte der Wertgeltung nimmt der Gegensatz von Subjektivität und Objektivität die Bedeutung von Sondergültigkeit und Allgemeingültigkeit an. Ein Objekt kann denkbarerweise nur ein einziges Mal wertgehalten werden oder wertverursachend wirken; dasselbe kann von bestimmten Wertgrößen der Objekte gelten. Andererseits aber könnten für verschiedene Fälle dieser Art mehr oder minder regelmäßige oder gar allgemeine Gültigkeiten bestehen. Solche Fragen müssen sowohl an das Wertverhalten des einzelnen Individuums gestellt werden, wobei man auf die gesetzmäßigen Gültigkeiten des individuellen Wertverhaltens stoßen würde; sie müssen aber auch im interindividuellen Sinne aufgerollt werden und hier eine Forschung nach empirischen oder gar absoluten Allgemeinheiten des Wertverhaltens veranlassen. In inhaltlicher

Beziehung löst sich die Beantwortung dieser Fragen nach drei Richtungen hin auf. Man kann fragen 1. nach der Geltung der Wertgründe; 2. nach der Geltung der ichheitlichen Wertreaktion auf sie; 3. nach der Allgemeinheit der Zuordbarkeit bestimmter Wertobjekte und Wertursachen zu bestimmten Wertungen.

Zunächst darf das Dasein eines Wertungssubjektes, eines Ich, als ein absolut allgemeiner, weil grundsätzlich konstitutiver Strukturcharakter der menschlichen Persönlichkeit behauptet werden. Aber die Tatsache, daß ein jedes Ichwesen in sich individualisiert ist und die Freiheit zu alternativ egotistischem oder idealistischem Verhalten besitzt, setzt jener Allgemeinheit im Gebiete des Soseins der Persönlichkeit Grenzen. Andererseits liegt es in der Tendenz der Ichentwicklung, daß sich die freiheitlichen Wertentscheidungen des Ich in derselben: idealen Richtung bewegen. Aber in dieser Beziehung stehen die Einzel-Iche auf verschiedenen Entwicklungsstufen, wenn auch hier gleiche Zeitalter ein relativ gleiches Entwicklungsniveau zeigen. Aber selbst in solchen Fällen kann es sich nur noch handeln um eine relative Allgemeinheit, um eine plurale Objektivität, um eine tendentielle, soziale, interindividuelle Allgemeinheit des Verhaltens. Und in der Tat finden wir, daß bestimmte Zeiten auch eine gewisse soziale Allgemeinheit im Wertverhalten aufweisen. Die naturrechtlichen Weltanschauungen, die materialistischen, die romantisch gefühlsmäßigen usw., sie haben immer einen epidemischen Zug der Allgemeinheit aufgewiesen. Auf dem Gebiete der Wirtschaft ist das epochale Element in der individualistisch-egotistischen Reaktionsweise sowohl wie in ihrem Gegenstück, der universalistisch-idealistischen Werteinstellung in den letzten Jahrhunderten nach Epochen und Völkern in klarer Abgrenzung hervorgetreten. Alle Zeiten und gewisse soziale Gruppen in diesen Zeiten zeichnen sich durch die relative Übereinstimmung der Ichstruktur, der Persönlichkeitskonstellation oder wie man das sonst benennen will, aus. Menschen mit wesentlich egotistischer Wertorientierung stehen solchen mit wesentlich idealistischer gegenüber und innerhalb dieser großen Gruppen sondern sich immer wieder kleinere aus je nach den Spezialitäten der Werthaltungen und den für ihre Verwirklichung ausersehenen Mitteln und Methoden. Auf Grund dieser unbestreitbaren und allgemein bekannten Tatsachen kann man der absoluten immanenten Objektivität von Werthaltungen (wie sie für jedes Individuum in der Freiheit zu der ausschließlichen Alternative von Egoität und Idealität besteht) die relative soziale Objektivität der Werthaltungen gegenüberstellen,

die nur im Sinne der Identität in der erreichten ichheitlichen Entwicklungsstufe bei verschiedenen Individuen insoweit eine interindividuelle Allgemeinheit der Wertorientierungen erzeugt. Das subjektive Gegenstück zu dieser sozialen Objektivität der personalen Wertorientierung wäre die individuale Subjektivität derselben im Sinne der individual-ichheitlichen Einzigkeit derselben.

Eine soziale Objektivität der Werthaltungen begründet sich aber nicht nur vom Ich her, tritt nicht nur als ein Zeichen der relativen Übereinstimmung in der Stufe der Ichentwicklung hervor, sondern empfängt die stärksten Bestimmungsgründe aus dem Gebiet der Wertgründe.

Die Wertgründe haben wir in unterpersönliche und überpersönliche eingeteilt und diesen Gegensatz auch mit den Worten subjektiv und objektiv bezeichnet. Damit ist auch wieder eine Verschiedenheit des Geltungscharakters hervorgehoben. Die objektiven Wertgründe betreffen die normative Sphäre der absolut allgemeingültigen überpersönlichen Wertmaßstäblichkeiten; die subjektiven Wertgründe dagegen entstehen in dem individuellen Bereich der menschlichen Seele, die bei jeder Persönlichkeit nach Art, Stärke und Gruppierung einen individuellen Charakter aufweist. Die unterpersönlichen Wertmaßstäblichkeiten (subjektiven Wertgrößen) sind nach Dasein und Sosein (Intensität) von Mensch zu Mensch verschieden, während die geistigen transzendenten Normwerte in unwandelbarer Gleichheit über der menschlichen Persönlichkeit walten und sozusagen auf ihre ichheitliche Bejahung warten. — Innerhalb der seelisch-subjektiven Wertgründe spielt sich ein wechselvolles Leben ab, von Person zu Person verschieden. Aber selbst diese subjektive Individualität der unterpersönlichen Wertreaktionen ist nicht von der Art, daß man in sie nicht wenigstens auch den Gegensatz von subjektiv und objektiv in derselben Weise hineintragen könnte, wie es oben bei den Soseinsweisen des Wertungssubjektes möglich war. Wenn schon es innerhalb der subjektiven Wertgründe nicht die absolute geistige Allgemeingültigkeit gibt, die zugleich auch immer eine absolut interindividuelle sein muß, so sind doch wohl sehr starke Züge der Übereinstimmung im Sinne einer relativen interindividuellen (sozialen) Allgemeingültigkeit unter ihnen nachweisbar.

Die wichtigste Unterscheidung im Gebiete der subjektiven Wertgründe ist die in die eigentlichen seelischen und in die sinnlichen, die das körperliche Leben betreffen. Die ersteren umfassen, von einem gewissen Standpunkte aus gesehen, das Leben in Sym-

pathie und Antipathie im Fühlen, die Bedürfnisse des Denkens und Wollens, die letzteren erschöpfen sich in der Erhaltung und Entfaltung der sinnlich physischen Existenz, die sich zusammensetzen aus den Bedürfnissen der baren Lebenserhaltung und der Notdurft: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Reinlichkeit, körperliche Erholung und Heilung körperlicher Erkrankungen. Neben diesen sogen. lebensnotwendigen Bedürfnissen stehen solche, die zwar im sinnlichen Dasein verankert sind, aber ihren Ursprung in der Seele haben. Sie sind ein Mittelding zwischen den rein seelischen und den reinen sinnlichen Bedürfnissen. Alle Luxusbedürfnisse — und den Begriff des Luxus kann man so fassen — sind körperliche Bedürfnisse aus seelischen, nicht körperlichen Notwendigkeiten heraus. Die mit den körperlichen Bedürfnissen und ihrer Befriedigung verknüpften Lustempfindungen werden als Lustwerte um ihrer selbst willen erstrebt, die Lust wird zum Wertobjekt. Oder wenn nicht in dieser unmittelbaren Weise die körperlichen Notwendigkeiten seelische Werte begründen, so kann es in mehr mittelbarer Weise sein. Dort, wo soziale Geltung, auch letztlich ein Lustwert, abhängig gemacht wird von dem Besitz an sachlichen Gütern oder von einer gewissen Quantität oder Qualität des Konsums, da wird eine Befriedigung solcher auch rein körperlich zu rechtfertigender Bedürfnisse zu einem Luxus. Nicht mit Luxusbedürfnissen dürfen diejenigen seelischen Bedürfnisse verwechselt werden, deren Befriedigung mittelbar mit körperlichen Handlungen wesentlich verknüpft ist. Und das sind die meisten. Alle Formen von Sympathie sind verknüpft mit körperlichen Betätigungen, von denen die geschlechtliche Beziehung nur die intimste, aber nicht die einzige ist. Lujo Brentano[1]) hat vom Standpunkte des Hedonismus aus eine Klassifikation der Bedürfnisse nach Dringlichkeitsgraden unter dem anfechtbaren Gesichtspunkte des größtmöglichen Wohlgefühls versucht. Da er die eben getroffenen Unterscheidungen nicht benutzt, kann seine Rangordnung für die Zwecke der Wirtschaftstheorie nichts leisten. Das wirtschaftlich, speziell volkswirtschaftlich Wesentliche ist nicht das individuelle Glücksgefühl oder sonst ein spezifisch seelischer Charakter, sondern die Allgemeinheit und die darin liegende aktuelle Notwendigkeit der Bedürfnisse, die erst die sozialen Formen ihrer Befriedigung möglich macht und aus welcher auch das soziale Gesetz der Werthaltung der entsprechenden Objekte abzuleiten ist.

---

[1]) L. Brentano, Versuch einer Theorie der Bedürfnisse, München 1908.

Das subjektive Bedürfnisleben der Menschen kann sich unterscheiden oder übereinstimmen 1. nach der Art der Bedürfnisse; 2. nach dem Grade der Notwendigkeit. Letzterer fällt nicht zuzusammen mit der Intensitätsstärke des unterpersönlichen Wertbewußtseins, ausgenommen es handelt sich um rein hedonische Bedürfnislagen ohne Urteil, mit denen das Ich absolut egotistisch identifiziert ist. Ein solch kritikloses Bedürfen ist bei der heutigen verstandesmäßig so weit vorgeschrittenen Menschheit kaum noch anzutreffen. Alle hedonischen Werttheorien gelten uneingeschränkt nur für Säuglinge, deren Orientierung in dem instinktiven Abwägen von Lust und Unlust besteht.

Es ist nun festzustellen, daß es sowohl der Art, wie dem Grade der Notwendigkeit nach unterpersönliche Wertreaktionen gibt, deren soziale Allgemeinheit sich nicht nur auf Gruppen, sondern auf die ganze Menschheit erstreckt. Alle Menschen nennen einen nur der Form nach individuell ausgeprägten, aber der Materie nach gleichen Körper ihr eigen. Daraus entspringt mit Notwendigkeit eine sozial allgemeine Gleichheit der physischen Bedürfnisse, sowohl der Art, wie dem Grade der Notwendigkeit nach. Die Wirtschaftslehre hat die lebensnotwendigen Bedürfnisse von den nicht lebenswichtigen unterschieden. Insoweit die ersteren in Betracht kommen, ist die wirtschaftliche Lebenserhaltung ein individuell und sozial objektiver Wert im Sinne der absoluten Allgemeinheit notwendig individuell und interindividuell gleichartiger Bedürfnisreaktionen. Der materielle organische Zwang ist die Ursache der lebensnotwendigen Bedürfnisse. Sie haben Gattungscharakter im Gegensatz zu den rein subjektiv individuell bedingten Bedürfnissen, die insofern subjektiv genannt werden dürfen, da sie nicht in den Wesenszügen der „allgemeinen" Menschlichkeit begründet sind. Daß die gattungsmäßigen sozial allgemeinen, individuell-objektiven Bedürfnisse das Feld der physischen Lebensführung beherrschen, und daß auf diesem Felde die lebensunerheblichen, individuell-subjektiven Bedürfnisse nur eine ausnahmsweise nebensächliche und unerhebliche Rolle spielen, bedarf keiner Beweisführung. Die Relativierung dieser sozial-objektiven Sphäre unterpersönlicher menschlicher Werthaltungen durch die am Infantilismus erwachsenen hedonischen Werttheorien hat nur dadurch eine vorübergehende Berechtigung, daß nach den Graden der Wertverwirklichung die jeweilige Aktualität — das ist aber nicht die Allgemeinheit — der Bedürfnisse von Individuum zu Individuum schwankt. Diese Schwankungen aber sind wieder von einer

sozial-objektiven inneren Gesetzmäßigkeit bestimmt; insbesondere gilt das für das Gesetz der Sättigung (Gossensches Gesetz) und die Grenznutzenschätzungen. Aber auch die Gesetze des Hedonismus, der Erlebnisintensitäten können die Urteilsform annehmen. Und gerade in heutiger Zeit, wo das Bedürfen über den Augenblick sich dank der entwickelten Urteilsfähigkeit hinaus zu weiten vermag, wo die Menschen im Zeichen der Wirtschaftsvoraussicht leben, spielen Lust und Unlust-Intensitäten nur mehr eine begleitende Rolle. Das Urteil herrscht im Gebiete der subjektiven Wertgründe, wenigstens soweit die physisch-sinnlichen Bedürfnisse in Frage kommen. Das wird sich noch immer klarer herausstellen. Vorläufig sollte auf die empirisch allgemeine Lebenstatsache einer sozial objektiven Wertgeltung im Bereiche der subjektiven Wertgründe hingewiesen werden. —

Als eine apriorische Wertregel darf der Satz aufgestellt werden, daß gleichen Werthaltungen gleiche Werterfüllungen, richtiger gleiche Wertobjektive, entsprechen müssen. Dasselbe Wertobjektiv kann von verschiedenen Wertobjekten getragen werden, die dann insgesamt in der Identität ihrer Wertdignität übereinstimmen. Man kann dasselbe Bedürfnis durch verschiedene Wertobjekte befriedigen, aber das Wertobjektive in diesen Wertobjekten muß doch dasselbe sein, nur der objektive Träger desselben kann wechseln. Unter diesem Gesichtspunkte können auch im Bereich der Wertobjekte objektive oder allgemeine Geltungen herausgearbeitet werden. Das Wertobjektive liegt in dem, was oben als das Inhaltliche der Wertungsintention beschrieben worden ist. Vor aller erfahrungsmäßigen Bekanntheit von erfüllungsfähigen Objektivitäten liegt in der Wertintention sozusagen schon das Wesen derselben präformiert, so daß bei Erkenntnis eines wirklichen Wertobjektes das Wertobjektive in ihm sozusagen als bekannt und mit der Wertintention identisch erlebt wird. Diese intentionale Werterkenntnis zeigt sich auch in den instinktiven Wertverwirklichungen der unterpersönlichen Wertungen. Die Witterung in Sachen der passenden Nahrung bei Tier und Mensch läßt Rückschlüsse auf ein präformiertes Vorwissen in den Wertintentionen zu. Auf diese Verhältnisse sei nur deshalb hingewiesen, um zu veranschaulichen, daß gleichen Werthaltungen gleiche Wertobjektive (Wertgegenständlichkeiten) entsprechen müssen, daß aber die Träger derselben die Wertobjekte wechseln können, oder wie man es auch ausdrückt, fungibel sind.

Es folgt aus alledem, daß eine irgendwie geartete Allgemeinheit der Wertungen auf das Wertobjektive sich übertragen muß.

Und wenn jedes Wertobjekt nur Träger einer einzigen ausschließlichen bestimmten Wertobjektivität sein könnte, so bestünde eine Objektivität unter den Wertobjekten in keinem anderen Sinne, als unter den Werthaltungen. Man würde individuell einzige, rein subjektive Wertobjekte von sozial allgemeinen, und insofern objektiv für bestimmte Sozialkreise oder für die ganze Menschheitsgattung geltenden Wertobjekten unterscheiden. Schließlich würde man auch von absolut und normativ allgemeinen Wertobjekten im Gebiete des Geistes sprechen können. Nun aber liegen im Gebiete der Wertobjekte die Dinge so: es gibt Wertobjekte, die als individuelle Gegenstände wertgehalten sind, etwa der Diamant „Kohinoor", der nur einmal existiert, oder etwa eine menschliche Individualität. In der Körperwelt gibt es viele Gegenstände, die gerade in ihrer individuellen Einmaligkeit gewertet werden und insofern als Wertobjekte unersetzbar sind, definitiven Charakter besitzen. Ihnen stehen die fungiblen Wertobjekte gegenüber, an denen wertobjektive Gattungseigenschaften bewertet werden. Soweit nicht Qualitätsunterschiede eine Verschiedenwertigkeit bedingen, ist es für den wirtschaftlich Wertenden einerlei, ob er einen in Deutschland auf einem bestimmten Bauernhof gewachsenen Weizen erhält oder sonstigen. Ja unter Umständen wird er sein Bedürfnis nicht einmal an eine bestimmte Getreideart binden und vielleicht geneigt sein, den Weizen durch Roggen vertreten zu lassen. Auf diese Weise können fungible, ja selbst qualitativ verschiedene Wertobjekte für ein einziges individuales Bedürfnis eine gemeinsame Wertbedeutung besitzen. Hierin liegt zweifellos ein Moment von Allgemeinheit im Gebiet der Wertobjekte. Man kann den individuellen Wertobjekten, die in unersetzbarer, keine Wahl offen lassender Weise einen Wert erfüllen, die generellen Wertobjekte gegenüberstellen, die sich in einer einzelnen Wertverwirklichung vertreten können.

Dieser Gegensatz steht in Beziehung zu dem einzelnen individuellen Bedürfnis; besitzt ein solches eine sozial objektive Bedeutung, so überträgt diese sich sowohl auf die individuellen Wertobjekte, wie auf die generellen. Nur im letzteren Falle hat ein sozial allgemein wiederkehrendes Bedürfnis Aussicht auf eine interindividuell allseitige Befriedigung. Im Begriff des generellen Wertobjektes klingt also insofern etwas Objektives an, als es sich hier um einen Charakter von objektiven Möglichkeiten der Wertverwirklichung handelt. Alle wirtschaftlichen Produktionselemente, wie Boden, Arbeit und Kapital sind sozial objektive Werte und

ihre konkreten Erscheinungsformen in der ganz überwiegenden Mehrzahl der Fälle auch generelle Wertobjekte. Die individuellen Differenzen in der Wertgröße derselben hängen, wie erwähnt, nicht wesentlich von ihrer Bewertung als unmittelbaren Wertobjekten ab, sondern von ihrer Bewertung als Aufwandswerte im Rahmen der Wertverwirklichung und andererseits von den genannten peripheren individuellen Differenzen im Bereiche der subjektiven Wertgründe, wenn es sich um nicht lebensnotwendige Bedürfnisse handelt. —

Überblickt man die bisherigen Ausführungen über das Subjektive und Objektive in den Wertverhältnissen, so muß die Vieldeutigkeit auffallen, mit der man jenen Begriffsgegensatz zwanglos verwenden kann. Fundamental prägt er sich zunächst aus in der Gegensätzlichkeit von der immanenten Subjektivität des Wertungssubjektes und der immanenten Objektivität des Wertobjektes. Zwischen Wertungssubjekt und Wertobjekt stehen die Wertgründe, die wiederum in die beiden Klassen der objektiven und subjektiven zerfallen. In diese Hauptgegensatzgruppen läßt sich nun wieder in speziellerer Weise der Unterschied des Objektiven vom Subjektiven hineindenken. Trotz der absoluten Spontaneität des Wertungssubjektes, des Ich, bildet doch die allgemeine Menschlichkeit desselben einen Anlaß zu interindividuellen Übereinstimmungen in den Werthaltungen, die sich in dem Maße einander weiter annähern, als es sich um gleiche Stufen der personalen Ichentwicklung handelt. — Im Bereiche der Wertgründe bieten die objektiven keinerlei Anhaltspunkte zu Unterscheidungen, auf die sich die Begriffe Subjektiv und Objektiv analogisch anwenden ließen. Für den Bereich der überpersönlichen Werte ist dieser Gegensatz sogar begriffsnotwendig ausgeschlossen. Hinwiederum zeigen die in weiterem Sinne als subjektiv gekennzeichneten Wertgründe Soseinunterschiede, die sich mit den Worten subjektiv und objektiv charakterisieren lassen; und zwar sowohl in Hinsicht auf das Dasein gewisser Wertungen überhaupt, wie auf das Sosein der bestimmten Wertgröße. Einerseits handelt es sich um die objektive Notwendigkeit bestimmter Wertungen, wie z. B. derjenigen, die sich auf die Erhaltung und Entfaltung der physischen Person erstrecken, andererseits gewinnen solche Notwendigkeiten, wenn man sie interindividuell vergleichend betrachtet, noch das Merkmal einer spezifischen sozialen Objektivität oder Allgemeinheit. Diese objektiven und speziell sozialobjektiven Wertnotwendigkeiten von Werthaltungen und Werthaltungsgrößen werden nun wieder sub-

jektiv differenziert durch die Modalitäten der Wertverwirklichung. In einem bestimmten Momente der Unsicherheit der Wertverwirklichung beginnt jene eigenartige Wertreaktion, die oben als Lebensreaktion beschrieben wurde. Diese durchläuft alle Grade bis zum Maximum der Gesamtlebensreaktion, wie sie geschildert ist von Böhm-Bawerk im Beispiel vom Wüstenreisenden, der vorm Verschmachten noch eine Quelle Wasser findet und den Wert desselben seinem Leben gleichsetzt. — In diesem Beispiel zeigt es sich, wie die subjektive Wertsituation in dem Wertobjektiven des Wertobjektes seinen objektiven Ausdruck gewinnt, der aber gleichartig mit der Wertung variiert und von dieser sowohl ihre objektiven wie subjektiven Züge empfängt. Das ist die eine Seite der Sache. Was auf der Wertungsseite vorgeht, kann durch die Wertobjekte beschrieben werden, weil die Wertobjekte die Wertungsintention vergegenständlichen. Wo identische Wertungen vorliegen, muß ihnen auch ein identisches Wertobjektives entsprechen. Eine andere Frage ist es, ob die Wertgröße (Intensität) in dem Bereich der Wertobjekte einen allgemein äquivalenten Ausdruck findet. Hier liegen die Dinge folgendermaßen, was in diesen Zusammenhängen nur angedeutet werden kann:

Gäbe es keine Lebensreaktion, ständen somit alle Wertungen im Bereiche der subjektiven Wertgründe mit der unmittelbaren Stärke der Bedürfnisreaktion fest, so würde den individuellen oder generellen Wertobjekten, die dieses Bedürfnis erfüllten, auch die Wertgröße desselben ein für allemal zugeurteilt werden. Schwankt dagegen die Wertgröße, so wird das Wertobjekt jeweils Träger auch einer entsprechend abwechselnden Wertgröße. Seinem Sein nach mag das Brot ein sozialobjektives Wertobjekt sein, dem Sosein der Wertgröße nach schwankt es ebenso wie diese in seiner Wertdignität, welche von der Größe der Wertverwirklichungswiderstände bzw. der Reichhaltigkeit der generellen Wertverwirklichungsmöglichkeiten abhängt. Man sehe aber klar, daß es sich hier um ein Problem des Aufwandes handelt, also um akzessorische Wertungen, die sich mit der ursprünglichen summieren können in der Richtung der Lebensreaktion. Die Lebensreaktion ist der Ausdruck für die Bereitschaft zu einem universellen Aufwand. Bei lebensnotwendigen Bedürfnissen liegen stets alle Möglichkeiten der verschiedenen Abstufungen der Lebensreaktion vor bis zum universell letzten Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Der geringste im Dienste einer Wertverwirklichung getane Aufwand aber stellt bereits den ersten Schritt zur Lebensreaktion dar. Das hat man sich von

Grund aus klarzumachen. Aufwand ist zusätzliches Werten, das seine Grenze nur an der Notwendigkeit der ursprünglichen Wertung findet, die bei individuell objektiver Notwendigkeit sogleich zu einer unendlich weit gesteckten wird. So gesehen, scheint alle Wertgröße auf der subjektiven Seite des Wertens zu liegen, und nicht bei den Wertobjekten. Da aber wiederum die subjektive Wertreaktion in der Richtung des Aufwandes, d. i. der Lebensreaktion, ganz von den objektiven, d. i. im Bereiche der Wertobjekte begründeten Wertverwirklichungswiderständen liegt, so läßt sich die subjektive Reaktion eben auch durch die objektiven Gegebenheiten erklären. Subjektive und objektive Werttheorie, wie sie in der Nationalökonomie miteinander im Streite liegen, sind zwei logisch gleichwertige Werterklärungsmethoden.

Zum Schluß dieser Betrachtungen sei nun noch das berühmte Lehrbeispiel Böhm-Bawerks von dem Kolonisten im Urwalde auf die bisher entwickelten Begriffe gebracht[2]). Dieser Kolonist hat fünf Säcke Korn zur Verfügung, mit denen er in der Reihenfolge der Bedeutung seiner Bedürfnisse wirtschaftet. Zuerst denkt er an die objektiv notwendigen Bedürfnisse seiner Lebenserhaltung. Zwei Säcke werden für Brotnahrung verwendet; mit dem dritten schafft er sich durch Aufzucht von Geflügel die Abwechslung durch Fleischnahrung; mit dem vierten bereitet er sich einen sinnlich-seelischen Reiz, indem er sich Branntwein brennt; den letzten endlich verfüttert er an einige Papageien, an deren Possen er sich ergötzt, die also dem Sympathiebedürfnis seiner Seele Befriedigung bieten. Es handelt sich bei dem Korn um ein generelles Wertobjekt, das für verschiedene Bedürfnisklassen verwendbar ist. Die Bewertung dieses generellen Wertobjektes verläuft aber nicht generell einheitlich, da das Wertobjektive desselben der Verwirklichung verschiedener Wertungen dienen kann. An jenem Beispiel tritt klar hervor, inwiefern das Wertobjekt in dem Falle, daß es generellen Charakter trägt, nicht der eindeutige Ausdruck für bestimmte Werthaltungen werden kann, und man auf diese zurückgreifen muß, wenn man den Wertgehalt der Wertobjekte bestimmen will. Aber im einzelnen waltet doch wieder eine strenge Objektivität, einerseits in der Bedürfnisskala des Menschen, andererseits in dem speziellen Erfüllungswert der Objekte für das jeweilige Bedürfnis. Bestimmte Mengen des generellen Wertobjektes sind an bestimmte individuelle Bedürfnisse

---

[2]) Positive Theorie des Kapitals, Innsbruck 1902.

gebunden. Und in den Abstufungen der Erfüllung eines einzelnen Bedürfnisses wiederholt sich dasselbe, wie in der abgestuften Erfüllung verschiedenwertiger Bedürfnisse. Die fortschreitenden Grade der Bedürfnissättigung stimmen den Wert des restlichen Teilbedürfnisses immer weiter herab. Wie der zur Fütterung des Papageien benötigte Sack dem Kolonisten den geringsten Wert im Vergleich mit den anderen Säcken repräsentierte, so ist auch der letzte, die Sättigung vervollständigende Bissen Brot der geringwertigste im Vergleich mit allen früheren. Auf diesen Sachverhalt baut sich jene Schätzungsregel auf, die unter dem Namen Grenznutzenlehre in der Nationalökonomie Schule gemacht hat. Sie formuliert das Gesetz der Bewertung einer Mengeneinheit von einem bestimmten Quantum genereller Wertobjekte, wenn man sie bezieht auf eine in der subjektiven Aktualitätsevidenz oder nach der individuellen Objektivität unterschiedlich abgestufte Bedürfnisskala. Der praktische Geltungsumfang dieses Gesetzes wird ebenso wie der von Marktpreisen und wirtschaftlichen Gesetzen überhaupt durch den Begriff der tendentiellen sozialen Geltungsobjektivität erfaßt.

III. Es gibt nun noch eine letzte Möglichkeit, den Gegensatz von subjektiv und objektiv in die Wertverhältnisse hineinzutragen, wenn man nämlich das Erlebnismäßige an der Wertung als subjektiv bezeichnet. Eine Art Verobjektivierung der Wertung findet also dann statt, wenn das ursprüngliche persönliche Werterleben in die Form des unpersönlichen rationalen Werturteils gekleidet wird. Die Evidenz der Werthaltung liegt in dem Falle nicht mehr unmittelbar in dem Wertungsakte des Ichs, sondern in der Evidenz des Urteils; die Wertdignität verwandelt sich in die Erkenntnisdignität der Urteilsaffirmation. Sie wird Urteilsinhalt und als solcher bejaht oder verneint, je nachdem ob es sich um ein positives oder negatives Werturteil handelt. Diese intellektuelle Wertung, wie man einen solchen Seinszustand des Wertes genannt hat, besitzt nicht konstitutive, sondern nur darstellende Bedeutung. F. Krueger sieht das Wesen des Werturteils sehr richtig, wenn er sagt[3]): „Unsere Werturteile können wahr oder falsch sein: eine Wertung als solche läßt die Frage nach der Wahrheit nicht zu; sie ist so wenig wahr oder falsch, wie ein Gefühl oder eine Empfindung; sie existiert entweder oder sie existiert nicht. Natürlich

[3]) F. Krueger, Der Begriff des absolut Wertvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie, Leipzig 1898, S. 43.

kann jede Wertung unter Umständen zu einem (richtigen oder falschen) Werturteil führen, aber man wird nicht alles, was möglicherweise in einem Urteil Ausdruck finden kann, schon selbst als ein Urteil bezeichnen dürfen. In jedem Falle ist der konstante psychische Zusammenhang, der das Wesen der Wertung ausmacht, nicht identisch mit einem Wissen um diesen Tatbestand oder einem Urteil über seine Existenz."

Die Formung eines Werterlebnisses durch ein Werturteil wird demnach, wie man sich ausdrücken kann, zu einer Veranlassung, daß ein objektives Moment in die Wertsphäre eintritt. Zweifellos läßt sich ein ursprüngliches Erleben eines Wertes in einem Urteil denken, wie eben alles, was im Bewußtsein erlebt wird, die rationale Form verstandesmäßiger Evidenz erhalten kann. Ich kann das Innewerden meines Besitzwunsches nach dem täglichen Brot in dem Satze urteilen: ich wünsche und will mein Brot, ich schätze das Brot gleich so viel Geld, gleich meinem Leben usw. Der Verstand ist nicht der Urheber dieser Wertungen, sondern nur ihr rationaler Erfasser. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch die urteilsmäßige Erfassung eines Werterlebens eine Verobjektivierung desselben vollzogen wird, denn jedem Urteil eignet die Evidenz seiner Geltung, und sei sie auch nur auf die enge Begrenzung einer einmaligen subjektiven Erregtheit beschränkt. Das subjektive individuelle Werturteil ist die rationale Verobjektivierung der ursprünglichen Wertungsfunktion. Alles an dieser ist rationalisierbar, nur nicht der eigentliche wertschöpferische Akt des Wertungssubjektes. In bezug auf die Wertgebung kann das Werturteil nur Werte ableiten, auf Grund gesetzter Wertprämissen (deren Inhalt dem Wertungssubjekt entstammt) Werte ableiten, die Wertaussage von einem Objekt auf das andere übertragen.

Jede Art von Wertschöpfung, die unterpersönliche, die persönliche und überpersönliche kann, nachdem sie von den entsprechenden Wertinstanzen geleistet worden ist, ins Denken übergehen. Sie wird dann von der ursprünglichen wertschöpferischen Bedingung losgelöst und in eine Gegebenheitsform sui generis, eben in die gedankliche, übergeführt. Das Denken von Werten ist unpersönlich, d. h. für die Person unverbindlich, wenn nicht wiederum die Wertinstanzen sich mit den Urteilsinhalten verbinden, was für letztere aber unwesentlich ist. Als Gedanke befindet sich das Werten sozusagen auf neutraler Grundlage, es wird zu einer logischen Manipulation. Die Leistung des Wertdenkens

besteht in den Funktionen des Denkens, d. h. in der begrifflichen Erfassung und Zerlegung des Tatbestandes. Alles was auf den voraufgegangenen Blättern über das Werten ausgeführt wurde, ist ein solches gedankliches Widerspiel realer Werterlebnisse. Nur so kann man sie sich vergegenwärtigen und mitteilen. Das findet auch in der Praxis des Wertens statt.

Die rationale Erfassung des Wertungsvorganges löst das einheitliche Erlebnis der Wertintention in die Bewußtseinsform der Zweckbegrifflichkeit auf. Der abstrakte Begriff der Wertinstanz wird durch den Begriff der Wertbeziehung zu dem Ziel derselben, das als Zweck begriffen wird, in gedankliche Verbindung gebracht. Die immanente Teleologie der Wertungsdynamik erscheint jetzt als eine besondere Denkgegebenheit, die man als finalistisch bezeichnet. Das finalistische Denken löst den Wertungsvorgang explizite auf, zerlegt ihn in seine Bestandteile und begreift das Ganze der Wertung durch diese Bestandteile, sowie durch den spezifischen Begriff ihrer dynamischen Verbundenheit: die rationale Wertbeziehung. Diese ist von gänzlich anderer Beschaffenheit, als die intentionale Wertbeziehung, die im zweiten Kapitel behandelt wurde.

Von zwei Seiten tritt das Denken an den Wertungsvorgang heran, von der subjektiven und von der objektiven, von der im Wertungssubjekt ausgehenden Wertinitiative oder vom Wertobjekt aus. Der Begriff des Wertobjektes stellt ein begriffliches Zusammendenken eines objektiv Gegenständlichen mit dem rein Wertobjektiven dar. Letzteres wird als ein funktioneller Charakter des Wertobjektes begriffen, wodurch dasselbe die Werterfüllung leistet. Dieses spezifisch wertobjektive Moment wird vom Wertobjekt als dessen Wert ausgesagt. Die Dynamik des Wertes im Wertobjekt hat aber nicht jenen finalistischen Charakter, der für die Dynamik der subjektiven Wertbeziehung gilt, sondern einen kausalen im weitesten Sinne des Wortes. Das Wertobjekt leistet die Werterfüllung, die als zu verwirklichender Zweck von der subjektiven Seite der Wertungsfunktion her gedacht wird. In diesem Gegensatz spiegelt sich der prinzipiellere von Werthaltung und Wertverwirklichung. Der finalen Funktion der Werthaltung steht die kausale der Wertverwirklichung durch die Funktion des Wertobjektes, speziell des Wertobjektiven in ihm gegenüber. Das Wertobjektive kann auch mit dem Wertobjekt völlig zusammenfallen, wenn etwa die Existenz eines Gegenstandes mit allen ihren Wirkungsfolgen wertgehalten wird.

Dem Denken eignet die Fähigkeit, zu unterscheiden und das Unterschiedene begrifflich zu verselbständigen, es abzulösen von

seinen Bedingungen. Damit ist die Möglichkeit eröffnet, die Wertobjekte als Werte objektiv zu verselbständigen. Besonders wenn es sich um erfahrungsgemäß generelle und außerdem sozialobjektiv generelle Wertobjekte handelt, bildet sich leicht eine Sprechweise heraus, als wenn diesen Objekten der Wert an sich zukäme. Diesem Fehlurteil sind besonders objektivistische Werttheoretiker zum Opfer gefallen, die nicht bemerkten, daß es sich hier nur um einen modus dicendi, nicht aber um eine werttheoretische Realität handelt. Es muß aber verstanden werden, daß in allen solchen Fällen die sogen. logische Manipulation der Hypostasierung vorliegt. Durch sie wird etwas fiktiv zu einem Objekte verselbständigt, als ob es unbedingt dieses Objekt an sich wäre, während es in Wirklichkeit nur ein zu ihm Hinzukommendes ist. In dieser Weise können Wertobjekte hypostasiert werden, indem sie aus dem wertgebenden Zusammenhange losgelöst werden und den ihnen aus der Wertbeziehung erwachsenden Wert als selbständigen gegenständlichen „Charakter an sich" empfangen. Indem man dann noch für das am Objekt ausgesagte Werthafte einen besonderen Namen prägt und von Nutzen spricht, wird die Täuschung vollständig.

Aber das ist noch nicht alles. Es liegt im Denken das Moment der Verallgemeinerung. Wenn nun das generelle Wesen eines Wertobjektes erkannt worden ist, so wird im analogisierenden Denken von jedem Objekte, welches mit dem speziell wertgehaltenen in seinen Funktionsmöglichkeiten übereinstimmt, seine Nützlichkeit ausgesagt. Da Wasser von allen Menschen für nützlich erachtet wird, und in den verschiedensten Richtungen diesen Nutzen allezeit offenbart, sowohl zu Nahrungszwecken wie als Bedingung des Wachstums oder in seiner Fähigkeit, den Verkehr mit Schiffen zu ermöglichen, so heißt es kurzer Hand: Wasser ist nützlich, hat Wert, selbst dann, wenn im Augenblick niemand es von sich aus aktuell wertet. Damit ist die Wertbedeutung des Wassers aber nur verallgemeinert gedacht. Es ist durch das Denken die Werthaltungsmöglichkeit in Betracht gezogen, ja die unvermeidliche Notwendigkeit, es zu werten und das, was genau genommen nur einen Potentialwert (Meinong) darstellt, zu einem Wert an sich verallgemeinert. Die Fähigkeit des Denkens auf Grund von Identitätserkenntnissen zu verallgemeinern, darf den Werttheoretiker nicht verwirren; die abgekürzten sprachlichen Ausdrucksformen dürfen ihn nicht zu falschen Erkenntnissen verleiten, wie es bei den klassischen Nationalökonomen vielfach der Fall gewesen ist.

Der Begriff des Gutes entspricht dem Begriff des Nutzens. Ersterer erstreckt sich auf das ganze Wertobjekt, während letzterer das Wertobjektive begrifflich herausisoliert.

Zum Begriff des Nutzens darf noch bemerkt werden, daß er im Grunde ein synonymer Ausdruck für Wert ist, speziell für Gebrauchswert. Der Begriff Wert wird, wie aus den voraufgegangenen Erörterungen klar geworden sein dürfte, sowohl subjektiv: als der intentionale Inhalt der Wertintention, wie objektiv: als die Verobjektivierung desselben in einem Objekte verwendet. Insofern ist der Begriff Nutzen ein Unterbegriff des Begriffs Wert im objektiven Sinne, als er eingeschränkt ist einmal wesentlich auf die Wertbedeutungen der Objekte der Körperwelt, andrerseits innerhalb dieser wieder auf jene spezielle Wertungsfunktion derselben, die wir oben näher als Gebrauchswert (Gebrauchswert im unmittelbar konsumtiven, wie mittelbar reproduktiven Sinne) bestimmt haben. Etwas Derartiges schwebte wohl auch Böhm-Bawerk vor, wenn er Nützlichkeit und Wert unterschied; daß er aber Gegensätze aus ihnen machte, geht zu weit[4]).

Die verallgemeinernde Funktion des wertbegrifflichen Denkens besitzt eine große Bedeutung. Sie wirkt systematisierend im Gebiete der Werte. Sie bildet die unerläßliche Voraussetzung für die Erkenntnis der Wertmöglichkeiten und ihrer Verwirklichung. Sie faßt das Gemeinsame zusammen und trennt das für die Zwecke

---

[4]) Böhm-Bawerk, Positive Theorie des Kapitals, Jena 1921, III. Buch, 2. Abschnitt: „Allen Gütern ohne Ausnahme ist . . . . eine gewisse Beziehung zur menschlichen Wohlfahrt eigen. Es gibt indessen zwei wesentlich verschiedene Stufen der Wohlfahrtsbeziehung. Die niedrigere liegt dann vor, wenn ein Gut überhaupt die Fähigkeit hat, der menschlichen Wohlfahrt zu dienen. Dagegen erheischt die höhere Stufe, daß ein Gut nicht bloß taugliche Ursache, sondern zugleich auch unentbehrliche Bedingung eines Wohlfahrtserfolges sei, so daß mit dem Besitz oder Verlust des Gutes irgendein Lebensgenuß steht und fällt. Reich und feinfühlig, wie unsere Sprache ist, hat sie für jede der beiden Stufen eine besondere Bezeichnung ausgebildet. Die niedrigere Stufe nennt sie Nützlichkeit, die höhere Wert.“ — Die weiteren Ausführungen zeigen, daß es letzten Endes hier auf den Gegensatz von spezieller Bedürfnisreaktion und Gesamtlebensreaktion abgesehen ist. Wir würden es nicht gerade als eine Feinfühligkeit des Sprachgebrauches bezeichnen, wenn er nur für die stärksten und dringlichsten Wertreaktionen den Ausdruck „Wert“ vorbehalten hätte. Hier läge vielmehr nur der bekannte ökonomische Instinkt der Sprachseele vor: die sogenannte denominatio a potiori. Eine ganze Klasse von Gegenständen wird nach ihrem hervorragendsten Exemplar benannt: Wert-Lebenswert. Vielleicht schwebte Böhm-Bawerk der Unterschied von Bedürfnis und personalem Wert vor, den er aber dann nicht recht zu beschreiben wußte.

der Wertverwirklichung Unzusammengehörige. Sie vermag eine Ordnung der Wertobjektivitäten zu geben, wenn feststeht, was wertgehalten wird. Sie kann keine Wertungsdignität ursprünglich setzen, aber sie kann, wo sie eine solche erkannt und begriffen hat, diese Dignität nach dem Grundsatz der Identität verallgemeinern. So entsteht der Vorgang der Wertableitung, der von dem Psychologen Häring in einer experimentalpsychologischen Studie, die im Anhang ausführlich besprochen worden ist, zu erschöpfender Klarheit gebracht wurde.

Von ebenso großer Bedeutung wie die Rationalisierung des Gebietes der Wertobjekte ist — wovon schon die Rede war — die Rationalisierung des Gebietes der subjektiven Wertgründe (von den objektiven sprechen wir nicht). Das ganze Bedürfnisleben wird durch die Hilfen des Denkens den Irrationalitäten der Lust-Unlust-Direktiven entzogen. Kein Mensch richtet heute mehr sein Leben auf diesen unterpersönlichen Instinkten ein, soweit es sich um die wirtschaftlichen Bedürfnisse handelt. Er hat diese Bedürfnisse ergriffen. Er kennt und urteilt das Maß und die Qualität derselben. Er steht über dem Momentaneindruck und ist ganz der Wirtschaftsvoraussicht hingegeben. Er weiß um das, was ihm nottut und wartet nicht das ganze Getriebe der unterpersönlichen Wertreaktionen ab, sondern handelt leidenschaftslos auf Grund der evidenten Erkenntnis derselben. Es kann von vornherein gesagt werden, daß alle Lust-Unlust-Theorien in Sachen der wirtschaftlichen Werthaltung für die Erklärung des gegenwärtigen Wertverhaltens der Menschen jede unmittelbare Bedeutung verloren haben. Sie vermögen nur diejenigen Wertreaktionen zu erklären, die auf den affektbetonten Grundlagen der entwickelteren Formen der Lebensreaktion entstehen. Hier spielen sie eine bedeutsame Rolle, wie sich zeigen läßt, aber nicht die beherrschende. — Diese Betrachtungen führen zu der Gegenüberstellung der rationalen und irrationalen Antriebe des wirtschaftlichen Wertverhaltens, deren systematische Untersuchung in diese Arbeit nicht mehr hereingezogen werden soll.

Man hat es als das hervorragendste Entwicklungsmerkmal in der Entstehung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung angesehen, daß sie den Zug zu einer immer weiter fortschreitenden Rationalisierung aller Formen der wirtschaftlichen Tätigkeit in sich trägt. Es würde sich hier also um einen Zug zur Verobjektivierung des Wirtschaftslebens handeln. Die Leitlinie desselben bildet dann immer weniger die individuelle Subjektivität der unmittelbaren

Bedürfniserlebnisse. An ihre Stelle tritt der Tendenz nach die logische Objektivität der wirtschaftlichen Urteile, sowohl was das Bedürfnisleben, wie auch was die Verwirklichung der Bedürfnisse und den Einsatz von Aufwand für sie betrifft.

Es liegt wohl überhaupt im Sinne der Menschheitsentwicklung, daß sie dauernd die noch dem Triebleben anheimgestellten Lebensgebiete zu der Höhe gedanklicher Bewußtheit allmählich hinaufhebt und an die Stelle der verantwortungslosen Reflexbewegungen das verantwortungsvolle zielbewußte Handeln treten läßt. Die Entwicklung des menschlichen Lebens nach der rationalen Seite hin erscheint ganz offenbar als ein Entwicklungsvorstoß in der Richtung der Herbeiführung einer höheren, durch ein gewisses Maß von Objektivität ausgezeichneten Bewußtseinsstufe. Immer mehr beginnt sich gerade im Zusammenhange mit dieser Entwicklungsrichtung der Mensch als eine Ganzheit nicht nur mehr zu empfinden, sondern durchaus zu erkennen. Die personalistische Werttheorie kann in diesem Sinne auch als ein Erkenntnisakt aufgefaßt werden, der dem Menschen seine Wesenheit als eine tiefbegründete Ganzheit vor die Seele rückt. Und wer in dieser Weise sich seines eigenen Daseins bewußt zu werden vermag, der wird sich der Erkenntnis der großen Lebensaufgabe, die es ihm stellt, nicht entziehen können. Er wird immer mehr an die Stelle des Reagierens von Augenblick zu Augenblick eine in klaren Urteilen sich ausprägende Lebensleitlinie treten lassen. Und mit ihr stellt sich auch das ein, was man Lebensvoraussicht nennen kann, die sich im Wirtschaftsleben als eine spezielle Wirtschaftsvoraussicht kundgibt, und als solche in höchstem Maße eine objektive Berechenbarkeit in dasselbe hineinträgt.

Das extreme Gegenteil eines solchen Wirtschaftssinnes haben wir in jener primitiven Wirtschaftsgebahrung vor uns, die Bücher unter dem Namen der „individuellen Nahrungssuche" geschildert hat[5]), und die zeigt, wie es ein unter momentanen Bedürfnisregungen in lauter einzelne Akte zerfallendes wirtschaftliches Verfahren bei niederen Völkerrassen gibt. Triebartig wird die Nahrung gesucht, reflexartig verzehrt, wie Lamprecht diese Art Wirtschaftsgebahrung einmal charakterisiert hat. Es ist das Eigenartige der modernen Wirtschaftsführung, daß sie nicht eine Folge einzelner wirtschaftlicher Akte darstellt, sondern einen organisch festgesetzten Prozeß. Der Mensch von heute lebt unter anderem in einer dau-

---

[5]) Bücher, Die Entstehung der Volkswirtschaft, Band I, S. 1 ff.

ernd akuten wirtschaftlichen Einstellung, im Bewußtsein einer erst mit seinem physischen Leben endenden ununterbrochenen wirtschaftlichen Lebensaufgabe. Das wichtigste Bestandstück dieser wirtschaftlichen Lebensleitlinie ist die Wirtschaftsvoraussicht, die das wirtschaftliche Handeln über alle hedonischen Reaktionen der jeweiligen Bedürfnislage hinaushebt. An die Stelle der momentanen Lust-Unlust-Orientierung ist das generelle perennierende objektive Bedürfnisurteil als der Prototyp des leitenden modernen wirtschaftlichen Werturteils getreten. Die materielle Selbsterhaltung und Selbstentfaltung tritt in der modernen Seele mit dem objektiven Zwange einer Gesamtwirtschaftsaufgabe in dauernd aktueller Geltung auf. Sie prägt sich aus in der Disposition über die geldwirtschaftliche Einheit des individuellen Einkommens.

Offenbar hat der Mensch von heute auch auf den anderen Lebensgebieten immer mehr aufgehört, ein Bündel von Aktionen und Reaktionen zu sein. Sein Bedürfniserleben wandelt sich tendentiell in das Bedürfnisurteil um, und als solches wird er ein fester und dauernder Bestandteil der in stets reicherer Bewußtheit auflebenden rationalen Lebensleitlinie. Die handelnde Verwirklichung derselben trägt dann in alles Tun und Lassen das Merkmal der rationalen Lebensgestaltung hinein. Und so kommt es, daß dieses Tun den eigenartigen Charakter der Arbeit annimmt, der nicht nur in der Zielbewußtheit zu suchen ist, sondern auch in der durch die perennierende Stabilität der verantwortlichen Einstellung dauernd vermittelten unbeschreiblichen, freiheitlichen, selbstbewußten, persönlichen Initiative. Durch sie wird dem „Betriebe“ das Merkmal der fortgesetzten Werkverrichtung (Sombart) verliehen. Es ist das Moment der perennierenden Unternehmerinitiative, das den geistigen Hintergrund derselben bildet. In der ausführenden Arbeit bekundet sich diese Initiative in dem Moment des Fleißes, der Arbeitsamkeit, der Berufstüchtigkeit. Wo immer ein Individuum diesen Charakterzug nicht in genügendem Maße besitzt, krankt es an einem Mangel an Selbstvertrauen, ein Zeichen dafür, daß es den entwicklungsnotwendigen Schritt zur selbstverantwortlichen Persönlichkeit nicht ausreichend vollzogen hat. Die rationale Lebensorientierung ist durchaus zu verstehen als ein Ausdruck der individuellen Verselbständigung der Persönlichkeit. Wo diese früher ihren Halt in der Gemeinschaft, im Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Sippe besessen hatte und von diesem Bewußtsein getragen und innerlich gesichert wurde, da wird sie jetzt auf sich selber gestellt und muß die Selbstsicherheit auch in sich selber

finden. Und das kann nur durch die von einer klaren Lebensleitlinie getragene innere Selbstverantwortlichkeit geschehen.

Dieser Prozeß ist als eine menschheitliche Entwicklungsstufe erst in den letzten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zur Ausbildung gelangt. Im Naturrecht und in der gesellschaftlichen Verkündung allgemeiner Menschenrechte und in den großen Befreiungstaten in Wirtschaft und Kultur hat die Anbahnung des Persönlichkeitszustandes seinen bewußten Niederschlag gefunden. Es zeugt von tiefer Einsicht in diesen Entwicklungsvorgang, wenn Jellinek in seiner „Allgemeinen Staatslehre" wiederholt darauf hinweist, wie die Antike ein Rechtsbewußtsein dieser Art (subjektive öffentliche Rechte im strengen Sinne des Wortes) nicht gekannt hat. Die personalistische Werttheorie darf sich gerade im Zeichen dieser welthistorischen Perspektive als einen Baustein in diesem Entwicklungsstadium der Menschen zu selbstbewußten verantwortungsvollen individuellen Persönlichkeiten betrachten. Denn in der personalistischen Wertanschauung liegen recht eigentlich die Bewußtseinsinhalte, welche dem Aufbau der Lebensleitlinie solch individueller Persönlichkeiten die Richtung weisen können. In hohem Maße bietet sie besonders die kritischen Maßstäbe für dieselbe.

Für den gegenwärtigen Zustand der individuellen Persönlichkeitsstufe erlaubt die personalistische Werttheorie insofern ein kritisches Urteil, als sie diese stark in der egozentrischen Form befangen erkennt. (Vgl. 3. Kapitel.) Die menschliche Persönlichkeit von heute erscheint in ihrem Urteil deswegen noch als ein durchaus vorläufiges und problematisches Entwicklungsgebilde. Das im Egozentrismus verherrschende asoziale Element bildet gewiß eine mächtige Hilfe bei der Verselbständigung der Menschen zu individuellen Persönlichkeiten, die sich gerade dadurch auch äußerlich isolieren, aber sie tun es, ohne diese als soziale Isolierung sich ausprägende Individualisierung durch eine seelisch und geistig ausgebildete Liebefähigkeit wie durch eine individuelle Liebestat wieder auszugleichen. Der Verfasser hat diesen Extremen egozentrischen Entwicklungsindividualismus in seinen bereits genannten Aufsätzen[6]) mit Hilfe des dialektischen Entwicklungsschemas von Hegel zu verstehen gesucht. Er sieht in ihr die antithetische historische Gegenbewegung, die die Herauslösung des Menschen aus der gattungsmäßigen Blutsgemeinschaft der Sippen-

[6]) Individualpsychologische Betrachtungen zum modernen Wirtschaftsbetriebe in: Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie, Wien 1924, Heft 3 f.

verbände mit sich bringen mußte. Im gegenwärtigen Augenblick scheint die mit Hilfe der egozentrischen Orientierung zur individuellen Selbständigkeit sich durchdringende Menschheit der unendlichen sozialen Schäden, die als Opfer dieses Entwicklungsprozesses angesehen werden dürfen, stärker bewußt zu werden. Aber die Einsicht in die wahren Ursachen der Klassengegensätze, der Völkerverfeindungen, der überall erlöschenden Arbeitsfreude usw. kann nur aus der Erkenntnis der den Menschen von heute beherrschenden Wertmaßstäbe gewonnen werden. In gleicher Weise kann auch nur eine richtige personalistische Werttheorie den Sinn dafür öffnen, in welcher Richtung sich die Wertorientierung derjenigen bewegen muß, die entschlossen sind, daran mitzuarbeiten, daß ein neues Sozialleben zwischen den einzelnen und innerhalb der Gemeinschaften, angefangen von der Familie bis hinauf zu den Vergemeinschaftungen der Völker, sich Bahn breche. Erstehen wird es nur in dem personalen Wertbewußtsein der einzelnen.

Anhang.

Exkurs in die werttheoretische Literatur.

Vom personalistischen Standpunkte aus hat das Wertproblem eine psychologische und eine philosophische Seite, da es nach der Seite der subjektiven Wertgründe dem Gebiet der Seele, nach der Seite der objektiven Wertgründe und des Ich dem Gebiete des Geistes angehört; in der Bewußtwerdung des letzteren spielt wiederum die Seele eine bedeutsame Rolle, da in ihr die transzendentalen Vernunfttatsachen zur Gegebenheit — nicht zum Dasein — kommen.

Die Psychologie der Werte ist in umfassender Weise zuerst von Meinong wissenschaftlich betrieben worden. Neben und nach ihm haben sich v. Ehrenfels, Krueger, F. Brentano, Kraus, Kreibig, Schwarz und manche andere durch psychologische Wertuntersuchungen einen Namen gemacht. Alle diese Autoren sind keine personalistischen Werttheoretiker; sie lassen die klare Unterscheidung des Wertungssubjektes von den subjektiven Wertgründen vermissen, woraus sich auch die internen Abweichungen in ihren Theorien erklären. Von Meinongs Wertlehre war bereits öfter und ausführlich die Rede.

I. Eine ausgesprochene Gefühlswerttheorie vertritt Kreibig. Sie kann zu kritischen Bemerkungen zum Anlaß genommen werden. S. 12 wird definiert: „Unter Wert im allgemeinen verstehen wir die Bedeutung, welche ein Empfindungs- oder Denkinhalt vermöge des mit ihm unmittelbar oder assoziativ verbundenen aktuellen oder dispositionellen Gefühls für ein Subjekt hat.“ Diese Definition könnte die Unterscheidung von Wertungssubjekt (d. i. das, was sie mit dem Worte Bedeutung andeutet) und subjektivem Wertgrund (d. i. Gefühl) vermuten lassen. Doch bleibt dieser Punkt bei Kreibig ganz unaufgeklärt. Er spricht sogar von

[1]) J. C. Kreibig, Psychologische Grundlegung eines Systems der Werttheorie, Wien 1902.

Gefühlen als Wertfundament (l. c. S. 4), aber das ist nicht genetisch, sondern rein wertbegrifflich gemeint. Er gibt weder eine Analyse der Wertbedeutung, noch sieht er überhaupt dieses Problem, welches wie zufällig in seiner Ausdrucksweise hervorzutreten scheint. Dem Wertgefühl ist bei Kreibig die Wertbedeutung genau so wie bei Meinong inhärent gedacht. Es ist nur eine begriffliche Auseinanderlegung, wenn Kreibig von der Bedeutung eines Gefühlserlebnisses für das Subjekt spricht, denn „analysieren wir ein Erlebnis auf seine Wertbedeutung, so gelangen wir auf die Gefühlswirkung als das letzte und entscheidende Element" (S. 4).

Kreibig unterscheidet vier Grundseiten der menschlichen Seele: Empfinden, Denken, Fühlen, Wollen. Nur das Gefühl bildet das Wertfundament. Es wird darunter nicht nur der aktuelle Lust- und Schmerzton eines Inhaltes verstanden, sondern auch die begleitende dispositionelle Gefühlsstimmung, die in ihrem Einfluß auf das Wollen zutage tritt. Absoluter Wert ist der Wert eines Objektes nach dem als wahr supponierten Urteile einer Idealperson, welche bei vollendeter Kenntnis der Beschaffenheit jenes Objektes alle empirisch möglichen Gefühlsreaktionen vollzieht (S. 10). Denken, Empfinden und Wollen sind nur Folgen und Nebenerscheinungen des Wertes.

Die Untiefen einer solchen Werttheorie liegen in der Außerachtlassung des im Wertungssubjekte sich darstellenden geistigen Wertwesens, welches dem im Gefühl sich darstellenden subjektiven Wertgrunde nur zugewandt ist. Auch ist das Wesen des Gefühls unscharf gefaßt. Es geht nicht an, von Gefühlen schlechthin zu sprechen und die Tatsachen der Abstufungen der menschlichen Seelen- und Geisteslagen außer Betracht zu lassen. Auf der niedrigsten Stufe stehen die sinnlichen Gefühle von Lust und Unlust; auf einer höheren liegen die emotionalen Gefühle der seelischen Freude und des seelischen Leids; auf der höchsten Stufe stehen die geistigen Gefühlstöne, die in ihrem Wesen den beiden anderen Arten unvergleichlich sind. Denn jedes Erlebnis, welches eine wahre Erkenntnis als innere Befriedigung begleitet und welches neben einem eingesehenen Irrtum als innere Unbefriedigung einhergeht, diese Art geistigen Gemeingefühls von Harmonie oder Disharmonie, die in ihrer Reinheit ohne sinnliche Empfindungsinhalte und ohne affektive Erwägungen bestehen, sondern einen geistigen Charakter bilden, sind als eine geistige Gefühlswelt — wenn der Ausdruck erlaubt ist — von der sinnlichen und seelischen Gefühlswelt zu scheiden. Insofern die Bewußtwerdung der geistigen In-

tentionen des vom Wertungssubjekt ausgehenden personalen Wertungsaktes in der Gefühlssphäre zu seelischer Bewußtheit gelangt, läßt sich der undifferenzierten Gefühlswerttheorie Kreibigs immerhin ein Sinn unterlegen.

Indem Kreibig zu der Unterscheidung von geistigen Gefühlen nicht vordringt, überhaupt nicht zu dem geistigen Wesen des Wertes, sondern im herkömmlichen Sinne stets von Gefühlen der Lust und Unlust spricht, nimmt sich seine Gleichsetzung von gut und schlecht mit Lustauslösen und Unlustauslösen notwendig oberflächlich aus, da selbst im höheren Sinne von geistiger Lust und Unlust diese Charaktere nur ins Bewußtsein tretende empirische Begleiterscheinungen der eigentlichen geistigen, nicht weiter zurückführbaren idealen Bedeutung von gut und böse bilden.

Zur weiteren Analyse des Wesens der subjektiven Wertgründe darf aus solchen Überlegungen heraus nun noch folgendes bemerkt werden. Lust und Unlust sind in den drei genannten Abstufungen immer nur aufzufassen als bewußte Begleiterscheinung von sinnlichen, seelischen, geistigen Vorgängen, deren Wertbedeutung bewußt sein kann oder überhaupt nicht ins Bewußtsein tritt. Diese den Gefühlen innewohnenden und zugrunde liegenden Bedeutungsinhalte sind im Gebiete der geistigen Lust-Unlust-Vorgänge am weitesten in ihrer Bewußtheit entwickelt, im Gebiete des sinnlichen Lebens gegenwärtig noch ganz unbewußt, so daß nur die Begleiterscheinung, das sinnliche Gefühl der Lust oder Unlust, erlebt wird. Die Bedeutungsvorgänge des geistigen Erlebens und Geschehens sind durch die logischen Untersuchungen Husserls Gemeingut des wissenschaftlichen Denkens unserer Zeit geworden. Auf dem Gebiete der sinnlichen emotionalen Erlebnisse ist das Vorhandensein emotionaler Bedeutungserlebnisse umstritten geblieben. Es ist ja klar, daß sie für denjenigen, bei dem die dem Gefühle innewohnenden Bedeutungsinhalte unterbewußt verlaufen, als bewußte Tatsache nicht anerkannt werden können, also in das Gebiet der Metaphysik verwiesen werden müssen, es sei denn, daß er aus einer höheren Einstellung heraus die Einheit aller Lebensgebiete sich zu erschließen vermag und selbständige Bedeutungsvorgänge hinter den sinnlichen und seelischen Gefühlserlebnissen für eine zukünftige Bewußtseinsmöglichkeit hält.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir für die sinnlichen, seelischen und geistigen Gefühlserlebnisse die ihnen entsprechenden selbständigen sinnlichen, seelischen und geistigen Lebenstendenzen als deren notwendige Unterlage beweisen wollten, wie das heut-

zutage am einwandfreiesten nur im Gebiete des geistigen Lebens möglich ist. Es kann nur prinzipiell gesagt werden, daß man zu einer Werttheorie, die etwas leistet für die Erkenntnis des Lebens, nicht kommen kann, wenn man ängstlich nur das in Betracht zieht, was für das Bewußtsein eines jeden Menschen gerade noch als dessen eigene Erfahrung eintreten kann. Das Wesen der Wertvorgänge erstreckt sich weit hinein in die Gebiete des noch unterbewußten Lebens. Zu diesen gehören eben vor allem die aktuellen Vorgänge des sinnlich-körperlichen Geschehens, die für die gegenwärtige menschliche Entwicklungsstufe noch selten als Bedeutungserlebnisse, meistens nur in ihren hedonischen Gefühls-Begleiterscheinungen die Bewußtseinsstufe erreicht haben.

Die Anschauung, daß die Gefühle „Anzeichen" von Wertvorgängen sind, gleichsam Urteilsanalogien, die den Grad von körperlichen, seelischen oder geistigen werttragenden Prozessen, Verwirklichung von solchen Werten ins Bewußtsein rücken, ist manchem Denker schon aufgeleuchtet. So sagt Lotze (Mikrokosmos, I, Seite 275): „In dem Gefühl für den Wert der Dinge besitzt unsere Vernunft eine ebenso ernst gemeinte Offenbarung, wie sie in den Grundsätzen der verstandesmäßigen Forschung ein unentbehrliches Werkzeug der Erfahrung hat." Klar tritt der Sinn dieses Satzes hervor in der Erläuterung, die Kraus (Die Grundlagen der Werttheorie, in Jahrbücher der Philosophie, Berlin 1914, Seite 18) ihm gibt: „. . . indem das Gefühl erkannt wird und der Gegenstand des Gefühles, wird die Übereinstimmung, Harmonie, Konformität des Gefühles mit dem Werte seines Inhaltes erfaßt." Mit dem Inhalte des Gefühles ist hier gemeint, was vorstehend als werttragender Prozeß hingestellt wurde, der in seinem Gefühlsäquivalent sich auch in der Gefühlsreaktion als Wertcharakter widerspiegelt. Daß das Gefühl aber lediglich nur Anzeichen, nicht Begründer und Verkörperer des Wertes ist, ist also zu beachten, selbst wenn man die Gefühle als Stellvertreter der eigentlichen, in ihnen nur widerscheinenden werttragenden Vorgänge ansieht und kurzweg als Wertobjekte behandelt. In einer organischen Wertmetaphysik können die Gefühle ja schließlich überhaupt als „wertvolle" Reaktionsweisen erklärt werden, nur nicht in einer personalistischen Werttheorie. In den Rahmen der Persönlichkeitstheorie lassen sich die von unpersönlichen Wertinstanzen geleiteten Geschehensvorgänge natürlich ganz gut einfügen, indem man etwa sagt: Körper, Seele und Geist führen, so eng sie miteinander in Wechselwirkung stehen, doch ein eigengesetzliches Leben, welches

von sich aus als unter einem harmonischen Endziele stehend gedacht wird, dessen Erfüllungsentsprechungen oder Erfüllungsmängel sich gefühlsmäßig im Bewußtsein äußern. Das Ich (Wertungssubjekt) steht diesem eigengesetzlichen Leben von Körper, Seele und Geist gegenüber und zwar als ursprüngliche übergeordnete Wertinstanz, die auch nach der Unlustseite hin in einem für es selbst positiven Sinne entscheiden kann. Die Lebensprozesse der geistigen, seelischen und körperlichen Wesensglieder des Menschen mitsamt ihrer Gefühlswertmetaphysik werden vom Wertungssubjekt vorgefunden, damit es sich mit ihnen auseinandersetzt, nicht aber handelt es sich hier schon um die vom Wertungssubjekt erzeugten Werte. Die von den Gefühlen affirmativ oder negativ begleiteten Lebensvorgänge gehen als subjektive Wertgründe selbständig in die vom Wertungssubjekt entspringende spezifisch menschlich-persönliche Wertbeziehung ein.

Das Wesen der subjektiven Wertgründe setzt sich demnach zusammen aus einem inhaltlichen Element der sinnlichen, seelischen oder geistigen Bedeutung und einem intensiven Begleitcharakter von Lust- und Unlustgefühlen, welcher der zugrundeliegenden Bedeutungsstärke der eigentlichen Lebenstendenzen entsprechen dürfte[2]). Kreibig ordnet der Lust und Unlust nur eine Fähigkeit zur Förderung bzw. Hemmung der Sinnes- und Denkaktivität zu, dann auch allgemein lebensfördernde und lebenshemmende Inhalte, alles jedoch biologisch äußerlich gesehen (S. 44). Das eigentliche Wesen des Wertes liegt, personalistisch betrachtet, weder in der Gefühlsseite noch in der Bedeutungsseite der subjektiven Wertgründe, sondern er tritt zu diesen hinzu durch ihre Einbeziehung in den Bereich eines übergeordneten Wertungssubjektes, das später im Sinne einer Ichstellungnahme erklärt werden wird.

In biologischer Betrachtung lassen sich die Dinge folgendermaßen sehen. Wenn die menschliche Persönlichkeit an ihrem Zielpunkte angelangt gedacht wird, wird die Gegensatzstellung von Ich und speziellen Wertgründen verschwinden müssen. Die Werttendenzen des Ich sind am Ziele, der Sinn des persönlichen

---

[2]) Dieselbe Unterscheidung trifft Münsterberg, Philosophie der Werte, a. a. O., S. 68: „Das Ziel des Willens ist mithin nicht die Lust, sondern die Verwirklichung des lustbetonten Reizes, und zwar um seines Reizinhaltes, nicht um seiner Lustbetonung willen." S. 69: „ . . . jede Befriedigung scheint Herstellung von Lust oder Beseitigung von Unlust zu sein. Jetzt wissen wir, daß es nicht so ist; Befriedigung hat nichts mit Lust oder Unlust zu tun . . ."

Lebens hat sich erfüllt, alle Vitaldifferenzen (R. Avenarius) sind aufgehoben. Das Ich ist ein Wertmaßstab, welches in den subjektiven Wertgründen auf unvollkommene Formen desselben trifft und sie zur Vollkommenheit zu führen trachtet. Es würde sich also handeln um eine Hinaufentwicklung von niederen zu höheren Formen durch eine übergeordnete Instanz, in der das Ziel der Entwicklung der Idee oder Intention nach bereits vorgebildet ist.

II. In eigenartiger Weise stützt W. Windelband die Gefühlstheorie der Werte durch die Willenstheorie [3]). Er hebt richtig hervor, daß man den Wert entweder definiert habe als die Bedeutung von allem, was ein Bedürfnis befriedigt, oder was ein Lustgefühl hervorruft. Letztere Art identifiziert er mit den Gefühlswerttheorien, was schon gegenüber Meinong, Urban u. a. versagt. Andererseits subsumiert er der Gefühlstheorie die Willenswerttheorien als engere Wertdefinitionen, „denn auch das unbewußte Wollen, das man wohl als Trieb oder Bedürfnis bezeichnet, ist der Ursprung solcher Gefühle wie des Hungers als Unlust und der Sättigung als Lust“. „Auch Kant hat dieser Ansicht Vorschub geleistet, wenn er in der Kritik der Urteilskraft die Meinung durchführte, daß Lust und Unlust auf Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit ihres Gegenstandes bezogen seien. Zweck ist eben das vom Willen, sei es bewußt oder unbewußt, Bestimmte, also unter allen Umständen etwas Gewolltes, und danach müßte allem Fühlen ein Wollen vorhergehen, das je nach seiner Befriedigung oder Nichtbefriedigung die Reaktion, die Lust oder Unlust hervorriefe.“

Andererseits wendet sich Windelband unter Hinweis auf die primären Gefühle, wie der sinnlichen Elementargefühle gegen die allgemeine Begründung des Gefühlslebens aus einem Wollen. Weiterhin sieht er die utilistisch-eudämonistische Theorie, daß alles Wollen aus Lust- und Unlustgefühlen stamme, durch die Instinktregungen als Charaktere von ursprünglichem Wollen, das ohne Rücksicht auf zukünftigen Ertrag auftritt, durchbrochen. Auf diese beiden „Ausnahmen“ gestützt, stellt er die Grundtatsache einer Reziprozität der beiden Wertungsarten, des Fühlens und Wollens, auf. Für beide gibt es ursprüngliche Funktionen und andererseits solche, die von der anderen Art her bedingt sind.

---

[3]) W. Windelband, Einleitung in die Philosophie, Tübingen 1914. Psychologische Betrachtungen, S. 246 ff.

Mit dieser vermittelnden Auffassung aber wird nichts grundsätzlich Neues gewonnen. In Gedanken an die getroffene Unterscheidung der immanenten innerpsychischen (lust-unlustartig ausgeprägten) unpersönlichen Wertungsweise und der personalen (durch ein Wertungssubjekt vermittelten), in dem weiteren Gedanken an die Trennung der innerpsychischen Strebungen (Triebe und Affekte) von der ichbedingten Willensstrebung, unter fernerer Berücksichtigung der Stadien des Wertungsvorganges und seiner vom Bedürfnis zum Begehren, zum Wollen, zur Handlung, zur Erfüllung fortgehenden Entwicklung — wird man von den Aufstellungen Windelbands Abstand nehmen müssen. Wenn man gewissen Lust-Unlustregungen ein bewußtes oder unbewußtes Wollen einlegt, so kann man ein solches für die Gefühlsbetonungen sinnlicher Elementargefühle wie Farben, Töne usw. durchaus auch nachweisen. Man darf an die Willensmetaphysik Schopenhauers erinnern. Weiter kann auch die Charakteristik des Instinktlebens durch den Mangel einer Orientierung am Ertrag angefochten werden durch eine teleologische Interpretation der Triebwirksamkeit aus den endopsychischen Lebenstendenzen heraus. Der Trieb enthält in der Latenz, was die willentliche Strebung explicite entfaltet. Man vergleiche zu diesem Punkte die in folgenden dargestellte Theorie Härings. Jedenfalls muß der Versuch Windelbands, die Gefühlscharaktere der Lust und Unlust auf eine Stufe mit dem Wollen zu stellen, schon deswegen abgelehnt werden, weil Lust-Unlust in ihren verschiedenen Seinsweisen potentielle Attribute aller sinnlichen, seelischen und geistigen Vorgänge sind.

III. Erheblich tiefer als die Untersuchungen Kreibigs und die Bemerkungen Windelbands[4]) haben die experimentellen Forschungen von Th. Häring geführt[5]). Die Grundgedanken der Häringschen Wertlehre sind folgende:

1. Finalrelationen werden überhaupt nicht gestiftet, sondern vorgefunden. Das psychologisch Primäre ist nicht der einzelne synthetische Akt, sondern das komplexe qualitative Gesamterlebnis psychischer Verhältnisse, die sich erst im Laufe der menschlichen Entwicklung und des seelischen Werdeganges von Geburt an all-

[4]) Auf die Behandlung der idealen Werte durch Windelband wurde mit Rücksicht auf die früheren Ausführungen im Text absichtlich nicht eingegangen.

[5]) Häring, Th., Untersuchungen zur Psychologie der Wertung mit besonderer Berücksichtigung der methodologischen Fragen, Leipzig 1912.

mählich zu einzelnen Elementarakten differenzieren. Das wird so zu verstehen sein, daß die rationalen Funktionen des Einheitsetzens und Unterscheidens die Erlebnisse zerlegen und zu Einzelbewußtseinstatsachen aufsplittern. Dabei geht von dem Grunderlebnis, der Einstellung, eine ordnende Intention aus, welche den Erfahrungsschatz jeweils den durch die Einstellung repräsentierten bestimmten Erlebnissphären zuordnet. Wenn wir an Stelle der Einstellung und Erlebnissphären das einsetzen, was wir oben als die im Zeichen des Wertungssubjekts stehenden subjektiven Wertgründe (die in dieser Vereinigung als Wert-Subjekt bezeichnet werden können) definierten, so ist ausgesprochen, daß dieses Wert-Subjekt implizite die Reaktion enthält auf alles das, was jemals als Erfahrungsinhalt ihm entgegentreten und von ihm in die Werthaltung einbezogen werden kann. Wie der Same einer Pflanze den Inbegriff ihrer späteren Form, die Pracht ihrer Blüten, unentfaltet in sich birgt, so das Wert-Subjekt den Inbegriff eines Komplexes spezieller Werthaltung, die sich im Wertungsfalle an konkreten Einzelheiten vergegenständlichen. Diese Wertvergegenständlichung des Wert-Subjektes ist im Wertsinne nur eine andere Seinsart desselben, nicht die Ersterscheinung eines Wertwesens. Der Latenzzustand der im Wert-Subjekt liegenden Einstellung auf Wertvergegenständlichungen, wie sie durch die Vermittlung der subjektiven Wertgründe sich vollzieht, kann aufs beste durch den in der modernen phänomenologischen Psychologie wieder aufgenommenen Begriff der Scholastik: die Intention, erläutert werden. Es liegt auf der Hand, daß eine bestimmte intentionale Einstellung gegenüber der Gesamtheit der Erfahrungserlebnisse eine bestimmte Auswahl unter diesen selbsttätig bewirkt. In dieser Weise gleitet der Fluß der Erscheinungen an der menschlichen Seele zum Teil vorüber, zum andern Teil wird er durch das Wert-Subjekt festgehalten und in die Lebensführung der menschlichen Persönlichkeit einbezogen. Das Wert-Subjekt offenbart damit seine antizipative Funktion im Rahmen der Persönlichkeit. Der Typus dieses intentionalen Schemas der antizipativwertenden Persönlichkeitseinstellung wiederholt sich nun in allen Einzelformen des Vorgangs, wenn sich die Gesamteinstellung in verschiedene Gebiete gliedert, und innerhalb dieser Gebiete spezielle Werttendenzen sich abgrenzen. So etwa vom allgemeinen moralischen Gebiet in die spezielle Sphäre der Pädagogik, von da in die Aufgaben der Erziehung des Kindes und schließlich zu einem bestimmten Einzelfall derselben.

Für die Erkenntnis des Wesens der Finalrelation sind noch die folgenden Sätze Härings beachtenswert: „Es kommen Relationen zustande, daß in einem einheitlichen Erlebnis die Beziehung auf frühere Erlebnisse intentional schon enthalten ist. Schon lange, ehe von irgendwelcher selbständigen bewußten synthetischen Tätigkeit die Rede sein kann, befindet sich der gesamte psychologische Besitz in unendlichen Relationsverbindungen auf Grund der intentionalen natürlichen Zuordnungen. Jede Relation muß das erstemal als einheitliches Erlebnis erlebt, gegeben sein, und alle folgenden sogenannten Relationsstiftungen bestehen im Prinzip darin, aus zwei solchen darin enthaltenen analytischen Elementen das dritte auf Grund des Gesamterlebnis-Komplexes zu ergänzen. Daß Relationen gerade als spezifisch Kausal-, Final- usw. Relationen erlebt werden, setzt noch weitere ganz bestimmte Zuordnungen unter begrifflichen Gesichtspunkten voraus. Jene Unterschiede haften nicht dem Relationserlebnis als solchem ursprünglich an. Für die Psyche gibt es nur Relationserlebnisse im allgemeinen.“ „Eine Relationsstiftung im strengen Sinne gibt es nicht, sondern nur Ergänzung eines gegebenen dreiteiligen Ganzen (zwei Elemente und eine Relation) aus zwei Teilen.“ Der Intellekt hat also für das Werten niemals konstitutive Bedeutung.

2. Auf der Grundlage solcher Voraussetzungen unterscheidet Häring zwei Typen der Wertung: die gefühlsmäßige und intellektuelle. „Nach unserer Auffassung ist das Lust-Unlust-Gefühl nicht die Ursache der Wert-Umwertung, sondern ein Ausdruck der Wertung neben dem Intellektuellen.“ Wie alle Erlebnisse in der Richtung der Zweidimensionalität der logischen Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Einstellungssphäre, so wären nach Häring auch die Lust-Unlust-Gefühle nur als ein Spezialfall des allgemeinen Phänomens als „gefühlsmäßige Erlebnisse der Zugehörigkeit eines sinnlichen Reizes zur Gesamtheit meiner in einem sinnlichen Allgemeingefühl sozusagen integrierten Lebenstendenzen“ zu definieren, „als Reaktion dieses sinnlich gefühlsmäßigen Gesamtichs auf einen in der Linie seiner Bedürfnisse liegenden Reiz“.

„Zunächst sind die Lust-Unlust-Gefühle durchaus Wertungen in bezug auf das Wachstum und den Bestand des sinnlichen Organismus. Es sind also, wenn auch in der Entwicklung teilweise ziemlich petrefakt gewordene, versteinerte, d. h. vielfach an bestimmte sinnliche Reize ein- für allemal sich heftende gefühlsmäßige sinnliche Wertungen. Ferner stellen die Lust-Unlust-Gefühle

Erlebnisse der Assimilierbarkeit oder der Nichtassimilierbarkeit und auf gegenständlicher Stufe der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu den dem Organismus förderlichen Erlebnissen dar, und so sieht man die weitere Analogie, daß auch diese gefühlsmäßigen Wertungen immer schon Werte voraussetzen (Bestand und Gedeihen des sinnlichen Gesamtorganismus, resp. das Bestehen einer Sphäre von fördernden oder hemmenden Erlebnissen), als welche fördernd oder hemmend etwas anderes Wert bekommt. Mit der Entwicklung treten neben der Gefühlsbetontheit auch andere Möglichkeiten auf, um festzustellen, was dem Gesamtorganismus oder Teilen desselben förderlich oder unförderlich ist. Neben und zugleich über diesem primitiven psychischen Organismus baut sich nämlich eine höhere Welt psychischen Lebens auf, welche in der Hauptsache aus Veranstaltungen zu immer strafferer Konzentration besteht, womit eine fortschreitende Ökonomie der psychischen Prozesse stattfindet. An die Stelle unmittelbar sinnlicher Erlebnisse treten vielfach intentionale Prozesse, und über der ursprünglichen sinnlichen Einheit des Organismus-Gesamtgefühls erbaut sich die viel straffere Konzentration der intellektuellen Bewußtseinseinheit (intentionales Selbstbewußtsein). Der Gegenstand der Wertung ist einmal auf das Gesamtgefühl, das andere Mal auf das intentionale Ichbewußtsein bezogen und demgemäß ist das Zugehörigkeitserlebnis intentional oder gefühlsmäßig."

„Das Lust-Unlust-Gefühl ist nur sozusagen die Resonanz des sinnlichen Organismus, auch bei intentionalen Wertzugehörigkeitserlebnissen. Auch das sublimste und intellektuellste Gefühl bleibt seinem Fond nach ein sinnliches, sei es ein religiöses, wissenschaftliches oder moralisches. Die Nuancen kommen nicht dem Gefühlsmoment zu, sondern den dasselbe begleitenden Prozessen. Nur bei den eigentlichen sinnlichen Reizen ist es seiner ursprünglichsten Bedeutung in vollem Umfange treu geblieben, und stellt hier das adäquate Werterlebnis eines sinnlichen Erlebnisses für den sinnlichen Gesamtorganismus dar. Das Lust-Unlust-Gefühl ist als ursprüngliche Differenzierung des einheitlichen Gemeingefühls aufzufassen. Es sind gefühlsmäßig wertende Reaktionen des Gesamtorganismus, nicht Ursachen zu einer solchen, was erst auf späterer Entwicklungsstufe vorkommt. Lustbetont ist alles, was unser Ich, sei es in seiner Gesamtheit oder in der jeweils dominierenden und im Blickpunkt der Apperzeption des Selbstbewußtseins stehenden Tendenz unterstützt" usw.

Es führt die Theorie Härings, soweit sie die Lust-Unlust-

Gefühle charakterisiert, zu Unklarheiten, die dadurch entstehen, daß jene Gefühle rein sinnlich genommen werden und doch als verantwortliche undifferenzierte, unexplizierte Wertreaktionen der gesamten Ichheit im Sinne seiner psychophysischen Tendenzen wiederum gelten sollen. Aber selbst wenn Häring die Klasse der emotionalen Gefühle als selbständig neben die sinnlichen stellen würde, so wäre über die geistigen Hintergründe der Wertung nichts ausgemacht. Es zeugt von naturwissenschaftlichem Bedürfnis, den Menschen in der Weise einheitlich zu denken, daß einzelne Lebensgebiete mit der ihnen eigenen Wesenheit in einer Art Gesamtstofflichkeit der Person untergehen. Es müssen die sinnlichen und emotionalen Gefühle auch nach unserer Meinung als eine Art instinktive, unfreiwillige Wertreaktionen aufgefaßt werden, aber nicht — und darauf ist alles Gewicht zu legen — der gesamten menschlichen Persönlichkeit als individueller Einheit, sondern nur ihrer physischen, seelischen oder geistigen Seiten. Diese aber bilden nicht das zentrale Wesen der menschlichen Persönlichkeit, wie es sich im Ich darstellt, sondern gehören ihr nur an. Es spielen sich in diesen, innerhalb der Gesamthierarchie der Persönlichkeit relativ selbständigen Wesensgliedern auch selbständige Lebens- und Wertungsprozesse ab, deren letzte Gründe aber nur metaphysisch zu begreifen sind, wovon oben gesprochen wurde. Härings Rede von den gefühlsmäßig wertenden Reaktionen des Gesamtorganismus weist auf ein solches metaphysisches geistiges Gesetz in der Weisheit der psychophysischen Lebensgrundlagen hin. Die unpersönliche Selbständigkeit der sinnlichen, seelischen und geistigen Gefühlsreaktionen schließt nicht aus, daß sie von der zentralen Ichpersönlichkeit, dem Wertungssubjekt, abhängen. In diesem Abhängigkeitsverhältnis aber, welches wechselseitig zu denken ist, nehmen jene Gefühlsreaktionen den Charakter von subjektiven Wertgründen an.

Die Ableitung der psychischen aus den sinnlich physischen Lebensprozessen, die in der Richtung der Häringschen Anschauungen liegt, ist unzutreffend und bringt die Theorie ins Stocken. Hier haben wir es mit naturwissenschaftlichen Analogien zu tun. Leib, Seele, Geist und Ich stehen nicht in einem biogenetischen Verhältnis irgendwelcher Art, sondern sind in einem hierarchischen Beieinander zu denken, welches zwar den Ichbegriff beliebig auszudehnen gestattet, in diesem Falle aber die Verwischung der Erkenntnis von der relativen Selbständigkeit und hierarchischen Koordination der genannten Glieder der menschlichen Persönlichkeit zur Folge hat.

Das selbständige und partielle Wertleben innerhalb des physischen, seelischen und geistigen Organismus der menschlichen Persönlichkeit darf nicht zu einem Aufbau der Werttheorie auf diese im Bewußtsein sich vordrängenden subjektiven Wertgründe führen, wie es in den meisten modernen Werttheorien geschehen ist. Die wertgebende Instanz kann hier nur aus dem Metaphysischen im Sinne irgendeines Entwicklungwertzieles interpretiert werden. Und was tatsächlich als ein Wertcharakter am Gefühl erlebt wird, ist der vom Wertungssubjekt ausgehende ursprüngliche Wertcharakter. Auf dessen Erlebnis aber die Ableitung aus einem obersten Entwicklungswert zu begründen, wie es explizite oder implizite stets geschieht, enthüllt die ganze Verwirrung in der Werttheorie. Der Entwicklungswert tritt im Gefühlsleben nicht als in einem phänomenologischen Bewußtseinsäquivalent auf, sondern ist hypothetisch postuliert. Das eigentlich Werthafte im Gefühlserleben weist auf das Wertungssubjekt, nicht auf transsubjektive Wertinstanzen hin. Im Rahmen des unpersönlichen Entwicklungswertzusammenhanges ist den Gefühlen der Wertcharakter immanent und für das heutige Bewußtseinsleben durchschnittlich nicht bewußt; im Rahmen des personalistischen Wertungszusammenhanges ist der Wertcharakter ein mögliches bewußtes Akzidenz des Gefühlsbewußtseins. Wo immer etwas Werthaftes in den Gefühlszuständen erlebt wird, da handelt es sich um ein Bewußtsein einer mit dem Gefühl innig verschmolzenen Tendenz des Wertungssubjektes. Dem geschulten phänomenologischen Erleben offenbart sich ohne Schwierigkeit die unterschiedliche Bewußtheit einer reinen Gefühlstatsache und ihres akzidentellen Erlebnismomentes der werthaften Ichbezogenheit, die sachlich einander eingeordnet und erlebnismäßig verschmolzen sind. Als besonderes phänomenologisches Kriterium darf hier angeführt werden, daß die reinen sinnlichen, seelischen und geistigen Gefühlsreaktionen einen im Ichsinne unpersönlichen Charakter tragen. Schmerz, Freude usw. trifft alle Menschen, sie sind allgemeine Tatsachen, die einzigartige persönliche Ichbedeutung ist ihnen an sich nicht beigesellt, sondern erschließt sich als etwas selbständig Hinzukommendes der Beobachtung erst dann, wenn diese sich in dieser Richtung einzustellen gewöhnt hat.

Aus alledem folgt, daß die rein psychologische Einstellung auf die mit Wertqualität ausgestatteten Gefühlsreaktionen bei dem Versuch, diesen Wert im Rahmen des Psychologischen abzuleiten, niemals zu einer wertkonstituierenden letzten Instanz (dem Wer-

tungssubjekt) gelangen kann. Daß auch die Untersuchungen Härings zu diesem Ergebnis geführt haben, darf uns als ein wertvoller Beweis unserer Anschauungen gelten. Er sagt darüber: „Wie es logisch nur Konsekutivwerte geben kann bei der logisch stets relativen Natur der Wertbegriffe, so auch bei den Gefühlswerten. Nur macht die Seele aus Ökonomie dem Regressus in inf. bald ein Ende und legt sich auf eine Einstellung fest. Durch die lange Entwicklung bilden sich die konstanten seelischen Wertzuordnungen heraus, so daß sie zwar gegenüber der intentionalen als die genetisch ursprüngliche Form der Wertung erscheinen, aber auch nicht als wirklich wertkonstituierend angesehen werden können." „Heute bestehen eine Menge fester moralischer Zuordnungszusammenhänge, die psychisch als absolute moralische Werte funktionieren. Nicht die Frage nach der objektiven Richtigkeit solcher auf empirische Weise gewonnener Sphären, . . . sondern nur der Vorgang der Subsumtion unter dieselben gehört in die phänomenologische Psychologie, und zudem die Theorie ihrer Entstehung in die genetische Psychologie. Die psychologische Analyse findet auch hier wieder Werte vorausgesetzt, wo sie dieselben auflösen möchte und kann auch durch keinen Regreß zum Ziele gelangen." „Denn ein Wert ist keine psychologische Größe, wenn er auch psychischer Inhalt werden kann. Das ist auch entgegen den Werttheoretikern unser Hauptresultat. Kein Streben kann z. B. einen Wert schaffen, denn es setzt einen Wert schon voraus. Anders ausgedrückt: ein wertvolles Erlebnis unterscheidet sich psychologisch als Erlebnis überhaupt nicht prinzipiell von einem nicht wertvollen."

Die Häringschen Wertforschungen bestätigen also das Ergebnis der personalistischen Werttheorie, daß die Gefühle keine Werte ursprünglich begründen, sondern subjektive Wertgründe sind, d. h. einem den Wert konstituierenden Wertungssubjekt Anlaß und Richtung geben.

IV. Dietrich v. Hildebrand („Sittlichkeit und ethische Werterkenntnis" in Husserl: „Jahrbuch für Philosphie und phän. Forschung", Band 5, 1922, S. 463 ff.) rollt das Problem auf, wie die verschiedenen Arten der Wertgegebenheit die sittliche Werttüchtigkeit einer Persönlichkeit bestimmen, für deren Handeln maßstäblich zur Geltung kommen. Denn bloßes Erkennen eines sittlichen Wertes macht noch nicht sittlich gut und erzeugt noch kein sittliches Handeln. Das Bewußtsein vom Werte muß tiefer

dringen, als der Wertgedanke reicht, um als Wert in der Persönlichkeit zu wirken.

Hildebrand stellt dem Werterkennen die intuitive Werterfassung gegenüber, die er noch wieder einteilt in ein Wertsehen und Wertfühlen. Ersteres zeichnet sich durch eine gewisse persönliche Distanz aus, eine Art persönliche Teilnahmlosigkeit begleitet es. Wir hören eine schöne Melodie, empfinden sie auch so, aber sie greift uns nicht ans Herz. Die Schönheit ist in diesem Falle eine gewußte, auch eine intuitiv erfaßte, jedoch keine erlebte und gefühlte, in welchem Falle die Schönheit zu Tränen rührt (S. 470). Beim Wertsehen dringe ich in den Wert ein, beim Wertfühlen dringt der Wert in mich ein. Der Wert tritt hier in direkte Beziehung zu mir, er gewinnt einen persönlichen Kontakt. Diese Gegenüberstellung weist hin auf die aktiv-passive Form des Ichverhaltens in der personalistischen Wertung.

Im Wertfühlen selber unterscheidet H. die evidente Werterkenntnis, „das dies gut ist", die Klarheit der Werterfassung von der Tiefe des Wertverständnisses. Letztere eignet z. B. einem Heiligen, der im sittlichen Werte „sein intimstes Wesen, seine ganze Tragweite, die ganze unermeßliche Größe des Ernstes, die im Wertsein liegt, — vor allem seine unendliche Tiefe, die ihn zu einem lebendigen Fenster für das ganze Reich der Werte bis zu .... Gott macht", erfaßt und erfühlt. Und so entstehen die Fragen, wie die Wertintuition sich in einem sittlich reinen Menschen darstellt im Unterschiede von einem, der es sein möchte, aber es noch nicht ist. „Der jeweils höheren Stufe im Besitze der Tugend entspricht ein jeweils tieferes und adäquateres Wertfühlen .... Mit jedem Fortschritt in der Tugend ist ein Fortschritt im Wertfühlen im Sinne der Vertiefung und der Intimität des Wertverständnisses wesensmäßig verbunden. Denke ich also an eine bestimmte, besonders ausgezeichnete Stufe des Wertfühlens, so kann ich den vollen Besitz einer jeweiligen Tugend als unerläßliche Voraussetzung bezeichnen. Denke ich hingegen an das schlichte, aber klare Verständnis eines Werttypus, soweit es erforderlich ist, um evident die Wertnatur desselben zu erkennen, so ist keineswegs der volle Besitz der Tugend für dasselbe vorausgesetzt" (S. 473). Und so entstehen die Fragen: 1. Welche Stufe des sittlichen Seins setzt ein schlichtes intuitives Werterfassen voraus? 2. Welche Art und Stufe des Werterfassens setzt das primitivste sittliche Sein, setzt der Besitz von Tugenden und setzt die gute Handlung voraus?

Bei der Tugend liegt nach H. ein kontinuierliches intuitives Kennen und Haben des Wertes vor, bei dem jeder neue Fall nur eine individuelle Realisation des bekannten Wertes bedeutet. Das Kennen erfaßt den Wert in sich selbst und liegt über das konkrete angewandte Werterfassen hinaus.

Unter Werttiefe wird verstanden einmal der objektive maßstäbliche qualitative Rang, die Werthöhe. Der „eigentlichste und ursprünglichste Sinn des Begriffes Tiefe ist mit der Werthöhe des jeweiligen Aktes oder Inhaltes, sowie mit einer bestimmten Ansatzstelle in der Person wesenhaft verknüpft". „Liebe ist spezifisch tiefer, als sinnliches Begehren, die Gottesliebe spezifisch tiefer, als die Gattenliebe" (S. 525).

Die qualitative Tiefe eines solchen Werthaltungstypus, diese Tiefenstelle, die einem Haltungstypus, etwa der Gattenliebe, spezifisch entspricht, schließt nicht aus, daß jede einzelne solcher Haltungen in sich wieder nach Tiefen-Erlebnissen qualitativ abgestuft sein kann. Diese Tiefe spiegelt etwa das Maß subjektiver Berührtheit wieder, die Höhe des „Ergriffenseins" von der Werthaltung. — Wir würden etwa von unserm Standpunkte erklärend sagen können, daß es sich hier darum handelt, wie stark das Bewußtsein von den subjektiven und objektiven Wertgründen entwickelt ist. Die andere qualitative Seite der Tiefen-Dimension könnte bestehen in dem Maße der Identifikation des Ichs mit den objektiven Wertgründen. Das wechselnde Werterleben wird getragen: 1. von der Bewußtseinstärke der Wertgründe; 2. von der Stärke des Ichs; 3. von der Herrschaft des geistigen über das seelische Sein (Geltung).

Die Betrachtungen H.s sind im ausgezeichneten Sinne problemreich und anregend. Der Verzicht auf Rationalisierungen ermöglicht dem Verfasser, die Kasuistik des Werterlebens nach vielen Seiten hin aufzurollen. Es wäre unbillig, dem Verfasser den Verzicht auf weiterreichende Erklärungen vorzuwerfen, aber seine Deutungen und Beschreibungen würden sicherlich begrifflich eindeutiger ausgefallen sein, wenn ihm das Ganze des personalistischen Wertverlaufes klar vor der Seele stände, vor allem, wenn er klare Anschauungen vom Wesen der subjektiven und objektiven Wertgründe, sowie den leiblichen, seelischen und geistigen Wirklichkeiten, als den Gebieten, in denen sie entstehen und erfüllt werden, besäße. Immerhin ist es von hoher Bedeutung, daß er das menschliche Ich in den Mittelpunkt der Wertungsvorgänge rückt. Er gelangt zu dem Ichbegriffe, indem er zunächst den Begriff der

Grundhaltung (S. 547 ff.) bildet. Er unterscheidet eine bewußte und unbewußte Grundstellung (S. 550 ff.). Erstens: Das souveräne Personzentrum, dem die Sanktionierung obliegt, bleibt noch naturhaft in der tatsächlichen Grundstellung stecken, ohne zu seiner eigentlichen Aufgabe zu erwachsen. Hier ist eine Bewußtheit vielleicht möglich im Sinne des Wissens, aber nicht im Sinne der Gesinnung und moralischen Intention. Zweitens: Die Bewußtheit im eigentlichen Sinne „bedeutet gerade das Erwachen des souveränen Personzentrums, das seinerseits in einem ganz neuen prinzipiellen Sinn Stellung nimmt". „Diese Bewußtheit ist nicht reflektiv . . ., sie ist die spezifische Entscheidung des letzten Personzentrums." Letzteres ist bei allen sittlichen Handlungen oder Haltungen vorauszusetzen. Damit ist offenbar klar auf das personale Wertungssubjekt hingewiesen. H. spricht in diesem Zusammenhang auch von Herrschaftsstufen des wertsuchenden, wertliebenden, wertantwortenden „Ich" (S. 554). Seite 556 heißt es: „Die Grundstellung als solche hängt mit der Sanktion nicht wesensmäßig zusammen, bzw. die Sanktion ist kein konstitutives Element für sie, wenn sie auch durch das Sanktioniertwerden wesentlich modifiziert wird. Die Grundintention ist in der Sanktion wesensmäßig verknüpft, — sie ist gleichsam die zu einem eigenen vollen Akt gewordene Sanktion." Das „naturhaft naive und prinzipielle Stehen — in seiner — Grundstellung" bei einem Menschen bedeutet, daß „der Betreffende lebt in schlichtem, unbewußtem Einverständnis mit seiner Grundstellung". — Man kann hierzu bemerken, daß die Grundintention offenbar die Arbeit des Wertungssubjektes, des Ichs im aktuellen Zustande, in statu nascendi einer Auseinandersetzung mit den geistwirklichen objektiven Wertgründen zeigt, was sich seelisch ausprägt als Intentionserlebnis. Die Grundstellung, so könnte man sagen, stellt vollzogene, festgewordene Werthaltungen bzw. die im individuellen Ich präformierten Wertmöglichkeiten dar. H. sieht wohl das Ichwesen, aber er stellt es in den Einzelheiten doch für unseren Standpunkt recht widerspruchsvoll dar. Soweit es sich um ein Bewußtsein vom Ich handelt, liegt offenbar ein psychischer Ichbegriff zugrunde.

Im übrigen finden sich bei H. recht deutliche Hinweise auf den Unterschied zwischen einem höheren und niederen Ichverhalten. Seite 183: „Ein anderes ‚Ich', so können wir sagen, hat in uns die Herrschaft, wenn wir lieben, als wenn wir hassen . . ." „Akte, die sich in ihrer Antwort nicht widersprechen — reine Empörung und Haß — schließen sich in bezug auf das Ich, aus dem sie

fließen, aus.“ Schließlich findet sich bei H. eine Aufstellung von drei Ichzentren (S. 583ff.):

1. Begehrliches Ich, das auf sinnliches Begehren (Vergnügungen, Trägheit usw.) abzielt.
2. Das hochmütige Ich, das sich dem Neid und Hasse hingibt.
3. Das reine Ich, das Liebe, Begeisterung, Verehrung, Dankbarkeit usw. zur Geltung bringt.

Von unserem Standpunkte aus würden wir das begehrliche Ich zur egoistischen Ichform rechnen, das hochmütige Ich zu dem kurz dargelegten egozentrischen Ichverhalten, das reine Ich zur idealen Ichform. Ähnlich sagt H. Seite 589, daß der Charakter des „eigentlichen Egoisten im prägnanten Sinne“ in einer Vereinigung der beiden zuerstgenannten Ichzentren besteht.

So wie H. die drei Ichzentren faßt und beschreibt, decken sie sich jedoch nicht mit den von uns entwickelten Ichformen. Zunächst erscheinen die Charakteristiken, die H. gibt, zu einseitig auf das Moralische abgestellt. Der zweite Fehler liegt darin, daß die beiden ersten Ichzentren als ausschließlich negative Werte charakterisiert werden. Demgegenüber kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß das egotistische Ichverhalten nicht amoralisch zu sein braucht, daß in seinen Bereich sogar alle Formen der sich selbstlos hingebenden sinnlich-seelischen Liebe fallen. Darüber darf der moralisch verurteilende Sinn, der mit dem Worte Egoismus verbunden wird, nicht hinwegtäuschen. Wir haben deshalb hier lieber den farbloseren Ausdruck „Egotismus“ oder „Egoität“ bevorzugt. In dieser Hinsicht steht die niedere Ichform sowohl den positiven wie negativen Äußerungen der subjektiven Wertgründe gleichmäßig gegenüber. Nur vom egozentrischen Ichverhalten darf die absolute Wertnegativität ausgesagt werden. Dieses Ichverhalten gründet in einer Ichbeziehung zu objektiven Wertgründen, welche eine negative Wertbedeutung im Sinne des Bösen besitzen. Der Sache nach steht also der Egozentrismus auf der Stufe des höheren Ichverhaltens, da es der Sphäre der objektiven Wertgründe zugewandt ist, der Form nach jedoch bildet es sozusagen eine geistig potenzierte Erscheinungsweise des niederen Ichverhaltens, das dadurch den Charakter einer negativen grundsätzlich antisozialen Wertrichtung erhält.

Wir bemerken abschließend, daß die Untersuchungen H.s durchaus in die Richtung der personalistischen Wertlehre weisen, und daß sie uns deshalb von ganz besonderem Werte im Sinne der Bestätigung der von uns vertretenen Anschauung sein müssen.

V. Aus der Bezeichnung der oben entwickelten Werttheorie als einer personalistischen könnte der Schluß gezogen werden, daß mit dem Namen auch die Sache von William Stern übernommen worden sei[6]). Aber der Begriff der „Person", so wie ihn Stern bildet, liegt auf einer anderen Ebene, als der Begriff des Wertungssubjektes oder Ich.

Die vom Ich durchdrungene psychophysische Existenz des Menschen haben wir als die „menschliche Persönlichkeit" in einen Begriff zusammengezogen. Dieses Gesamtgebilde ist es, das auch Stern vorschwebt, und das er unter dem Namen der Person nach allen Richtungen hin zu bestimmen sucht. Die Person in diesem Sinne ist ihm eine Unitas multiplex, d. h.: „Person ist ein solches Existierendes, das trotz der Vielheit der Teile eine reale eigenartige und eigenwertige Einheit bildet und als solche trotz der Vielheit der Funktionen eine einheitliche selbsttätige Zielstrebigkeit vollbringt." Die ganze Welt löst er aber in eine Hierarchie von Personen dieser Art auf. Der Mensch ist eine hierarchische Stufe, eine Gattungserscheinung des Faktums Person. So wie er sich in ihm übergeordnete Personen (Volk, Menschheit, Gott) eingliedert, in ihnen ist, so untergliedert er sich wieder in kleinere Personen, wie Zellen, Moleküle, Atome (letztere als die absolute Sache oder das Material an sich). In einer solchen Auffassung wird das Wesen der Einheit, das allen Arten des Lebenden innewohnt, in dem Begriff der Person nivelliert. Das Individuum wird zu einer undifferenzierten Gattungserscheinung. Es stellt nicht mehr die Individualität im Sinne der Icheinzigkeit dar, sondern das teleologische Einheitsprinzip in allen seinen Formen. Eine solche gedankliche Erfassung der Welt durch ein System von ineinandergegliederten Personcharakteren ist begrifflich durchaus vollziehbar. Es werden die von der Person in dieser allgemeinen Anschauung ausgesagten Eigenschaften ja auch in gewisser Weise zur Bestimmung des menschlichen Ich dienen können, nur gerade das wesentlich Eigentümliche desselben als personaler Wertinstanz sind sie nicht geeignet zu erfassen.

Stern unterscheidet zwei Phasen des Person-Seins; die Selbsterhaltung und die Selbstentfaltung. Erstere stellt den beharrenden, gesetzmäßig festgewordenen Zustand dar, letztere die der Person zugeschriebene Fähigkeit, „durch spontane Tat, einheitliche Bewußt-

---

[6]) Stern, William, System des kritischen Personalismus; Person und Sache, Leipzig 1923; Die menschliche Persönlichkeit, ebenda.

heit, freien Willen, vernünftiges Wählen stetig sich selbst auszugestalten zu immer größerer Vollkommenheit". Durch sie wird nicht nur das individuelle Ganze fortgesetzt, sondern erweitert. Dadurch wird die Welt vor Stillstand bewahrt und bekommt Entwicklung. S. 170 in „Person und Sache" heißt es: „Wir müssen alles Existierende denken in der Form von Selbsterhaltungsganzen; aber sich restlos erschöpfend in der Selbsterhaltung können wir es nicht denken, da sonst in der Welt absoluter Stillstand und kein Geschehen wäre. Wir nehmen deshalb noch eine zweite Art des personalen Funktionierens an . . ." „Diese zweite Funktion nennen wir Selbstentfaltung; erst wo sie aktuell wird, ist die ‚Person' im vollsten Sinne des Wortes verwirklicht."

Diese Art Selbstentfaltung konnten wir auch vom Wertungssubjekt aussagen, nicht jedoch die Selbsterhaltung, welch letztere dem Gebiete der subjektiven Wertgründe, das nach Stern auch personalistisch aufzufassen wäre, zuerkannt werden kann, ohne Selbstentfaltung auch hier auszuschließen. Es ist schon bezeichnend, daß Stern die Form wählt, daß man die Selbstentfaltung annehmen müsse, weil sonst Stillstand wäre. Aber dieser konstruktive Zug und der Hang zur Verallgemeinerung im analogisierenden Denken beherrscht viele Ausführungen Sterns. Sterns Begriff der Person ist wohl „denkbar", aber wir halten ihn nicht für eine „Tatsache" in allen Bestimmungen, die der Person zugesprochen werden. Gerade in der Selbstentfaltung läßt sich sehr wohl eine gesetzmäßig sich wiederholende Erneuerung der Lebensprozesse, wie eine schöpferische Entwicklung, die zu Neuem führt, unterscheiden. Letztere ist u. E. nur von der ichheitlich menschlichen Persönlichkeit auszusagen. Darin bekundet sich gerade die „Personalität" der Wertung gegenüber den unterpersönlichen Wertansprüchen der subjektiven Wertgründe. Ja selbst die objektiven Wertgründe scheinen uns das Merkmal einer stagnierenden Entwicklungsruhe zu zeigen. Ihre Ausdeutung als Person kann jedenfalls nicht im analogisierenden Denken geschehen, das seine Vorstellungen sich doch letztlich nur aus der Naturerkenntnis geholt hat, was bei Stern immer wieder durchleuchtet. Durch die generalisierende Verwendung des Personbegriffs bekommt der Personalismus Sterns gerade vom Standpunkte der personalistischen Werttheorie einen eigenartig „unpersönlichen" Zug. Die der menschlichen Persönlichkeit untergeordneten Personen erhalten bei Stern eine zu reiche Charakteristik; die menschliche Persönlichkeit, speziell ihr personaler Mittelpunkt, das Ich, erscheint un-

genügend in seiner unvergleichlichen Individualität charakterisiert. Stern verwendet den Ichbegriff zur allgemeinen Beschreibung seines Personbegriffes, und zwar von der subjektiven Seite her: „Ein Wesen, das seine eigene Einheit als Ganzheit erlebt, nennen wir ein ‚Ich'." Zur Charakteristik des Ich aber in diesem allgemeinen Sinne bedient Stern sich im Grunde der Merkmale, die wesentlich nur an der spezifisch menschlichen Person mehr oder weniger beobachtet werden können. Er erfaßt dieses Ich als psychophysisch jenseitig, aber obgleich er es als Substanz interpretiert, so steht ihm für die Kennzeichnung derselben doch nicht der Begriff des Geistigen zu Gebote. Dieser nivelliert sich ihm auch im Psychischen. In „Person und Sache", S. 198, heißt es: „Damit ist alles, was man heute unter dem Begriff des Psychischen faßt und früher unter dem des Geistigen faßte, eingeordnet in das personalistische System und untergeordnet unter den Begriff der Person." „Die ‚Personen an und für sich' sind ihrem Grundwesen nach weder physisch noch psychisch, sondern sie sind schlechthin." „Die ‚Personen für sich' (das sind die in der Phase der Selbsterhaltung eingestellten) erscheinen anderen Personen physisch und sich selbst psychisch, aber sie sind metaphysisch und metapsychisch." Das Psychische und Physische werden dann im Sinne Spinozas und Fechners als die zwei Erscheinungsweisen eines Substantiellen aufgefaßt: in diesem Falle der Person. „Hiernach sind die Personen metapsychisch, weil das Psychische nicht ohne Substrat in der Luft schweben kann." Als die positiven Merkmale dieses als Person charakterisierten metaphysischen und metapsychischen Substrates werden dann zwei formale Beschaffenheiten angeführt: die Individualität des Seins (die mehr ist als die bloße phänomenale Bewußtseinseinheit) und die Zielstrebigkeit des Wirkens (die mehr ist als bewußte Zwecksetzung). L. c., S. 204, lesen wir: „Das Wesen der Person jenseits von Psychisch und Physisch erfassen wir positiv in den Attributen der Individualität und der immanenten Zwecktätigkeit, weil diese Attribute sich sowohl in der objektiven wie in der subjektiven Erscheinungsform offenbaren." „Nicht daß es Physisches und Psychisches gebe, sondern daß es reale Personen gebe, ist die Grundtatsache der Welt. Daß diese Personen sich und anderen erscheinen können und hierdurch die Phänomene des Psychischen und Physischen erzeugen, ist erst eine Welttatsache zweiten Ranges. So wird denn der bisher selbständig auftretende Parallelismus zu einem bloßen Moment innerhalb eines größeren Gedankensystems herabgedrückt."

Damit ist nun klar der Unterschied des Ichs im Sinne der personalistischen Werttheorie vom sozusagen unpersönlichen weil generellen Ich des Sternschen Personalismus zum Ausdruck gekommen. Wenn wir auch nichts gegen den Gedanken einwenden würden, daß Psychisches und Physisches nur zwei Erscheinungsweisen einer höheren Realität seien, so können wir mit dieser Realität jedoch niemals das personalistische Ich der menschlichen Persönlichkeit oder sonstiger Personen identifizieren. Wir würden den übergegensätzlichen Ursprung von physisch und psychisch vielmehr in der geistigen Sphäre suchen müssen, wie es am Schlusse des dritten Kapitels angedeutet worden ist. Ob wir in dieser Sphäre den Personbegriff analogisierend verwenden dürfen, ist eine sehr ernsthafte Frage. Jedenfalls ist das ichheitliche Zentrum der menschlichen Persönlichkeit im Sinne der personalistischen Werttheorie nicht als das reale Substrat des Gebietes der subjektiven Wertgründe und des übrigen psychophysischen Menschen-Seins aufzufassen. Vielmehr tritt es als eigene Realität dieser psychophysischen Welt als einer selbständigen Welt — mag man sie nun spinozistisch ausdeuten oder nicht — gegenüber.

Wenn nun dieselben Kriterien, die Stern seinem Person-Ich beilegt, auch auf das Ich als personale Wertinstanz passen, so ist damit keineswegs die Identität beider bewiesen. Auch wir könnten es unterschreiben, wenn Stern, l. c. S. 205, sagt: „Ich ist weder identisch mit Ichbewußtsein noch mit Seele." „Die substantielle Vorbedingung und der metaphysische Sinn des Ichbewußtseins ist die Person als Ich. Hinter dem bewußten ‚Mich' liegt das bewissende ‚Ich'." „Das Ich ist weder bloßes Phänomen, noch bloße Tätigkeit, vielmehr reale Substanz." Demnach wird die ihm innewohnende teleologische Kraft auch nicht durch bewußte Zwecksetzungen, die als causa finalis wirken, zu verstehen sein, sondern als eine ursprüngliche Anlageteleologie, als eine auf Bewußtsein nicht angewiesene Zielstrebigkeit. Diese Charakteristik ließe sich für das Wertungssubjekt auch verwenden. Sie hat aber eine ganz allgemeine Bedeutung, indem sie für alles Lebendige gilt, für die in der Pflanze treibende Lebenskraft nicht weniger, wie für das seelisch bewegte Dasein des Tieres, wie für die individuell geistig orientierte menschliche Persönlichkeit. Und so gewinnt der ganze Personalismus Sterns schließlich eine biologische Struktur. Er stellt die äußerste Verallgemeinerung des Vitalismus und seines Entelechiebegriffes dar, indem im analogisierenden Denken der Begriff der Hierarchie eine unendliche

Stufenverkettung von Personen schafft. Wo Aristoteles und neuerdings Driesch den Begriff der Entelechie nur zur Bezeichnung der Zweckimmanenz eines biologischen Prozesses verwenden, wo Leibniz eine ähnliche Entwicklungsimmanenz auf dem Gebiete des Geistigen durch den Begriff der Monade zu verdeutlichen suchte, da wird von Stern die äußerste Konsequenz aus dieser Art Anschauung gezogen, indem er das ganze Weltgebäude in eine Hierarchie gleichgearteter Personeinheiten auflöst. So einfach aber ist das Weltganze bei näherer Betrachtung nicht beschaffen.

Es ist hier nicht der Ort, dem Personalismus Sterns in der Weise gerecht zu werden, daß man der Fülle der einzelnen Erkenntnisse Erwähnung tut. Hier soll nur der Sternsche Personbegriff als ein toto genere vom Wertungssubjekt verschiedenes Gebilde hingestellt werden. Die Sternsche Person ist keine Individualität im Sinne des menschlichen Ichs, wie es oben beschrieben wurde. Sie ist ein durch „Eigenart" ausgezeichneter und insofern individueller Wirkungscharakter, der, obgleich metapsychophysiologisch ausgedeutet, doch mit dem prinzipiellen Merkmal der zeitlichen Vergänglichkeit und räumlichen Begrenztheit behaftet ist. Die Individualität der Person ist insofern im Grunde naturwissenschaftlich vorgestellt. Sie ist einesteils keine andere als die Individualität zweier Tische, die auch unvertauschbar und unvertretbar als für sich seiende Entitäten bestehen. Darüber hinaus erläutert Stern die Individualität der Person durch die letzte irreduzible, weil persönliche Qualität oder Eigenart. Diese ist zu denken als eine singuläre inkommensurable Daseinsform. Außerdem wird für jede Person ein qualitativ ureigenstes Inhaltliches ausgesagt, wodurch sie sich von jeder anderen unterscheidet. Man sieht, es ist kein Prinzipium individuationis übersehen worden, um die Person zu charakterisieren. Von der menschlichen Ichpersönlichkeit, die Stern im Grunde immer erfühlt, gelten alle diese Kriterien ihrer Individualität zweifelsohne. Aber für die entelechiale Person der Pflanzenkeime gleicher Art möchten wir doch die Eigenschaft eines ureigenen qualitativen Inhaltes, der sie gegeneinander individuierte, bezweifeln. Es eignet ihm keinerlei individuelle „synthetische" Entwicklung.

Der Begriff des Ich in der personalistischen Werttheorie ist als eine qualitative Individualität in dem Sinne aufzufassen, daß sie zunächst von allen Wesenheiten, denen man den Namen Ich oder Person noch beilegen könnte, ihrem Sosein nach wie ihrem Dasein nach unvergleichlich verschieden ist. Die Seinsart des menschlichen Ich ist in keiner

Weise irgendwo im Kosmos, soweit er menschlichem Denken und Erschließen zugänglich erscheint, als nochmalig vorkommend nachzuweisen. Alles, was von dem menschlichen Ich ausgesagt werden kann in bezug auf sein Sein und sein Sosein ist in keiner Weise zu verallgemeinern zur Erklärung irgendwelcher Lebenseinheiten. Wo das geschieht, kann nur ein analogisierendes und rein konstruktives Denken vorwalten. Das Wesen der menschlichen Individualität, so wie es die personale Wertlehre erfaßt, ist von einer nach Seinsart und Sosein charakterisierten individuellen Beschaffenheit, die eine Unterordnung unter einen Gattungsbegriff des Ich nicht gestattet. Es ist der Begriffssinn der ichheitlichen Individualität des Menschen, daß sie nicht zum Gattungsbegriff verallgemeinert werden kann. Es gibt so wenig eine Hierarchie von Ichwesen, wie ein Mensch vom andern Ich sagen kann. Es mögen die Eigenschaften der Zielstrebigkeit und der individuellen Eigenart des Seins auch von anderen Gebilden auszusagen sein, die man insofern als Personen begrifflich zusammenfassen mag. Aber der „allgemeine“ Begriff der Individualität des menschlichen Ich läßt diese „logisch“ einwandfreie Verallgemeinerung als einen inneren Begriffswidersinn erkennen. Denn individuell heißt beim menschlichen Ich „einmalig“, und das, was einmal ist, läßt sich nur als dieser formale Charakter, nicht aber nach der inhaltlichen Struktur=Person von mehreren aussagen. Auch das formale Kriterium des Wirkungscharakters der Zielstrebigkeit läßt sich verallgemeinern über das menschliche Ichwesen hinaus. Aber die im Wertungssubjekt gegebene inhaltliche Erscheinungsform desselben, wie es in der alternativen Wertintention von Egoität und Idealität gelegen ist, das führt in eine Wirklichkeit des individuellen Seins hinein, die nirgendwo ihresgleichen hat und nicht in den Begriff einer allgemeinen Person nivelliert werden kann. Formal läßt sich schließlich alles in gedankliche Verbindung bringen, aber material ist die menschliche Ichpersönlichkeit in ihrem individuell ichheitlichen Zentrum etwas Einziges, das als das spezifisch Menschliche in der Welt nicht wieder angetroffen wird, nicht einmal in hierarchischen Abstufungen, die immer nur auf Grund inhaltlicher Kriterien vorstellbar sind. Der Gedanke der Hierarchie ist durchaus dem generalisierenden naturwissenschaftlichen Denken entsprungen, wenn man ihn faßt wie Stern. Es ist dasselbe Denken, das die menschliche Entwicklung durch kontinuierliche Abstufungen in das Tierreich genetisch herabführen möchte. Aber es ist hier wie da unmöglich, zwei Welten dadurch begreifen zu wollen, daß man

sie mit Allgemeinbegriffen überbrückt, richtiger überdenkt. Der Gedankenbrücke wohnt nur dann Wahrheit inne, wenn ihr auch eine Seinsbrücke entspricht. Der Begriff des „Ich“ kann nur zur Charakteristik der in der „menschlichen“ Persönlichkeit erreichten Person-Stufe verwendet werden.

Wenn wir also den Sternschen Begriff der Person als in sich widerspruchsvoll, als ein wesentlich durch naturwissenschaftliche Merkmale erklärtes metapsychophysisches Gebilde ablehnen müssen, wenn wir vor allem die unbegrenzte Verallgemeinerung des Individualitätsbegriffes im analogisierenden Denken als reine rationalisierende Konstruktion erkennen müssen, so liegt doch in der ganzen Denkrichtung Sterns eine innere Überzeugtheit von der Bedeutung und dem Sein individueller Mittelpunkte in den Gestalten des Lebens, die gerade über das Naturwissenschaftliche in der Denkeinstellung unserer Tage wieder hinausweist: zunächst zwar ganz in den Bahnen des naturwissenschaftlichen Denkens selber. Aber es ist wohl ein Weltgesetz, daß dieses Denken sich so über sich hinaus entwickeln muß, daß es durch die Macht des Widerspruchs erst an seine Grenzen und dann über diese hinausgeführt werde. —

Die mechanistische Denkhaltung Sterns tritt besonders in seiner darwinistisch-teleologischen Ausdeutung des Bewußtseins als Zeichen und Erzeugnis eines Konfliktes hervor. In seinem Buche „Die menschliche Persönlichkeit“ heißt es S. 234: „Der Personalismus dagegen bekämpft die Verabsolutierung des Bewußtseins; er gibt ihm eine dienende Stellung im Zwecksystem der Persönlichkeit. . .“ Das gilt u. E. aber nur für die psychophysischen Bewußtseinserscheinungen; für die psychischen, wie das Liebeserlebnis z. B. schon nicht mehr, für die geistigen Bewußtheiten überhaupt nicht. Man wird im Gegenteil gerade den Sinn der personalen Ichentwicklung im Geiste Hegels als einen Fortschritt im Bewußtsein erkennen müssen. Und so lehnt die personalistische Werttheorie auch den von Stern der Person zugesprochenen Entwicklungsinhalt: Selbsterhaltung und Selbstentfaltung als eine rein dem analogisierenden mechanistischen Denken entsprungene Sinndeutung ab. An das Ich im Sinne der personalen Wertinstanz kann der Gedanke, daß es sich erhalten will, sinnvoll überhaupt nicht herangetragen werden, da ein Tod desselben als geistiger Tatsache nicht vorstellbar ist. Ebenso ist die Selbstentfaltung nur ein mit größter Vorsicht für die Charakterisierung der Ichentwicklung verwendbarer Begriff. Wachstum, Reifung usw.



sind nur im übertragenen Sinne zu gebrauchen, da ein Vollkommenheitsmaßstab in geistiger Hinsicht durch solche Bezeichnungen nicht ausgedrückt wird.

Während für die personalistische Werttheorie das Wesen der Ichentwicklung in der fortschreitenden Ichbewußtheit gesehen wird, die das Ich sich in der Auseinandersetzung mit den subjektiven und objektiven Wertgründen erwirbt, wird bei Stern unter Ichbewußtheit das psychophysische Ichbewußtsein verstanden: „So zeigt denn das Ichbewußtsein am allerstärksten jenen Konfliktcharakter des Bewußtseins überhaupt." (S. 232.) Das entwicklungsgemäße Sein der Person spielt sich nach Stern im Unbewußten ab. Diese Person tritt als das Weitere dem Ichbewußtsein gegenüber. In Sterns Personbegriff erscheinen die drei großen Tatsachen: das Ich, die subjektiven und die objektiven Wertgründe nicht unterschieden. Indem er nicht zur Erkenntnis der subjektiven Wertgründe als relativ selbständiger unterpersönlicher Wertsphäre vordringt, kommt er zu dem einseitigen Ergebnis: „Nicht die Person ist teleologisch, weil sie psychisch ist, sondern das Psychische ist teleologisch, weil es persönlich ist." (S. 249.) In gleicher Weise erscheint der auch von Stern getroffene Unterschied zwischen Egoismus und Egozentrismus unzureichend charakterisiert. (S. 59, 263 ff.) Es steht gewiß jedem frei, diese Begriffe zu definieren, aber vom Standpunkte der personalistischen Werttheorie bieten die Sternschen Formulierungen keine charakteristischen Gegensätze, da in ihnen das Moment der unter- und überpersönlichen Wertsphären ebensowenig zum Ausdruck kommt, wie eine Wesenseigentümlichkeit des personalen Ichverhaltens.

Dagegen kann die Auffassung, die Stern vom Sein der normativen idealen Wertsphären hat, als Bestätigung der Ausführungen im Text genommen werden. Für Stern erweitert sich der abstrakte Idealismus von leitenden Wertideen in einen konkreten Idealismus, der dort, wo ein Gelten besteht, auch ein Sein findet. (S. 51.) Wie das im einzelnen gemeint ist, werden wohl erst die Ausführungen der jetzt erscheinenden Wertphilosophie Sterns erkennen lassen. Wir bedauern, daß sie uns noch nicht vorliegt. Sie gibt vielleicht eine Gelegenheit, nicht nur das Trennende der aus gemeinsamer Grundhaltung erwachsenen Anschauungen eines Personalismus hervorzuheben, sondern auch das sie miteinander Verbindende.

...nung mit der sterbenden Wert-
...ilienfeld, o. Prof. der theore-
...Hamburgischen Universität. XII, 288 S. gr. 8° Gmk 8.—

... Anlauf der Kritik. 2. Vom Tatbestand der wirtschaftlichen ... der wirtschaftlichen Dimensionen. 4. Vom Sinn der wirtschaftlich... 5. ... Gleichungen des Tausches. 6. Ausklang der Kritik.

Grundprobleme der funktionellen Verteilung des wirtschaftlichen Wertes.

Von Dr. **Carl Landauer.** Mit 5 graphischen Darstellungen im Text. III, 253 S. gr. 8° 1923 Gmk 7.—

Inhalt: I. Begriff und Möglichkeit einer Theorie der funktionellen Verteilung. 1. Entwicklung des Problems. Macht oder ökonomisches Gesetz? 2. Begriff der wirtschaftlichen Macht und der funktionellen Verteilung. 3. Die relative Widerstandsfähigkeit der wirtschaftlichen Machtverhältnisse gegen unmittelbare Eingriffe außerökonomischer Gewalt. 4. Technisch bedingte und sozial bedingte Wirtschaftsfunktionen. 5. Der Einfluß einseitiger Bildung von Gesamtwertkomplexen auf den Funktionsertrag. 6. Die Bedeutung der Erkenntnis von der relativen Widerstandsfähigkeit der Funktionserträge für die Möglichkeit einer oeconomia pura. — II. Der Inhalt der Theorie der funktionellen Verteilung (Zurechnungslehre). 1. Das Zurechnungsproblem. 2. Die Zurechnung eines Nutzerfolges an nicht ersetzbare und nicht anderweitig verwendbare Komplementärgüter. 3. Das Zusammenwirken ersetzbarer und anderweitig verwendbarer Komplementärgüter. 4. Produktivitätsgleichungen und Grenzproduktivität. 5. Die Einwände gegen die Berechnungslehre. 6. Die Zurechnung in der Naturwirtschaft.

Die Ausgangspunkte der Wirtschaftswissenschaft.

Von Dr. **Sven Helander,** hauptamtl. Dozent der Nationalökonomie u. Leiter der Handelshochschulkurse zu Gothenburg. III, 122 S. gr. 8° 1923 Gmk 3.—

Inhalt: 1. Die Problemstellung. Deutsche und englische Nationalökonomie. 2. Der Begriff der Wirtschaft und der Ausgangspunkt der Wirtschaftswissenschaft. ... Reine und historische ... che Wirtschaftswiss... senschaft. 6. Statisch... he Wirtschaftswiss... rtschaftsstufentheor...

Die öko... Wirtschaft...

... mk 4.—

In... ie ökonomischen K... 5. Die Bedeutung...

De... üngeren Autoren ... delt die Fragen d... Stellung des Histor... azu beitragen, di... zurückzuführen, ... enschaft verstande...

Die The... evons.

Aus d... Jevons beson... ertragen und ... Weinberg... gegeben von F... S. kl. 8° 1924 ... geb. 6.—

In... eorie des Nutzens. ... Theorie des Kapita... Löhnen und Gewi... edankens.

Hugo Münsterbergs Bedeutu[...] Dr. **Frieda Wunderlich,** Ch[...]tten[...]

Inhalt: Einleitung. — Darstellung des Mün[...] 1. Die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der W[...] schaftliche Wert in der Psychologie. Die Abteilung des [...] Werte der Wirtschaft. 3. Die exakte Psychologie im Dienst [...] Darstellung und Bedeutung der Taylor-Münsterbergschen [...] Münsterbergscher Ideen in Deutschland. Kritik der Eignungspr[...]ung und [...]senschaftl. Betriebsführung. 4. Der Wert der Wirtschaft. Die Vernachlässigung der Bedürfnisse und de[...] Konsumtion, der produktiven Kräfte, des Gesellschaftsbegriffs. Die Identifizierung von Wir[...]schaft mit kapitalistischer Wirtschaft. Die Aufstellung eines andern Wirtschaftsziels. — Schluß[...]

Grundzüge einer Philosophie der Volkswirtschaft. Versuch eine[...] Volkswirtschaftslehre auf philosophischem Grunde. Von **Rudolf Stolzmann**[...] Prof. und Ehrendoktor der Staatswiss. VII, 225 S. gr. 8° 1920 geb. Gmk 6.5[...]

Inhalt: Einleitung. — I. Allgemeiner Teil. 1. Die Abgrenzung des wirtschaft[...]philosophischen Feldes. 2. Die Philosophie ist sozial, zunächst als Erkenntnistheori[...] 3. Das Soziale in der Metaphysik. 4. Das Soziale in der Ethik. 5. Zusammenfassung. 6. D[...] Philosophie als Schlüssel zur sozialen Erkenntnis. 7. Individuum und Gesellschaft. 8. D[...] Unterscheidung der natürlichen und der sozialen Kategorien in der Volkswirtschaft. 9. D[...] Bedeutung der sozialen „Machtverhältnisse". — II. Die angewandte Wirtschaft[...]philosophie. 10. Das Problem des Eigentums. 11. Das Eigentum in der Zukunft. 12. D[...] Arbeitsproblem. 13. Das Wesen des Kapitals. 14. Die Konkurrenz als Bindeglied zwisch[...] Individual- und Sozialprinzip. 15./16. Das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit. 17. D[...] Wege zur Versöhnung. 18. Die Lösung des Beteiligungsproblems. 19. Das Wertproble[...] Der Wert „an sich".

Wesen und Ziele der Wirtschaftsphilosophie. Von Prof. Dr. h. [...] **Rud. Stolzmann,** Senatspräsident a. D., Charlottenburg. Aus dem En[...]wurf eines zusammenfassenden Vortrags, abgedruckt als systematische Ergä[...]zung zu des Verfassers „Grundzüge einer Philosophie der Volkswirtschaft[...] 52 S. gr. 8° 1923 Gmk 1.[...]

Fundament der Volkswirtschaftslehre. Von Dr. **Othmar Span**[...] o. ö. Prof. der politischen Oekonomie an der Universität Wien. Dritte, neue[...]dings durchgesehene Auflage, mit einem Anhang: **Vom Geist der Volk**[...]**wirtschaftslehre.** XVI, 382 S. gr. 8° 1923 Gmk 7.—, geb. 9.[...]

Inhalt: Einleitung. § 1. Was soll die strenge Bestimmung des Begriffes der Wi[...]schaft leisten? § 2. Bisherige Mängel der Begriffsbestimmung der Wirtschaft. — I. Vo[...] Begriff der Wirtschaft zum Begriffsgebäude der Volkswirtschaftslehr[...] 1. Der Begriff der Wirtschaft. 2. Erscheinungsformen der Wirtschaft. 3. Die elementa[...] Leistungslehre oder die Lehre von den allgemeinen leistungsmäßigen Grundbegriffen. 4. D[...] Gestaltenlehre der Leistungen. (Der morphologische Aufbau der Volkswirtschaft und d[...] mo[...]schen Grundbegriffe.) 5. Der sachliche Aufbau der Leistungen oder der Baupla[...] der [...]rtschaft. 6. Theorie des Gutes und der wirtschaftlichen Fruchtbarkeit. — II. [...]re vom Verfahren. Umrisse einer Logik der volkswirtschaftlichen B[...]griffs[...]ogischen Aufbaues der Volkswirtschaftslehre. — Anhang: Vom Geist d[...] Volkswirtschaftslehre.

Jahrbücher für Nationalökonomie. Bd. 117, 1: . . . Alles in allem ist da[...] Buch ohne Zweifel eine bedeutsame Leistung, deren wesentliche Stücke wirklich zum Fun[...]dament der zukünftigen Volkswirtschaftslehre als Teil der Gesellschaftswissenschaft werde[...] können . . . Georg Jahn (Braunschweig[...]

Kategorienlehre. Von Dr. **Othmar Spann,** o. ö. Professor an der Universitä[...] Wien. („Die Herdflamme". Herausgegeben von O. Spann. Ergänzungsband 1.[...] XVI, 373 S. kl. 8° 1924 Gmk 5.—, geb. 6.5[...]

Inhalt: I. Einführung und geschichtlicher Ueberblick. — II. Die Ur[...]weisen des Seins. 1. Allgemeine Erklärung des Wesens der Ganzheit. 2. Die Urweise[...] der Ausgliederung und Vollkommenheit mit ihren Besonderungen. 3. Die Weisen der Rück[...]verbundenheit des Gliedes im Ganzen. — III. Ausblicke. 1. Ganzheit und Ursächlichkeit[...] 2. Kategorienlehre und Ontologie. 3. Bemerkungen über die Bedeutung des Begriffes de[...] G[...]it für den Begriff der Erkenntnis. 4. Bemerkungen über den Unterschied von Ganz[...]heit, [...]orm, Substanz und Teilnahme. 5. Gezweiung, Dreizahl, dialektische Methode. 6. De[...] Gott[...]beweis aus dem Begriffe der Ganzheit. — Sachverzeichnis.